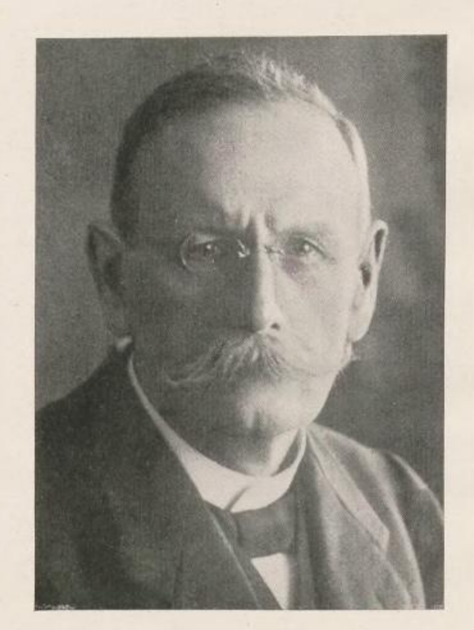


Wilhelm Behring

Elbinger Jahrbuch, Heft 5/6, 1927, Tafel 1.

Elbinger Jahrbuch

Zeitschrift der
Elbinger Altertumsgesellschaft und der
städtischen Sammlungen zu Elbing.



Erscheint in zwangloser Folge.
Im Auftrage der Elbinger Altertumsgesellschaft
herausgegeben von

DR. BRUNO EHRLICH

Heft 5/6

Mit 57 Tafeln und 7 Abbildungen im Text

Kommissionsverlag von Thomas & Oppermann
(Ferd. Beyer's Buchhandlung) Königsberg i. Pr.
Elbing 1927.

Ausschuss des Elbinger Jahrbuchs: Prof. Dr. Bruno Ehrlich.
Bibliotheksdirektor Dr. Hanns Bauer.
Prof. Dr. Traugott Müller.

Zuschriften sind an den Herausgeber
Prof. Dr. Ehrlich, Elbing, Yorkstrasse 8, zu richten.

Für den Inhalt der veröffentlichten Abhandlungen usw.
sind die Verfasser derselben verantwortlich.

Druck von E. Wernichs Buchdruckerei, Elbing.

Dem Andenken

an

Wilhelm Behring

* 22. 2. 1853
† 6. 11. 1925

Vorwort des Herausgebers

Nach zweijähriger Pause erscheint das Elbinger Jahrbuch als Doppelheft 5/6. Die hohen Herstellungskosten des mit zahlreichen Abbildungen auf 57 Tafeln und im Texte ausgestatteten Bandes machten es erforderlich, die für zwei Jahre bestimmten Mittel dafür zu verwenden.

Dieses Heft ist dem Andenken an Professor Wilhelm Behring gewidmet, der etwa ein Vierteljahr nach dem Erscheinen des vorigen Heftes aus seinem Erdendasein abberufen wurde. In seiner Bedeutung als Elbinger Historiker wird Behring von seinem Freunde Th. Lockemann in einem besonderen Aufsatze (S. VII ff.) gewürdigt. Was er der Elbinger Altertumsgesellschaft gewesen ist, die ihn zu seinem 70. Geburtstage am 22. Februar 1923 zu ihrem Ehrenmitgliede ernannte, ist in dem Bericht über die Tätigkeit der Gesellschaft im Vereinsjahre 1924/25 (S. 158) zum Ausdruck gebracht worden. Mit der Widmung dieses Bandes möchte die Elbinger Altertumsgesellschaft auch nach aussen hin ihre hohe Verehrung für den Verewigten und ihren Dank an ihn bekunden. Wilhelm Behring hat die Begründung des Elbinger Jahrbuchs freudig begrüsst. Sah er darin doch die Möglichkeit, Bausteine zur Geschichte unserer Stadt zu sammeln, für die er Jahrzehnte seines Lebens gearbeitet und zu der er ein umfangreiches, überaus wertvolles Material zusammengebracht hatte. Einen solchen Baustein hat er noch selbst für das Jahrbuch geliefert, einen Beitrag zur Geschichte der Befestigung Elbings, der im zweiten Heft abgedruckt ist. Seine Absicht, an dieser Stelle auch eine Abhandlung über die Zerstörung des Elbinger Ordensschlosses zu veröffentlichen, konnte Behring nicht mehr zur Ausführung bringen. Die Hoffnung, dass

er durch die notwendig gewordenen Augenoperationen wieder Kraft zu neuer Arbeit gewinnen würde, erfüllte sich leider nicht in der gewünschten Weise. So bleibt uns nur der Wunsch, dass seine reichen Materialien zur Stadtgeschichte bald durch einen berufenen Historiker verarbeitet werden und dann wenigstens nach seinem Tode noch im Elbinger Jahrbuch veröffentlicht werden können.

Trotzdem für das vorliegende Heft die Mittel für zwei Jahre verfügbar waren, hätte der Druck ohne weitere Beihilfen doch nicht durchgeführt werden können. So danken wir denn auch an dieser Stelle der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft für die Beihilfe von 500 Mk. und den Kirchengemeinden von St. Marien und St. Nicolai für die Beihilfen von 100 bzw. 50 Mk. zur Herstellung von Druckstöcken. Ferner danken wir dem Magistrat Elbing und dem Inselverlag Leipzig für die freundliche Genehmigung zur Herstellung von Galvanos nach schon vorhandenen Druckstöcken und dem Verlage W. de Gruyter-Berlin für die leihweise Hergabe von zwei Druckstöcken. Von den Buchbesprechungen musste eine Anzahl, um den Umfang des Heftes nicht allzustark werden zu lassen, noch für das nächste Heft zurückgestellt werden, das schon zu Weihnachten dieses Jahres erscheinen soll.

So möge denn auch Heft 5/6 seinen Weg in die Öffentlichkeit antreten und die gleiche Anerkennung finden, wie sie in erfreulicher Weise seinen Vorgängern zuteil geworden ist. Möge es als eine würdige Weihegabe für Wilhelm Behring befunden werden.

Elbing, im August 1927.

B. Ehrlich.

Inhaltsverzeichnis

Wilhelm Behring zum Gedächtnis.

Von Theodor Lockemann.

Als Professor Wilhelm Behring am 9. November 1925, drei Tage nach seinem friedlichen Tode, auf dem alten Kirchhof von St. Marien in Elbing zu Grabe getragen wurde, folgte nur eine kleine Schar seinem Sarge. Er hatte in der bescheidenen Zurückhaltung, die ein Grundzug seines Wesens war, gewünscht, dass der Tag seiner Beerdigung nicht bekannt gegeben werden möge. Aber um so grösser ist die Zahl derer, die dem Andenken dieses seltenen Mannes zeit ihres Lebens die tiefste Verehrung zollen. Besonders wird seinen ehemaligen Schülern und dem Kreise, der sich um das Elbinger Jahrbuch schart, sein Bild lebendig bleiben. Den Historiker hatte die Elbinger Altertumsgesellschaft an seinem 70. Geburtstag durch die Verleihung ihrer Ehrenmitgliedschaft gefeiert. Für den Menschen bedurfte es solcher Bekundung seines Wertes nicht. Er war eine der höchst geachteten Persönlichkeiten der Stadt, der er durch Abstammung, Beruf und Studien verbunden war. In Elbing hatte er am 22. Februar 1853 das Licht der Welt erblickt und von Ostern 1862 bis 1871 das Gymnasium besucht; hierher war er nach vierjährigem Geschichtsstudium in Berlin, München und Göttingen und dem in Göttingen am 15. Juli 1876 abgelegten Staatsexamen zurückgekehrt; hier hatte er seinen Beruf ausgeübt, zunächst von Ostern 1877 bis Weihnachten 1880 an der damaligen Realschule I. Ordnung als Probekandidat und Hilfslehrer, sodann von Neujahr 1881 bis zu seinem Übertritt in den Ruhestand am 1. Oktober 1912 am Gymnasium als Hilfslehrer, Oberlehrer und Professor.

Unter seinen akademischen Lehrern steht Georg Waitz an erster Stelle, dessen methodisch-kritische Schulung für Behring als Historiker bestimmend wurde und in seinen Arbeiten klar zutage tritt. Freilich ist die Zahl seiner Veröffentlichungen nicht sehr gross, aber wie bedeutend sein wissenschaftliches Lebenswerk angelegt war, das schliesslich ein Torso geblieben ist, soll ein kurzer Überblick zeigen.

Eine Sonderstellung unter seinen Arbeiten nehmen die „Sicilianischen Studien“ (1. 2)*) ein, die er 1882 und 1887 erscheinen liess und mit denen er vermutlich aus seiner Münchener Studienzeit stammenden Interessen nachging. Sein letztes Ziel hierbei ist, das Verständnis der mächtigen Persönlichkeit Friedrichs II., die in der mittelalterlichen Geschichte „fast wie ein Anachronismus“ erscheint, zu fördern durch die Klarlegung der nicht in den deutschen, sondern in den sicilischen Verhältnissen liegenden Vorbedingungen, aus denen diese einsame Gestalt erwachsen ist. Der Verfasser erkennt die gleichen Züge im Antlitz des Ahnen und des grossen Enkels und gewinnt so seine Aufgabe, die Anfänge der sicilischen Monarchie zu untersuchen. Er beschreibt die politische Lage in Unteritalien, die ethnographischen Verhältnisse in Sicilien und die Staatsgründung durch Graf Roger, beleuchtet dessen kluge und scharfsinnige Politik den Genossen der Eroberung wie der Kirche gegenüber und skizziert kurz seine weise Verwaltung, „die zu dieser Zeit ihresgleichen in Europa nirgends hatte“. Hieran schliesst sich die lebendige Schilderung der stürmischen Jahre von 1127 bis 1139, in denen Rogers I. ebenbürtiger Sohn und Nachfolger Roger II., der Grossvater Friedrichs II., die sicilische Monarchie als eine unabhängige Macht begründete, den Sieg über Papst Innocenz II. errang und Neapel in sein Reich einverleibte. Die Darstellung des Verhältnisses Siciliens zum päpstlichen Stuhl und den anderen Mächten gipfelt in dem Kapitel über den zweiten Kreuzzug und Rogers schweren Schlag gegen das griechische Reich, wodurch der für Sicilien so bedrohliche Bund der beiden Kaiserreiche lahmgelegt und das ganze Kreuzzugsunternehmen vollends zugrunde gerichtet wurde. Seinen Untersuchungen, die noch in dem Buche von Erich Caspar über Roger II. eine ehrenvolle Erwähnung finden, fügt Behring Regesten des normannischen Königshauses bis 1197, also bis zum Tode Heinrichs VI., hinzu, ein erster, ebenfalls noch von Caspar als sehr verdienstvoll gepriesener Versuch normannischer Urkundenverzeichnisse, der um so höher einzuschätzen ist, als Behring gerade für diese schwierige Arbeit fast ausschliesslich auf auswärtige Bibliotheken angewiesen war.

Leider hat Behring darauf verzichtet, diese Studien fortzusetzen oder sich Themen von ähnlicher weltgeschichtlicher Bedeutung zuzuwenden. Er stellte sich fortan in den Dienst der preussischen Territorialgeschichte, die freilich bei ihm niemals den welthistorischen Hintergrund verlor, und der Elbinger Lokalforschung, die er gleicherweise nur in einem grösseren Zusammen-

*) Die eingeklammerten Zahlen beziehen sich auf das am Schluss angefügte Verzeichnis der Behringschen Veröffentlichungen.

hange betrieb. Zu den Elbinger Studien gehören die Arbeit über die „Ressource Humanitas“, die Beiträge zur Geschichte Elbings im Reiterkriege und die Untersuchungen zur Elbinger Befestigungsgeschichte. Das liebenswürdige Büchlein über die „Ressource Humanitas“ (4) verfolgt die Geschichte der Kasino-Gesellschaft von ihrer Vorläuferin, der „Freundschaftlichen Kränzchengesellschaft“ von 1789 an bis zum Jahre 1897. Sie hat über das Thema selber hinaus ihren Reiz durch die mancherlei Streiflichter, die auf die kulturellen und wirtschaftlichen Zustände in Elbing fallen, bietet dem an der Personalgeschichte Interessierten reiches Material und ist von besonderem Wert, da die Arbeiten zur Elbinger Geschichte im 19. Jahrhundert auffallend spärlich sind. In der Auswahl der Quellenbelege zeigt sich nicht selten der Humor des Verfassers. Zwei bedeutsame Ereignisse aus dem Reiterkriege, der von 1519 bis 1521 zwischen Polen und dem letzten Hochmeister Albrecht tobte und „einen grossen Teil Preussens zur Wüste machte“, finden in den Beiträgen zur Geschichte der Stadt Elbing II (12) ihre anschauliche Darstellung, zuerst die nach tapferer Gegenwehr erfolgte Eroberung Preussisch-Hollands, „das der Stadt (Elbing) schon lange ein Dorn im Auge gewesen war“, und sodann der grosse Anlauf auf Elbing am 8. März 1521. Der hier gegebenen kurzen Schilderung der Elbinger Befestigungswerke, der mehrere Skizzen des Markttores beigegeben sind, liess Behring dann in seinen letzten Jahren, 1922, im Elbinger Jahrbuch noch einen grösseren Aufsatz zur Geschichte der Befestigung Elbings in der polnischen Zeit (13) folgen. In dieser prächtig reifen Arbeit beschreibt er zunächst, Toeppen ergänzend, den Befestigungsbau bis zur Anlegung der neuen Werke nach der Thronbesteigung Sigismund Augusts in den 50er Jahren des 16. Jahrhunderts. Eine Reihe von Persönlichkeiten, deren Beziehungen zu Elbing bisher so gut wie unbekannt waren, tritt besonders ins Licht, so Heinrich Holzapfel, dessen Prospekt von 1558 als erste überlieferte Zeichnung der Festung Elbing veröffentlicht wird, ferner die beiden Danziger Baumeister Hans Schneider von Lindau und der Erbauer des Danziger Zeughauses Antoni van Obbergen, die man in Elbing wiederholt zu Rate zog, der Holländer Jansson Pingster und besonders der einheimische Architekt Timotheus Jost, „der Sprössling einer vielverzweigten Elbinger Goldschmiedefamilie“, der die umfassenden Bauten von etwa 1600 ab leitete, und daneben die Seele der damaligen städtischen Baukommission, Andreas Morenberg, aus Breslau zugewandert, durch Tüchtigkeit und Familienverbindungen schnell zu einflussreicher Stellung aufsteigend, in fast allen Ratsämtern tätig, von einer bei der dazumal im Stadthaushalt herrschenden Unordnung auffallenden und vorbildlichen Korrektheit in finanziellen Dingen. Der Festungsbau wird dann Jahr

für Jahr verfolgt und schliesslich die Neubefestigung der Stadt durch Gustav Adolfs „Ingenirer“ Heinrich Thomae dargestellt. Die beiden Zeichnungen Israel Hoppes von 1636 und 1648, diese hier zum ersten Male veröffentlicht, dienen zur Erläuterung. Wundervoll sind die umfassende Kenntnis des ganzen spröden Quellenmaterials, die sich in einzelnen Bemerkungen zeigt, die vorbildliche Nutzbarmachung der Kämmereibücher, die von Behring wohl überhaupt zum ersten Male systematisch herangezogen worden sind, schliesslich die erhellenden Angaben aus der Handwerks-, Wirtschafts- und allgemeinen Stadtgeschichte.

Neben diesen Arbeiten läuft endlich noch eine Reihe anderer Veröffentlichungen her, die mit einem der intensivsten historischen Interessen Behrings, der Geschichte der englischen Niederlassung in Elbing, zusammenhängt. Diese Gründung ist ohne eingehende Kenntnis der 1577 anhebenden Zerwürfnisse zwischen Danzig und dem neugewählten König Stephan Bathory von Polen nicht zu verstehen. Den Ereignissen des Jahres 1577 hat darum Behring einige ganz ausgezeichnete Studien gewidmet. In den Beiträgen zur Geschichte der Stadt Elbing I (5) wird eine Episode aus jenem Kampfe, der Danziger Anlauf auf Elbing, geschildert, der der Verlegung der Niederlage der polnischen Waren von Danzig nach Elbing folgte und seinerseits wieder die Bewilligung der englischen Residenz durch Elbing nach sich zog. Unter den zahlreichen Einzelheiten, die das Verhältnis der beiden Nachbarstädte sowie die politische und die Wirtschaftsgeschichte betreffen, ist der Nachweis besonders interessant, dass die Initiative zu der unbesonnenen Kriegsfahrt der Danziger Flotte vom 10. September nicht vom Rat, sondern von der leidenschaftlich erregten Masse ausging. Der Darstellung folgen die kritisch untersuchten und erläuterten Berichte, in solche Elbingisch-polnischen und Danzigisch-dänischen Ursprungs geschieden, sodann aber in zwei besonderen Veröffentlichungen das Kriegstagebuch Stenzel Bornbachs (10. 11), das als gleichzeitige Niederschrift für die Ereignisse vom 10. Juni bis zum 25. Dezember 1577 eine Quelle ersten Ranges ist.

In den grossen weltgeschichtlichen Rahmen werden diese Ereignisse dann durch die Beiträge zur Geschichte des Jahres 1577 I (6) gebracht. Hier überrascht Behring durch die völlig neue Aufdeckung der Hilfe, die Friedrich II. von Dänemark der Stadt Danzig politisch, finanziell und militärisch zukommen liess. Bestimmend für den König war nicht, wie bisher angenommen wurde, der Überfall des polnischen Söldnerführers Weiher, sondern die klare Absicht, eine polnische Seemacht nicht aufkommen zu lassen. Die ungemein aufschlussreiche Untersuchung bringt zum ersten Male Licht in die neben den kriegerischen Ereignissen herlaufenden politischen Verhandlungen und In-

trigen. Sie zeigt, dass die Hanse sich jedem tatkräftigen Eingreifen zugunsten Danzigs versagte, dass in der Stadt, besonders bei den Zünften und in den niederen Schichten, eine Partei aufkam, die Danzig von Polen lösen und der Schirmherrschaft des Dänenkönigs unterstellen wollte, dass aber schliesslich alle diese Pläne nach dem Tode des in Danziger Diensten stehenden Livländers, des Rittmeisters Klaus von Ungern, der mit rücksichtsloser Energie die dänischen Interessen vertreten hatte, zusammenbrachen. Wie die Arbeit über den Danziger Anlauf, so ist auch diese von reichen Quellenauszügen begleitet, die meist dem Kopenhagener Reichsarchiv angehören.

Das hier gegebene Bild findet schliesslich für die inneren Verhältnisse Danzigs während des Schicksalsjahres 1577 durch den zweiten dieser Beiträge (9) seine Ergänzung. Diese ausgezeichnete Arbeit, die beste vielleicht, die Behring veröffentlicht hat, gibt ein ungemein anschauliches Bild der zwischen Rat und Zünften herrschenden heftigen Zwistigkeiten, die, seit 1570 von Polen auf seiten der Zünfte geschürt, in der Misswirtschaft des Rates ihre Wurzel hatten und zur Förderung und Einsetzung der „Administration" führten. Wie die inneren Zustände durch die Belagerung, die im vorigen Aufsatz geschilderte Politik und missglückte kriegerische Gegenunternehmungen eigenartig verwickelt und verschärft wurden, wie dies anderseits die Führung einer offiziellen auswärtigen Politik zeitweise völlig unmöglich machte, wie die Opposition die neugeschaffene militärische Organisation der Bürgerschaft alsbald als wirksames Instrument in die Hand bekam, eine Art Nebenregierung errichtete und endlich am 27. September den machtlos gewordenen Rat zur Bewilligung der Administration zwang, das wird unter reicher Ausschöpfung Danziger Archivalien mit meisterhafter Sicherheit herausgearbeitet. Daran schliesst Behring die höchst wichtigen Berichte der kursächsischen Gesandten, deren vermittelnde Tätigkeit den immer heilloser werdenden städtischen Wirrwarr schlichten half. Wie weit übrigens alle diese Studien angelegt sind, zeigt auch der von der Kritik mit hoher Anerkennung aufgenommene kleine Aufsatz, in dem Behring einen italienischen Bericht des päpstlichen Nuntius aus dem Jahre 1583 übersetzt und erläutert, der sich auf den Plan Spaniens, den Niederlanden den preussisch-polnischen Getreidehandel zu sperren, bezieht. (8)

Schon dieser kurze Überblick lässt erkennen, dass die Behringschen Arbeiten der Geschichtswissenschaft eine ganze Reihe wertvoller Erkenntnisse gebracht haben. Darüber hinaus aber legen sie sämtlich von einer methodischen Sicherheit in der Benutzung der Quellen, einem Reichtum des Wissens, einer exakten Fragestellung, klaren Anschauung und Herausstellung des Wesentlichen, kurzum, von einer wissenschaftlichen Zucht

Zeugnis ab, die schlechthin vorbildlich ist und zu den besten Traditionen deutscher Wissenschaft überhaupt gehört. Behring besass die echte historische Objektivität, und so sehr er seine Vaterstadt liebte, so liess er sich doch niemals und durch nichts den Blick für die vielen Unzulänglichkeiten und Unerfreulichkeiten trüben, die in ihrer Geschichte eine Rolle gespielt haben. Er wusste bei jeder historischen Arbeit, der eigenen wie der fremden, sofort, worauf es eigentlich ankam, und ordnete stets das einzelne Faktum in den richtigen grösseren Zusammenhang. An dem genauen Studium und der intimen Kenntnis eines einzelnen Gemeinwesens hatte er seinen historischen Blick besonders auch für alle wirtschaftsgeschichtlichen Zusammenhänge geschärft, die in seinen späteren Arbeiten bestimmend hervortreten.

Nach der hier gegebenen flüchtigen Überschau könnte es fast scheinen, als ob Behring mit den späteren reifsten Arbeiten das Schwergewicht seiner Interessen in die Danziger Geschichte verlegt habe, der seine Veröffentlichungen ja in hervorragendem Masse zugute gekommen sind. Aber sie alle waren doch nur Vorbereitungs- und Einleitungskapitel zu einem grösseren Werk, das ungeschrieben geblieben ist, der Geschichte der englischen Niederlassung in Elbing. Es ist das tragische Schicksal dieses Gelehrten gewesen, dass er mit seiner eigentlichen Lebensaufgabe nicht fertig geworden ist. Nur mit ehrerbietiger Wehmut kann man die jetzt an das Elbinger Stadtarchiv übergegangenen Massen seines handschriftlichen Nachlasses betrachten, die in ihren umfassenden Materialsammlungen aus deutschen und ausserdeutschen Archiven, den Auszügen, Urkundenabschriften und Niederschriften erkennen lassen, in welchem meisterhaften Werke die wichtigste Epoche der neueren Elbinger Geschichte ihre Darstellung finden sollte. Zu diesem Torso eines grossangelegten Werkes kommt noch das Fragment seiner Arbeit über die Zerstörung des Elbinger Schlosses von 1454, die ihn bis in seine letzte Zeit hinein beschäftigt hat. Es hatte etwas Ergreifendes, zu sehen, wie er seinen kranken Augen und müden Nerven Auszug für Auszug, Seite für Seite abrang, bis dass er das Material fertig vor sich hatte; aber für die zusammenfassende Redaktion versagten die Kräfte schliesslich doch den Dienst. Möge man in Elbing den für die Stadtgeschichte wie für die Erschliessung des Stadtarchivs gar nicht hoch genug zu veranschlagenden Wert des Behringschen Nachlasses in vollem Masse würdigen und seine Verwertung ermöglichen, und möge der richtige Mann mit wissenschaftlicher Schulung und pietätvoller Ehrfurcht diese Arbeiten vollenden, ehe sie vergessen oder an Gelegenheitsveröffentlichungen zweiten Ranges buchstäblich verzettelt werden.

Ein vergrabenes Pfund sind diese Schätze nie gewesen. In den letzten Jahrzehnten sind wohl nur wenige Arbeiten zur

Elbinger Geschichte erschienen, bei denen Behring nicht um Rat gefragt worden ist und oft die wertvollsten Hinweise und Korrekturen gegeben hat. Und das Stadtarchiv, das er auch selber vom Herbst 1917 bis zum März 1919 verwaltet hat, kannte und liebte er wie ein zweiter Ferdinand Neumann, den er so hoch schätzte. Nur äusserst selten tauchten im Archivdienst Fragen auf, die er nicht zu beantworten oder zu deren Beantwortung er nicht die Wege zu weisen wusste. Der Schreiber dieser Zeilen möchte hiermit öffentlich bekunden, wieviel er neben aller sonstigen reichen Förderung und allem persönlichen Wohlwollen den Kenntnissen und der Güte des Verewigten gerade für seinen Dienst im Stadtarchiv verdankt, wie er an zahllosen Vormittagen in gemeinsamer Arbeit von dem verehrten Manne lernen durfte, wie er immer und mit allem zu ihm kommen konnte und stets Hilfe und Klarheit bekam, wenn alle Hilfsmittel versagten.

Er war ein begnadeter Lehrer. Das haben alle erfahren, die seinen in früheren Jahren wiederholt gehaltenen, stark besuchten kunstgeschichtlichen Vorträgen zuhörten, das wussten besonders seine alten Schüler. Ihm sind — wie wohl selten einem Lehrer — tiefer Respekt und vertrauende Liebe entgegengetragen worden, und sie mochten sonst so verschieden sein, wie nur immer, Behring bewahrten sie alle eine herzliche, ehrerbietige Anhänglichkeit. Die Zeichen solchen Gedenkens sind ihm stets die grösste Freude gewesen, so sehr er auch sonst in übergrosser Bescheidenheit den Ausdruck des Dankes und der Verehrung abwehrte. Aber auch wer nicht vor ihm auf der Schulbank gesessen hatte und ihm unvoreingenommen gegenübertrat, der ahnte oder erkannte hinter der schlichten Hülle die reiche, durch und durch vornehme Persönlichkeit und beugte sich vor der Lauterkeit des Menschen und der Überlegenheit dieser Gelehrtennatur. Gewiss stand Behring manchen Erscheinungen des Lebens mit einer leisen Ironie gegenüber, aber es war eine Ironie ohne Bitterkeit, und über allem lag seine wundervolle Herzensgüte. Der Ritterlichkeit alter Schule, die ihn im Verkehr auszeichnete, entsprachen sein angeborener hoher Takt und die Rücksichtnahme auf andere, die immer wieder so rührend hervortraten. Uneigennützig bis zum Äussersten, hatte er stets die grösste Freude am Wohlergehen und verdienten Erfolg anderer. Jede Phrase und jede Pose waren ihm völlig fremd. Um so fester konnte man sich auf ihn verlassen, und wie für seine Verwandten, so trat er für seine Freunde, auch ohne deren Wissen, in väterlicher Fürsorge ein. Er war treu. Dem frohen Lebensgenuss vergangener Zeiten längst entwöhnt und mit zunehmenden Jahren sich allzu ängstlich von den Menschen zurückziehend, besonders sobald das Zusammensein ihm einen irgendwie offiziellen Charakter anzunehmen schien, blieb er doch im Kreise weniger Freunde, wie

zum Beispiel der St. Georgenbrüderschaft, der heiterste Gesellschafter. Wenn er im Brüderzimmer in Gegenwart seines alten Freundes Stach und des einen oder anderen Verehrers von geschichtlichen Dingen sprechen oder alten Erinnerungen nachgehen oder heiter plaudern konnte, so war ihm wohl. Und am behaglichsten war es in seiner Wohnung, in diesem echten, schlichten Gelehrtenzimmer, wo man stets so herzlich empfangen wurde und sich an der Sicherheit seiner klugen Urteile und dem grossen Umfang seiner gediegenen Kenntnisse ebenso erfreuen konnte, wie an der harmonischen Ausgeglichenheit seines Wesens. Man gewann nach wenigen Sätzen den Blick ins Weite, sei es, dass er irgendwelche historische Einzelheiten mit alter Meisterschaft leicht an den richtigen Platz stellte oder etwa von bildender Kunst sprach, mit der er in ihren wichtigsten Epochen auf das genaueste vertraut war, oder von seinen Reisen erzählte. Denn das sei zuletzt zu seinem Ruhme gesagt: Wie er durch Alter und Leiden nicht greisenhaft, durch Einsamkeit und Entsagung nicht wehleidig geworden war, so hatte das Leben ihn auch nicht enge gemacht. Gerade durch die Weite und Lebhaftigkeit seiner Interessen behielt er bis zuletzt etwas von heiterer Jugendlichkeit. Wer ihn jemals von Leben und Kunst in München hat erzählen hören, der wird das nicht vergessen. Denn das bayerische Wesen hatte zeitlebens seine von frohen Studententagen her bewahrte Liebe. Auch an der Entwicklung der deutschen Literatur bis in die Gegenwart hinein nahm er stets mit klugem Blick und warmem Gemüt Anteil. Zu seinen Lieblingsbüchern gehörte der Stechlin. Und in diesem Buche abgeklärter Altersweisheit stehen Worte, die, wie sie auf Fontane selbst nach seinem Tode angewendet worden sind, auch diese kurze Schilderung von Behrings Art und Wesen treffend beschliessen mögen. Der Pastor Lorenzen sagt von seinem verewigten Freunde: „Für die, die sein wahres Wesen kannten, war er kein Alter, freilich auch kein Neuer. Er hatte vielmehr das, was über alles Zeitliche hinausliegt, was immer gilt und immer gelten wird: ein Herz. Er war recht eigentlich frei. Das goldene Kalb anbeten, war nicht seine Sache. Daher kam es auch, dass er vor dem, was das Leben so vieler andrer verdirbt und unglücklich macht, bewahrt blieb, vor Neid und bösem Leumund. Er hatte keine Feinde, weil er selber keines Menschen Feind war. Er war die Güte selbst. Nichts Menschliches war ihm fremd, weil er sich selbst als Mensch empfand und sich eigner menschlicher Schwäche jederzeit bewusst war. Er war das Beste, was wir sein können, ein Mann und ein Kind. Er ist nun eingegangen in seines Vaters Wohnungen und wird da die Himmelsruhe haben, die der Segen aller Segen ist."

Behrings Arbeiten.[1])

1. Sicilianische Studien I. Gymnas. Progr. Elbing 1882.
2. Sicilianische Studien II. Gymnas. Progr. Elbing 1887.
3. Bericht über den Unterricht in der Kunstgeschichte 1896/97 Gymnas. Progr. Elbing 1897.
4. Die Ressource Humanitas zu Elbing. Elbing 1897.
5. Beiträge zur Geschichte der Stadt Elbing. I. Zur Geschichte des „Danziger Anlaufs“. Gymnas. Progr. Elbing 1900.
6. Beiträge zur Geschichte des Jahres 1577. I.: Danzig und Dänemark im Jahre 1577. Zeitschrift d. Westpreuss. Gesch.-Vereins H. 43, Danzig 1901, S. 161—218.
7. Reorganisationsplan des Danziger Raths für die Lateinschulen der Stadt (1574). Mittheilungen des Westpreuss. Gesch.-Vereins, Jg. 1, Danzig 1902, S. 34—35.
8. Ein päpstlicher Legat über den Handel Danzigs (1583). Mittheilungen des Westpreuss. Gesch.-Vereins Jg. 1, Danzig 1902, S. 66—75.
9. Beiträge zur Geschichte des Jahres 1577. II.: Die Berichte der kursächsischen Gesandten Abraham von Bock und Dr. Andreas Pauli über die Friedensvermittlung zwischen König Stephan Bathory und der Stadt Danzig. Zeitschrift des Westpreuss. Gesch.-Vereins H. 45, Danzig 1903, S. 1—136.
10. Zur Geschichte des Danziger Krieges 1577. Stenzel Bornbachs Kriegstagebuch nach der Originalhandschrift. T. 1.: 10. Juni bis 6. September. Gymnas. Progr. Elbing 1904.
11. [Dasselbe] T. 2.: 7. September bis 25. Dezember. Gymnas. Progr. Elbing 1905.
12. Beiträge zur Geschichte der Stadt Elbing. II. Zur Geschichte Elbings im Reiterkriege (1519—1521). Gymnas. Progr. Elbing 1909.
13. Zur Geschichte der Befestigung Elbings in der polnischen Zeit. Elbinger Jahrbuch, H. 2, Elbing 1922. S. 117—140.

[1]) Ohne Gewähr absoluter Vollständigkeit.

Abhandlungen



Zur Frage der Elbinger Kirchenordnung.

Von E. G. Kerstan.

Die evangelische Kirche Elbings war von der Reformation bis zum Ende der Polenzeit (1772) ein in sich geschlossener, selbständiger Organismus. Dieses Kirchenwesen umfasste sämtliche Kirchspiele der Stadt und des Landgebiets. Im 18. Jahrhundert gab es in der Stadt an 5 Kirchen 9 Geistliche, und zwar 3 an St. Marien, die die Hauptkirche des evangelischen Elbing war, 2 an Heilige Drei-Könige, 2 an St. Annen und je einen an Heilig-Leichnam und Heilig-Geist; dieses Gotteshaus wurde die polnische Kirche genannt, weil in ihr auch polnisch gepredigt wurde. Das Elbinger Landgebiet hatte an 11 Kirchen 10 Geistliche, und zwar je einen für Fürstenau, Gr. Mausdorf, Jungfer, Zeyer, Neuheide, Pr. Mark, Pomehrendorf, Trunz, Lenzen-Dörbeck und Reichenbach.[1]) Der Elbinger Rat war nicht nur der Patron aller dieser Kirchen, sondern er bildete zugleich auch das allmächtige Kirchenregiment. Denn einen den andern Predigern übergeordneten Geistlichen, nach heutigem Sprachgebrauch etwa einen Superintendenten, kannte die Elbinger Kirche nicht. Wenn der erste Pfarrer an St. Marien zuweilen Senior genannt wurde, so hatte das in kirchenregimentlicher Hinsicht gar nichts zu bedeuten. Der Rat allein hatte alle Gewalt und Herrschaft über die evangelische Kirche und Geistlichkeit. Er schaltete und waltete im Kirchenwesen ganz nach seinem Belieben. Alle Befugnisse von Konsistorium und Superintendent übte er durch seine Bürgermeister und Ratsherren aus.[2])

In seiner Eigenschaft als oberste Kirchenbehörde gab der Rat auch Kirchenordnungen heraus. Die Geschichte der Elbinger Kirchenordnung liegt leider noch sehr im argen. Im Jahre 1921 erschien von Paul Graff ein Werk über die „Geschichte

[1]) E. G. Kerstan, Die evangelische Kirche des Stadt- und Landkreises Elbing von der Reformation bis zur Gegenwart. Elbing 1917. S. 38.
[2]) a. a. O. S. 18 ff.

der Auflösung der alten gottesdienstlichen Formen in der evangelischen Kirche Deutschlands bis zum Eintritt der Aufklärung und des Rationalismus".[3]) Es ist mit ausserordentlichem Fleiss und umfassender Sachkenntnis geschrieben. Im wesentlichen stützt es sich auf die Kirchenordnungen der verschiedenen Gebiete Deutschlands. Es ist bezeichnend, dass in der ganz ungemein reichhaltigen Übersicht über die Kirchenordnungen, Agenden usw. der deutschen evangelischen Kirchen um 1700 in Graffs Werk[4]) Elbing überhaupt kaum erwähnt wird. Wenn es auch verständlich ist, dass unter „Westpreussen" Danzig an erster Stelle genannt wird — hat doch diese Stadt eine ausgezeichnete evangelische Kirchengeschichte durch E. Schnaase schon 1863 erhalten —, und wenn man es auch verstehen kann, dass die Thorner Kirchenordnung von 1575 sehr genau bezeichnet wird, so befremdet es doch, dass wohl noch Marienburg genannt, von Elbing dagegen nur erwähnt wird, dass sich Elbinger Gebete neben Danzigern und Thornern in Joh. Schmidt, Geweihter Tempel des Herrn (aus dem Ende des 17. Jahrhunderts) finden. Wenn Graff die Elbinger Kirchenordnung hat übergehen können, so ist das wohl ein Zeichen dafür, dass in der liturgischen Wissenschaft noch eine bedauerliche Unkenntnis darüber besteht, dass die selbständige evangelische Kirche Elbings ihre eigene Kirchenordnung hatte, dass sie dreimal Agenden herausgegeben hat, und zwar 1612, 1682 und 1767, dass sie schliesslich ein besonderes Gesangbuch ihr eigen nannte. Diesem Mangel, soweit es möglich ist, abzuhelfen, ist mit ein Zweck dieser Arbeit.

In meiner oben genannten Schrift habe ich mich leider aus Raumgründen in dem Abschnitt über „das gottesdienstliche Leben"[5]) sehr kurz fassen müssen; dieser Teil ist fast um die Hälfte seines ursprünglichen Inhalts gekürzt worden. Ein vollständiger Abdruck ist in der Öffentlichkeit nicht erschienen.[6]) Es besteht noch die offene Frage, wann die Elbinger Kirchenordnung entstanden ist, wer sie geschaffen hat, und welche andern Kirchenordnungen auf sie bestimmend eingewirkt haben. Die für das kirchliche Leben Elbings jahrhundertelang massgebende Kirchenordnung ist bis heute noch ungedruckt. Sie ist nur in mehreren Abschriften auf dem Elbinger Stadtarchiv vorhanden.[7]) Wenn das Herzogtum Preussen bereits 1525 eine

[3]) Göttingen, bei Vandenhoeck u. Ruprecht.

[4]) S. 24—65.

[5]) a. a. O. S. 22—34.

[6]) Er ist nur in zwei Exemplaren vorhanden, von denen eins Herr Amtsgerichtsrat Grunau in Elbing besitzt.

[7]) Grauer Schrank 17 II (4 Abschriften), Ramsey, Mss. Tom. IX 602 bis 627 (1 Abschrift), Ramsey, Mss. Tom. Fol. 4° VIII 569—600 (1 Abschrift), E 28 (1 Abschrift). Abschreiber der letzten Handschrift ist Andreas Borchert, Organist in Fürstenau. Die Handschrift gehört dem 18. Jahrhundert an. In

Kirchenordnung erhielt, Pommern 1535, Danzig 1570 und Thorn 1575, so dürfte Elbing doch wohl auch schon im 16. Jahrhundert sein Kirchenwesen mit einer Ordnung begabt haben. Wenn man in den Urkunden immer wieder die Behauptung findet, dass Magister Balthasar Voidius, der von 1632—54 in Elbing an St. Marien Senior war, die Kirchenordnung geschaffen habe, so kann das doch wohl nur soviel bedeuten, dass er sie ausgestaltet haben mag. Sollte denn die Elbinger Kirche bis weit ins 17. Jahrhundert hinein ohne Kirchenordnung bestanden haben, zumal schon 1612 die erste Agende erschien?

Es ist in diesem Zusammenhang vielleicht von Wert, darauf hinzuweisen, dass die früheren Jahrhunderte die Bezeichnungen „Kirchenordnung" und „Agende" wahllos gebrauchen, meistens in missverständlicher Weise gleichsetzen. Während man heute unter einer Kirchenordnung vornehmlich die Gesamtheit der Anordnungen über das Gemeindeleben, das amtliche Wirken der Geistlichen und die Organisation der Kirche überhaupt versteht, während demgegenüber dieAgende die Gottesdienstordnung ist, die der Geistliche bei den Gottesdiensten und Amtshandlungen benutzt, gingen in jenen alten Zeiten beide Begriffe durcheinander. So führt die Elbinger Agenda von 1612[8]) noch den irreführenden Titel: „Kirchenordnung: Wie es mit den gemeinen Gebeten, handlung der hochwürdigen Sacrament, vnd trawung der Eheleute zu Elbing in der Pfarr- vnnd andern in der Stadt vnnd auff dem Lande einverleibeten Kirchen gehalten wirdt."[9]) Dagegen führt die Agende von 1767 den völlig unmissverständlichen Titel: „Kirchen-Agenda derer Evangelischen Gemeinen der Königlichen Stadt Elbing".[10])

Die nur handschriftlich vorhandene Elbinger Kirchenordnung hat drei Teile. Der erste handelt vom öffentlichen Gottesdienst, den Amtshandlungen u. a. im allgemeinen. Der

ihr findet sich auch das Juramentum a Concionatoribus Civitatis Elbingensis Anno 1660 d. 6. Septembris praestitum. — Es wäre sehr zu begrüssen, wenn die alte Elbinger Kirchenordnung recht bald in einem diplomatischen Abdruck erschiene.

[8]) Gedruckt durch Wendel Bodenhausen (Elbing).

[9]) Das in der Kirche Lenzen gebrauchte Exemplar dieser Agende hatte Magister Balthasar Voidius 1654 kurz vor seinem Tode († 28. 11. 1654) der St. Annenkirche geschenkt mit folgender eigenhändiger Widmung: „Zur Ehre Gottes, und zu fruchtbarlicher, ordentlicher Verrichtung des öffentlichen Gottesdienstes und Heiligen Predigt-Ampts, verehret dieses Buch, in die Kirch zu S. Anna, bey Elbing, M. Balthasar Voidiuss, Ao. 1654: 1. julii." 1737 erstand die Kirche Lenzen diese Agende, wie folgende Eintragung bezeugt: „Der Kirchen zu Lentzen erkaufft Ao. 1737." Es ist nicht recht verständlich, warum die Kirche Lenzen nach jahrzehntelanger Benutzung durch eine andere Kirche die Agende von 1612 erstand, während 1682 schon eine neue Agende erschienen war.

[10]) Elbing, gedruckt bey Johann Gottlieb Nohrmann.

zweite bietet in 4 Kapiteln eine kurze Inhaltsangabe der Agende, und zwar handelt das 1. Kapitel vom heiligen Abendmahl, das zweite von der Taufe, das dritte von der Trauung und das vierte vom Krankenbesuch und der Krankenkommunion. Der dritte Teil der Kirchenordnung gibt in zwei Kapiteln ebenfalls nur eine kurze Inhaltsangabe von Agendeformularen. Das erste Kapitel handelt „Von den Symbolis oder Hauptbekenntnissen des Glaubens", das andere „Von allerlei Gebetlein und Danksagung". Diesen drei Teilen sind dann später noch verschiedene „Additiones" beigegeben worden. Die eigentliche Kirchenordnung ist im ersten Teil enthalten, der über die verschiedenen Arten des Gottesdienstes, die Feste, die Amtshandlungen, die Geistlichkeit usw. spricht.

Sehling druckt in seinem monumentalen Werk „Die evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts"[11]) die „Bedenken des Bürgermeisters Michael Helwing, de bene constituenda republica Elbingensi, 1570" ab, die im zweiten Abschnitt über die Kirche handeln. Dieser Abschnitt hat 12 Paragraphen, die uns ein, wenn auch nur recht unvollständiges Bild von der evangelischen Kirche Elbings um 1570 bieten.[12])

Der erste Paragraph betont die Pflicht und das Recht der Obrigkeit, die Ehre Gottes und die wahre christliche Religion zu pflanzen und zu schützen und Rotten und Sekten nicht aufkommen zu lassen, die damals in der Stadt und in ihrer Umgegend sich regten. Ferner ist es Aufgabe der Obrigkeit, gottesfürchtige, gelehrte Prädikanten anzustellen, die Gottes Wort in richtiger Weise lehren zur Busse, Besserung und Erhaltung guter Zucht, und nicht Geistliche, die zu frechem, rohem, leichtfertigem Leben Ursache geben, wie es in Elbing vor aller Augen lag. Denn diese Geistlichen, die die Bürger zur Ehrbarkeit anhalten sollten, waren die „vornemsten in bierzechen". Sie hielten sich wie andere leichtfertige Leute und brauchten ihren Stand mehr „zum schanddeckel" als zur Ehre.

Ob Helwing hier die katholischen Priester meint oder lutherische Prädikanten, ist unklar. Denn ehe die lutherischen

[11]) Bd. IV, 1911, S. 223 f. Der Abdruck beruht auf der Hs. des Elbinger Stadtarchivs Tl. 16, Fol. 719 u. Fol. 723—725: Jacob Wunderlich, Secretarius († 1691): Elbingensia. Tomus I.

[12]) Es möge hier erwähnt werden, dass das erste Religionsprivilegium Elbings vom 22. XII. 1558 der Stadt nur das Recht, evangelische Prediger und Lehrer zu berufen, nicht aber das Recht der vollen Gemeindebildung gewährte. Erst am 26. November 1576 gewährte der polnische König Stephan Báthory der Stadt Elbing auf dem Reichstage zu Thorn die freie Religionsübung für alle Kirchen in und ausserhalb der Stadt. In diese Zwischenzeit also fallen Helwings „Bedenken".

Kirchen sich organisierten und konsolidierten, gab es unter ihren Prädikanten, von denen viele vagierten, neben hervorragenden, vorbildlichen Männern auch manche für den geistlichen Stand recht ungeeignete Leute.

Nach dem zweiten Paragraphen scheint es, als wären lutherische Prädikanten gemeint, denn hier heisst es, dass „Herr Sebastian" die Leichtfertigkeit der Prädikanten und Zuhörer strafen solle, nötigenfalls unter Zuhilfenahme der Obrigkeit. Er solle auch die alte Kirchenzucht, wie sie „in der ersten kirchen" (d. h. wohl in den apostolischen Gemeinden des Urchristentums) geübt wurde, anwenden, damit „capellane und das Volk" vor Lastern Abscheu hätten.

Mit „Herr Sebastian" ist Sebastian Neogeorgius (eigentlich Neubauer) gemeint, der Prediger an St. Marien war und offenbar eine den übrigen evangelischen Geistlichen vorgeordnete Stellung hatte. Er war etwa das, was man später „Senior" nannte, nur dass bei ihm augenscheinlich das Amt auch noch einen Inhalt hatte.[13])

Sebastian Neogeorgius[14]) war 1530 in Schweidnitz geboren und kam 1556 als lutherischer Prädikant nach Elbing. Am 4. Februar 1557 wurde er vom Rate auf ein Jahr zum Prediger an St. Marien bestellt mit einem jährlichen Einkommen von 120 Talern. Im März 1558 wurde die Anstellung auf drei Jahre verlängert, das Einkommen auf jährlich 126 Taler erhöht, und ausserdem sollte Neogeorgius wöchentlich einen Scheffel Korn aus der Mühle erhalten. Durch das Religionsprivilegium vom 22. Dezember 1558 erhielt Neogeorgius' Stellung die nötige Sicherung. Der ermländische Bischof Hosius gab sich aber die grösste Mühe, den offenbar tüchtigen und ihm unbequemen evangelischen Prediger aus der Stadt zu vertreiben. Am 26. April 1568 kam an Neogeorg ein königliches Mandat, das die Ausweisung enthielt. Danach sollte der Prediger die katholische Kirche und deren Priester in unziemlicher Weise angegriffen haben. Der Rat zögerte aber mit der Ausführung des Mandats. Da gab der König Sigismund II. August (1548 bis 1572) auf Drängen des Kardinals Hosius am 16. Juni 1568 ein zweites Mandat, das unter hoher Strafandrohung für den Elbinger Rat die Ausweisung erneut befahl. Aber der Elbinger Rat wusste, dass alles nicht so schlimm gemeint war, und liess auch dies Mandat unausgeführt. Neogeorg blieb bis zu seinem Tod am 16. März 1572 Prediger an St. Marien.

Dieser Mann, von dem auch einiges im Druck erschienen ist, hat in der evangelischen Kirche Elbings um 1570 eine leitende Stellung innegehabt.

[13]) Kerstan, Die evangelische Kirche usw. S. 20.
[14]) Rhode, Presbyterologia Elbingensis I 2—6 hdschr.

Im dritten Paragraphen wird ihm die Anwendung der Kirchenzucht zur ernsten Pflicht gemacht.

Auch die Prädikanten sollen in erster Linie Busse und Bekehrung predigen, auf Zucht und Disziplin dringen und nicht dem Volk zu Gefallen reden. Ohne Unterschied des Standes wird die Obrigkeit ebenfalls mit Strafen vorgehen (§ 4).

In der Lehre sollen die Prädikanten in der Stadt und auf dem Lande einig sein und alle Zwietracht meiden (§ 5).

Auch darauf soll „Herr Sebastianus" achten und jährlich zwei Prädikanten visitieren und examinieren. Am Donnerstag soll er immer eine Predigt über einen prophetischen Text halten, damit das Volk zur Busse und Bekehrung gebracht werde (§ 6).

Die „ordnung der prediger" soll, was den Sonntag anbetrifft, bleiben (§ 7). An den Wochentagen aber soll „Herr Johan", statt in der Heiligen-Geist-Kirche den Jesus Sirach auszulegen, lieber Katechismuspredigten in St. Marien halten. Überhaupt soll „Herr Sebastian" auf ihn besonders acht geben und ihn bei Androhung der Amtsentsetzung anhalten, sein Leben dem göttlichen Wort gemäss einzurichten.

Nach Sehling ist mit „Herr Johann" der Magister Johann Bochmann gemeint. Johann Bochmann[15]) war am 24. Juni 1540 zu Jena als Sohn des dortigen Bürgermeisters Bochmann geboren. Er studierte in Wittenberg unter Melanchthon und Striegel und ging auf deren Anraten 1560 nach Königsberg in Preussen. Auf Empfehlung der Königsberger Professoren wurde er 1561, kaum 21jährig, Rektor des Elbinger Gymnasiums. Aber nur wenige Wochen blieb er in Elbing. Er ging in das geistliche Amt nach Königsberg, wo er zuerst Adjunkt, seit 1564 Diakonus an der altstädtischen Kirche war. 1565 erwarb er sich in Jena den Magistergrad. 1570 berief ihn der Danziger Rat zum Diakonus an St. Marien. 1572 wurde er erster Prediger an St. Marien in Elbing als Nachfolger des Sebastian Neogeorgius. In einem wiederholten Bestallungsschreiben des Elbinger Rats vom 21. Oktober 1575 wurde er „ferner zum obersten Prediger und Seelsorger angenommen". Er erhielt freie Wohnung und jährlich 400 Mark, 40 Scheffel Korn, 12 Last Malz und 3 Ruten Holz. Seine Witwe sollte nach seinem Tode ein Jahr lang dasselbe Einkommen beziehen. Bochmann erfreute sich offenbar des höchsten Ansehens. 1603 wurde er wegen Altersschwäche vom Halten der Donnerstagpredigten entbunden und 1605 emeritiert, jedoch in Anerkennung seines 33jährigen treuen Wirkens unter Belassung seines ganzen Einkommens. Er starb am 17. Mai 1607.

[15]) Rhode, Presbyterologia Elbingensis I S. 10—13.

Dass Sehling[16]) sich irrt, wenn er den „Herr Johan“ mit diesem Magister Bochmann identifiziert, geht einfach schon daraus hervor, dass Bochmann 1570 gar nicht in Elbing war, sondern erst 1572 Neogeorgs Nachfolger wurde. Der Irrtum wird wohl daraus entstanden sein, dass Bochmann zu seiner Zeit als Kryptokalvinist galt und als solcher natürlich vielen Anfeindungen ausgesetzt war.

Wer aber denn sonst mit jenem „Herr Johan“ gemeint sein könnte, ist leider nicht mehr mit Sicherheit festzustellen. Vielleicht ist es Johann Sarcerius[17]) gewesen. Dieser stammte wohl wie sein Bruder Valentin, der von 1554 bis 1556 in Elbing als lutherischer Prädikant wirkte, in welchem Jahre er infolge eines königlichen Mandats die Stadt verlassen musste, aus Polen. Johann Sarcerius kam 1557 nach Elbing und wurde dem Neogeorg als Gehilfe beigegeben. 1561 wurde sein Gehalt von 40 auf 50 Mark jährlich erhöht. Als 1562 Nikolaus Koss, der Sekretär des polnischen Vizekanzlers Miskowski, Pfarrer von St. Nikolai wurde, musste er, da er auch fernerhin am polnischen Hofe blieb, einen Stellvertreter stellen. Dieser Stellvertreter des katholischen Pfarrers wurde nun kein anderer als der evangelische Prediger Johann Sarcerius. Er nahm diese Stelle wohl der besseren Einkünfte wegen an, aber ohne seinen evangelischen Glauben zu verleugnen. 1563 pachtete der Rat vom Pfarrer Koss die Pfarrgüter, und gleichzeitig sollte Sarcerius seiner Stellung enthoben werden. Aber so unbeliebt er beim Rate war, so beliebt war er beim Volke. Die präsentierende Gemeinde[18]) trat für ihn ein. Der Rat sollte Neogeorg an St. Marien entlassen und dem Sarcerius seine Stelle geben, so wünschte sie. Darauf ging der Rat nun zwar nicht ein, er liess aber auf Drängen der Bürgerschaft den Sarcerius in Heilig-Geist predigen. Schon 1564 jedoch nahm dieser einen Ruf nach Marienburg an. Der Rat entliess ihn gern, das Volk bedauerte seinen Weggang. Seine ferneren Schicksale sind unbekannt. Eichhorn[19]) aber behauptet, Sarcerius habe noch 1567 an St. Nikolai gewirkt. Möglicherweise ist er sogar noch 1570 in Elbing tätig gewesen. Bei der Antipathie des Rates gegen ihn wäre dann jene Stelle in § 7 der Helwingschen „Bedenken“ wohl zu verstehen. Auf den trefflichen, beim Rat geschätzten, beliebten und verehrten Magister Bochmann könnte sie aber selbst dann nicht gehen, wenn er schon 1570 in Elbing gewesen wäre.

---

[16]) Sehling hat diese Angabe von Professor Dr. Neubaur (†).

[17]) Rhode, Presbyterologia Elbingensis I 6—9.

[18]) unserer Stadtverordnetenversammlung vergleichbar.

[19]) Der ermländische Bischof und Kardinal Stanislaus Hosius. Mainz 1854. 2 Teile. II 202 ff.

Aus § 8 der Helwingschen „Bedenken“ erfahren wir, dass es um 1570 in der evangelischen Kirche Elbings noch keine festen gottesdienstlichen Stunden gab. Daher waren die Kirchen auch schlecht besucht. Helwing rät, feste Stunden anzusetzen, und zwar am Sonntag den Hauptgottesdienst (das Amt) um 8 Uhr früh, die Mittagspredigt um 12 und die Vesperpredigt um 2½. An den Wochentagen solle immer um 7 Uhr morgens gepredigt werden. Das war gleichsam ein Ersatz für die tägliche Messe in der katholischen Kirche. Die Predigten sollen unablässig gehalten werden. Sei ein Geistlicher darin säumig, so werde ihm das Gehalt gekürzt werden. Insbesondere die Vesperpredigten scheinen damals von manchem Prediger widerrechtlich verabsäumt worden zu sein. Helwing rät auf der andern Seite ganz besonders, dass keine Predigt über eine Stunde dauern dürfe.

Wer unter der Predigt „oder messen“ (damit ist in dem evangelischen Elbing wohl die Abendmahlsfeier gemeint) Getränke verkauft, wird zunächst mit dem Turm, danach mit 10 Florin bestraft. Die Stadtdiener haben darauf aufzupassen, dass dies Gebot nicht übertreten werde (§ 9).

Während der Gottesdienste bleiben die Stadttore geschlossen, nur eine kleine Pforte ist geöffnet. Am Sonntag darf überhaupt kein Fuhrwerk in der Stadt fahren, an einem Feiertag erst nach der Vesper. Andernfalls wird das Fuhrwerk beschlagnahmt (§ 10).

Bei Begräbnissen macht sich grosse Leichtfertigkeit bemerkbar. Darum sollen die Prädikanten Leichenpredigten halten, für die sie besondere Gaben zu beanspruchen haben. Aber dadurch darf die Wahrhaftigkeit bei den Leichenpredigten nicht leiden (§ 11).

Von den geistlichen Liedern sollen besonders die Luthers gesungen werden, sowohl in der Kirche wie von den Knaben bei der Kurrende (§ 12).

Hiermit schliessen die Helwingschen „Bedenken“, soweit sie die Kirche und das kirchliche Leben betreffen. So interessant sie auch sind, eine Kirchenordnung kann man sie nicht nennen. Solche Verordnungen wie die Helwingschen „Bedenken“ gab der Rat öfters, wie es gerade die Umstände erheischten. So wurden z. B. am 19. Juni 1607 den Geistlichen bestimmte Anordnungen gegeben, deren genaue Befolgung sie vor Ratsdeputierten geloben mussten. Es wurde hier von den Geistlichen gefordert, dass sie Frieden und Einigkeit halten und sich auf den Kanzeln nicht öffentlich befehden sollten, was in jener Zeit unfruchtbarer Lehrstreitigkeiten leider nur zu häufig vorkam; ferner sollten sie bei den Predigten über das Abendmahl am

Gründonnerstag und über die Himmelfahrt Christi am Himmelfahrtstage sich an den Text und an die Auffassung der unveränderten Augsburgischen Konfession von 1530 und ihrer Apologie halten und nicht neue Ideen propagieren. Diese Anordnungen des Rats, die dann noch einige andere, weniger wichtige Punkte betrafen, wurden am 15. Februar 1613 nochmals ausdrücklich bestätigt und von den Geistlichen unterschrieben. Am 16. März 1615 mahnte der Rat die Geistlichkeit von neuem zum Frieden. Solange der Elbinger Rat die Kirchenhoheit hatte, hat er immer wieder solche Verordnungen herausgegeben. Aber sie ersetzten keine Kirchenordnung.

Welche fremden Kirchenordnungen mögen nun auf die oben erwähnte, nur handschriftlich vorhandene Elbinger Kirchenordnung eingewirkt haben? Man kann vermuten: die pommersche, die Danziger und die herzoglich-preussische. Bis etwa 1650 stammten die Geistlichen der Elbinger Kirche zum grössten Teil nicht aus dem Elbinger Gebiet, sie kamen vielmehr aus der Ferne, häufig aus Pommern. So mögen pommersche Einflüsse sich wohl auch in der Kirchenordnung zeigen. Dass ferner die Danziger Kirche, die selbst von Pommern beeinflusst war[20]), und die des Herzogtums Preussen ohne Einfluss auf Elbing geblieben sein sollten, ist bei der nahen Nachbarschaft und den daraus sich ergebenden vielfachen Berührungen kaum anzunehmen. Thorns Kirchenordnung von 1575 fusste vornehmlich auf den Kirchenordnungen Wittenbergs, Nürnbergs, Breslaus, Mecklenburgs und Preussens. Es ist beachtenswert, dass sowohl Danzig wie Thorn ihre Kirchenordnungen nicht drucken liessen, vielleicht aus einer gewissen ängstlichen Scheu vor dem mächtigen polnischen Katholizismus, vielleicht auch nur aus Geheimniskrämerei[21]). Marienburg benutzte die Kirchenordnungen von Danzig und Pommern.[22])

Wenn die für das gesamte Elbinger Gebiet massgebende Kirchenordnung, die spätestens aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts stammt, nie gedruckt worden ist, so können wir es freudig begrüssen, dass wir wenigstens eine gedruckte Kirchenordnung aus dem 18. Jahrhundert, die allerdings nur für das Elbinger Land bestimmt war, überkommen haben.[23]) Diese

[20]) „Die pommersche Kirche die Mutter der Kirche Danzigs", Graff a. a. O. S. 25.

[21]) Die Danziger und Thorner Kirchenordnungen sind abgedruckt bei Sehling, Die evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts, IV 1911, S. 160 ff. u. S. 225 ff.

[22]) Graff a. a. O.

[23]) In meiner Arbeit „Beiträge zur Geschichte der Elbinger Haffhöhe in der Ordens- und Polenzeit II: Die Dorfschaften unter der polnischen Herrschaft" sagte ich Elbinger Jahrbuch III, S. 24, dass die Kirchenordnung vom

Kirchenordnung ist von den Bürgermeistern und dem Rat der Stadt Elbing am 26. März 1734 erlassen und von Christian Caspar Preuss in Elbing gedruckt worden. Ihr Titel lautet: „E. Rahts der Stadt Elbing Revidirte Kirchen-Verordnung Auff dem Lande“. Wie der Titel besagt, ist diese Ausgabe der Kirchenordnung bereits revidiert. Zum ersten Male erschien sie 1717, wie aus dem Vorwort hervorgeht. Ob die Ausgabe von 1717 nur handschriftlich verbreitet oder auch gedruckt worden ist, weiss ich nicht.

Der Rat hatte sich, wie im Vorwort ausgeführt ist, zum Erlass der revidierten Kirchenordnung von 1734 entschlossen, weil bei den Landkirchen manche Missbräuche eingerissen waren und er an seinem Teil zur Aufrichtung des „ziemlich“ verfallenen Christentums beitragen wollte.

Die Kirchenordnung von 1734 hat vier Kapitel.

Das erste handelt „Von denen Pfarr-Herren“, ihren Pflichten und Rechten. Es umfasst 12 Paragraphen.

Zunächst werden die Pfarrherren ermahnt, in Lehre und Leben untadlig und unsträflich als Vorbilder ihrer Gemeinden sich zu bezeigen. Für die Lehre sind massgebend die Heilige Schrift, die unveränderte Augsburgische Konfession, die alten (d. h. ökumenischen) Symbole[24]) und die Lehre Luthers. So war das offizielle Gepräge der Elbinger Kirche streng lutherisch. In Wirklichkeit herrschte nur ein sehr laxes Luthertum. Insbesondere die regierenden Klassen neigten vielmehr dem reformierten Typus des Protestantismus zu[25]) (§ 1).

Die grösste Sorge haben die Geistlichen den Seelen ihrer Pfarrkinder zuzuwenden, damit keine verloren gehe (§ 2).

Die Gottesdienste an den Sonn-, Fest- und Feiertagen haben im Sommer um 8, im Winter um 9 Uhr zu beginnen. Nur der Pfarrer von Lenzen, der zwei Kirchen — Lenzen und Dörbeck — zu versorgen hat, hat andere Gottesdienststunden einzuhalten. Der Gottesdienst in Lenzen hat nämlich im Sommer um 6, im Winter um 8 Uhr früh zu beginnen, der Gottesdienst in Dörbeck im Sommer und Winter um 10 (§ 3).

Die Predigten sollen den Schrifttext deutlich erklären, erbaulich, kurz und einfach sein und alle „Heydnische“ Gelehr-

---

26. März 1734 (1736 ist Druckfehler) nicht mehr aufzufinden sei. Diese Publikation gab den Anlass zur Auffindung dieser Kirchenordnung gleich an zwei Stellen; beide Male fand sie sich versteckt in Sammelbänden, von denen der eine im Besitz des Herrn Geheimen Justizrats Neumann-Hartmann in Elbing, der andere im Besitz des Elbinger Stadtarchivs (69. Misc. 24) sich befindet.

[24]) d. h. das apostolische, nicänische und athanasianische.

[25]) Kerstan a. a. O. S. 14—17.

samkeit, theologische Streitfragen und erbitternde Angriffe auf Gegner (damit sind in erster Linie die Reformierten gemeint) vermeiden. Auf die Ausarbeitung der Predigten sollen die Prediger viel Fleiss und Sorgfalt verwenden, da bei Vakanzen die tüchtigen Kanzelredner aufrücken werden. Ausserdem liess der Rat die Landpfarrer jährlich zu sogenannten „Circulair-Predigten“ nach Elbing kommen, um ihre rednerischen Fähigkeiten kennen zu lernen (§ 4).

Stets war nach der Predigt heiliges Abendmahl. Das war ein integrierender Bestandteil des Hauptgottesdienstes oder „Amtes“, wie er auch genannt wurde. Luther selbst hatte in seinen den evangelischen Gottesdienst ordnenden Schriften „Von Ordnung Gottesdiensts in der Gemeinde“ von 1523, in der Formula Missae et Communionis von 1523 und in der „Deutschen Messe“ von 1526 diesen Weg gewiesen. Den Wein für die Abendmahlsfeiern — „alten Frantz-Wein“ — durften die Geistlichen nur aus dem Stadtweinkeller beziehen und mussten ihn bei sich sorgfältig verwahren. Die Oblaten hatten sie durch den Schulmeister[26]) und die Kirchenväter beschaffen zu lassen, sie vorher selbst zu untersuchen und in sauberen Behältnissen[27]) aufzubewahren. Vor der Kommunion hatten sie nach der Zahl der Kommunikanten die Oblaten selbst abzuzählen. Für jede Unordnung beim heiligen Abendmahl waren sie verantwortlich (§ 5).

Wenn Gemeindeglieder infolge von Alter, Krankheit oder Bedürftigkeit nicht zum Beichtstuhl[28]) kommen können, so haben die Geistlichen ihnen das heilige Abendmahl in priesterlicher Kleidung in ihren Häusern zu reichen und sich mit dem zu begnügen, „was ein jeder darzureichen hat“ (§ 6).

Ohne einen Aufbietzettel, der vom zuständigen Amte[29]) erteilt wird, dürfen die Geistlichen kein Brautpaar aufbieten, geschweige denn trauen (§ 7).

Bei Kindtaufen und Hochzeiten haben die Geistlichen mit dafür Sorge zu tragen, dass die Elbinger Hochzeit- und Tauf-

---

[26]) Meistens war dieser verpflichtet, die Oblaten selbst zu backen, wobei er sich eines sogenannten Oblateneisens, welches das Bild des Cruzifixus trug, bediente. Diese Eisen werden heute zuweilen noch auf Schulböden, wie z. B. in Neuheide, gefunden.

[27]) Die Kirche Lenzen besitzt beispielsweise noch ein einfaches bleiernes Ciborium aus dem 18. Jahrhundert, in dem sich die Oblaten gut halten.

[28]) Der Beichtstuhl war in der Elbinger evangelischen Kirche noch bis weit ins 19. Jahrhundert hinein im Gebrauch. Natürlich hatte er hier aber eine ganz andere Bedeutung als in der katholischen Kirche. Vgl. Kerstan a. a. O. S. 23 f.

[29]) d. h. vom Landrichteramt, Aussenkämmeramt usw.

ordnung vom 27. September 1709[30]) beobachtet werde. Insbesondere haben sie auf die Beschränkung der Taufpatenzahl und die richtige Eintragung der Paten ins Kirchenbuch zu achten. Liegt irgendwo die Notwendigkeit einer Nottaufe vor, so „werden die Herren Predigere eilig über Wasser und Land reisen, umb ihr Amt zu verrichten". Deshalb dürfen sie auch keine weiten und langwierigen Reisen ohne Erlaubnis vornehmen[31]), vielmehr sollen sie sich fleissig zu Hause halten, um in eiligen Fällen, wie z. B. auch bei Krankheiten, ihren amtlichen Pflichten nachkommen zu können (§ 9).

Wöchentlich zwei- bis dreimal haben die Geistlichen die Schulen zu revidieren und auf die Fortschritte der Kinder im Katechismus acht zu geben, der vor allem andern gründlich gelernt werden muss. Auch die Kinder armer Leute sollen die Schule besuchen, und aus dem Armenteller, der bei jedem Gottesdienst auszusetzen ist, sollen die Unterrichtskosten bestritten werden. Auch dafür haben die Geistlichen zu sorgen (§ 9).

An jedem Montag soll im Sommer um 7 Uhr, im Winter um 8 Uhr früh in der Kirche eine Betstunde gehalten werden. Zunächst wird ein Morgen-, dann ein Busslied gesungen. Dann liest der Geistliche ein Kapitel aus der Bibel und ein Gebet, „auf die allgemeine Noht gerichtet", vor. Ein kurzes Lied macht den Beschluss dieser Andacht, die nicht über eine halbe Stunde dauern darf. Zu ihr haben sich alle Gemeindeglieder, besonders aber die in den Kirchdörfern selbst wohnhaften, unbedingt einzufinden (§ 10). Diese wöchentlichen Gebete wurden in der Stadt Elbing noch zahlreicher gehalten, in St. Marien, Heilige-Drei-Könige und Heilig-Leichnam z. B. am Montag und Freitag. Es wurde in der Stadt nicht nur ein Bibelkapitel, sondern auch eine Bibelerklärung verlesen. So wurde nach und nach die ganze Bibel vorgelesen und erklärt. Als Erklärung gebrauchte man bis 1745 Veit Dieterichs Summarium, seitdem Langhausens biblische Hausandachten. Übrigens scheinen diese auch in den Elbinger Landkirchen benutzt worden zu sein, worauf wenigstens Reste dieser letzteren Bibelerklärung im Lenzener Pfarrarchiv hindeuten. Das 19. Jahrhundert beseitigte diese Wochengebete. Sie wurden zu Heilige-Drei-Könige und Heilig-Leichnam wegen mangelnden Besuchs 1807 eingestellt;

[30]) Über diese Ordnung und ihre Bestimmungen siehe Kerstan, Die Dorfschaften unter der Elbinger Herrschaft. Elbinger Jahrbuch III 1923, S. 52 ff.

[31]) Ob damit der Rat auch schon die Zusammenkünfte der Geistlichen unter sich verhindern wollte? Bei seinem Streben nach Omnipotenz in der Kirchenregierung mögen sie ihm nicht lieb gewesen sein. Und eine Fahrt von Fürstenau nach Lenzen z. B. war für damalige Verhältnisse doch schon eine weite und langwierige Reise. Die Geistlichen des Elbinger Gebiets hielten nämlich ihre Konvente allmonatlich in einem andern Pfarrhause ab.

die Wochengebete von St. Marien wurden 1825 nach Heilig-Geist verlegt, wohl aus demselben Grunde[32]). Wann sie hier aufgehört haben, ist unbekannt, ebenso, wann die in den Landkirchen ein Ende gefunden haben.

Das Rechnungswesen der Kirchen war eigentlich Sache der Kirchenväter. Aber die Prediger sollten auch mit darüber wachen und nötigenfalls dem zuständigen Amt „vermerkte Unrichtigkeit andeuten“ (§ 11).

Auf die richtige Besoldung der Geistlichen haben die Amts- und Kirchenherren zu achten (§ 12).

Das zweite Kapitel der Landkirchenordnung handelt in 7 Paragraphen „Von Schul-Dienern“.

Die Schulmeister setzt zwar die Obrigkeit (d. h. also der Elbinger Rat bezw. die zuständigen Amtsherren) ein, doch sind sie der Aufsicht der Geistlichen unterstellt (§ 1). Der Pfarrer gibt dem Lehrer auch Rat beim Unterricht im Katechismus, Schreiben, Lesen und Rechnen (§ 2). Die Schulmeister sind zugleich „Glöckner und Kirchen-Knechte“. Sie haben das Kirchengerät und Linnen[33]) zu säubern. Sie haben auch den Abendmahlswein rechtzeitig zu besorgen und einzuholen, auch die Oblaten im „Kirchen-Eisen“ zu backen (§ 3). Wo sie zugleich Organisten sind, „sollen sie die Wercke[34]) und Positifs[35]) vernünfftig regieren“ (§ 4). Die Schulmeister sollen den Amtsherren diejenigen anzeigen, die ihre unter 10 Jahre alten Kinder nicht in die Schule schicken. Von diesen Leuten sollen die Lehrer nichtsdestoweniger „ihr gewöhnlich Quartal-Gebühr er-

---

[32]) Nach der alten Elbinger Kirchenordnung, in dem oben erwähnten vollständigen Sonderdruck über „Das gottesdienstliche Leben“ S. 33—34.

[33]) Aus Linnen war nicht nur die Altarbekleidung, sondern auch das geistliche Gewand, der weisse Chorrock, der aus der katholischen Kirche (dort rochet genannt) übernommen war. Eine gute Anschauung von diesem lutherischen Amtsgewand, das über dem schwarzen Talar getragen wurde, gewährt ein Bild an der Südwand der Heilig-Leichnamkirche, das den Pfarrer Cyriacus Martini (1633—82), der an Heilig-Leichnam von 1657 bis 1676 wirkte, „im Priesterornat und Chorhemde“ zeigt. Siehe Kerstan, Die ev. Kirche S. 78 f. und 84. Erst durch die königlichen Verordnungen vom 20. 3. 1811 und 14. 10. 1816 und nach dem 300jährigen Reformationsjubiläum im Jahre 1817 ist die heute übliche Amtstracht der evangelischen Geistlichen, die aus Talar (auch Chorrock genannt), Bäffchen und Barett besteht, im Bereich der altpreussischen Landeskirche allgemein durchgeführt worden. Bis dahin gebrauchte man wohl im Elbinger Gebiet wie auch anderwärts noch den weissen Chorrock, wie ja auch ein weisses Amtsgewand, fälschlich Alba genannt, in manchen evangelischen Kirchen, wie z. B. St. Nikolai in Berlin, noch heute getragen wird.

[34]) d. h. Orgelwerke.

[35]) Ein Positiv ist ein altes, orgelartiges, aber kleineres Instrument, das ärmere Kirchen, wie z. B. Lenzen, bis weit ins 18. Jahrhundert hinein statt der Orgel besassen.

halten“ (§ 5). (Es bestand also schon so etwas wie eine allgemeine Schulpflicht.) Dafür, dass die Lehrer richtig ihre Besoldung erhalten, haben die Amtsherren zu sorgen (§ 6). Bei Hochzeiten und Taufen haben sich die Schulmeister nach der oben erwähnten Ordnung von 1709 zu richten (§ 7).

Das dritte Kapitel handelt in 3 Paragraphen „Von Kirchen-Vätern“.[36]) Die Kirchenväter haben die Kirchenkasse zu führen (§ 1). Sie haben sich dabei nach den Ratsverordnungen von 1664 und vom 14. 3. 1719 zu richten.[37]) Sind die Kirchenväter nicht imstande, die Kirchenkasse zu führen, so können sie die „Obrigkeitliche Amts-Hülffe imploriren“ „und sich an gehörigen Orten melden“ (§ 2). Die Kirchenväter haben auch die kirchlichen Inventarienverzeichnisse zu führen, die in der „Kirchen-Lade“ aufzubewahren sind (§ 3).

Das vierte und letzte Kapitel der Kirchenordnung handelt in 13 Paragraphen „Von Pfarr-Kindern“.

Gemeindeglieder sind alle eingepfarrten Nachbarn (d. h. Bauern), Gärtner (d. h. Eigentümer) und Einwohner[38]), ihre Weiber und über 10 Jahre alten Kinder (sic!)[39]) und das Gesinde. Sie sollen sich als rechtschaffene Christen beweisen. Am Sonntag sollen sie sich frühzeitig im Gottesdienst einfinden. Niemand darf vorher die Bier- und Branntweinhäuser besuchen. Die Kirche schon vor dem Segen zu verlassen, ist nicht erlaubt (§ 1).

Wer zum heiligen Abendmahl gehen will, hat sich einige Tage vorher darauf vorzubereiten und sich mit seinen Feinden auszusöhnen. Die Abendmahlsgäste haben im Sommer gegen 7, im Winter gegen 8 Uhr in der Kirche zum Beichten zu erscheinen, also immer eine Stunde vor Beginn des Gottesdienstes. In der Stadt fand die Beichtvesper schon am Sonnabend nachmittag statt.[40]) Auf dem Lande war das, im 18. Jahrhundert wenigstens, nicht üblich. Ob es früher gebräuchlich war, ist unbekannt. Wer nach Beginn des Gottesdienstes zur Beichte erscheint, wird zurückgewiesen. Wer sich jahrelang vom Abendmahl fernhält, wird aus der Kirchengemeinschaft und eventuell

[36]) Im Elbinger Gebiet ist der Ausdruck Kirchenväter für Gemeindeälteste, Kirchenvorsteher oder Presbyter allgemein üblich.

[37]) Diese stellten also offenbar gleichsam Verwaltungsordnungen für das kirchliche Vermögen dar.

[38]) Über die Dreiteilung der Landbevölkerung des Elbinger Gebiets in der polnischen Zeit siehe Kerstan, Die Dorfschaften usw. Elb. Jahrb. III 1923, S. 6 f.

[39]) Die Konfirmation bestand 1734 im Elbinger Gebiet noch nicht. Sie kam erst nach 1750 allmählich auf. So zählen schon die zehnjährigen Kinder zu den Gemeindegliedern. Bis dahin waren sie schulpflichtig, länger nicht.

[40]) Kerstan, Die evangelische Kirche, S. 23.

aus dem Elbinger Gebiet gestossen und nach seinem Tode ohne christliches Begräbnis ausserhalb des Kirchhofs beerdigt (§ 2).

Jeder soll seine Kinder zur Schule schicken, damit sie bei der allsonntäglichen Kinderlehre vor dem Altar gut bestehen. Jeder hat sich zu der Kirche zu halten, bei der er eingepfarrt ist (§ 3).

Die Knechte und Mägde haben sich am Sonntag nachmittag beim Pfarrer in der Widdem (d. h. im Pfarrhaus) einzufinden, wo sie im Katechismus unterrichtet werden (§ 4). (Das ist ein Stück Jugendpflege, das in seiner segensreichen Bedeutung nicht verkannt werden darf, wenn auch nicht zu vergessen ist, dass es damals Schulunterricht nur bis zum 10. Lebensjahr und Konfirmandenunterricht überhaupt nicht gab.)

Nach dem Gottesdienst ist alles unmässige Saufen, Spielen und Tanzen, besonders das Kartenspiel, in den Krügen verboten laut einer Verordnung von 1708. Besonders in der Nacht darf niemand im Kruge weilen (§ 5).

Jeder, der nicht durch Krankheit oder sonst einen triftigen Grund am Kirchenbesuch verhindert ist, hat im Gottesdienste zu erscheinen. Sonst kommt er auf die Absentenliste und hat ein Strafgeld zu entrichten. Diese Absentenliste haben die Kirchenväter verantwortlich zu führen (§ 6).

Jeder hat einen Kirchenstand von den Kirchenvätern zu kaufen oder zu mieten. Setzt sich aber einmal ein anderer auf diesen Stand, so darf er darüber nicht in Zorn geraten und eine Störung des Gottesdienstes herbeiführen. Sonst erhält er Geld-, ja unter Umständen sogar Turm- und Temnitzstrafe[41]) (§ 7).

Streng sind die Anordnungen über Feiertagsheiligung. Am Sonntag darf niemand im Feld oder zu Hause arbeiten, noch weniger Fischerei treiben, auch kein Vieh in die Niederung bringen oder von dort holen, auch keine Reisen machen oder fuhrwerken (§ 8).

An Sonn- und Festtagen darf das Schulzenamt (d. h. die Dorfsversammlung) auch erst nach der Vesper gehalten werden (§ 9).

Zur Betstunde am Montage (d. h. zum wöchentlichen Gebet, von dem oben die Rede war) haben alle zu erscheinen, besonders die aus den Kirchdörfern (§ 10).

Nach der Hochzeit- und Taufordnung vom 27. 9. 1709 haben sich alle Dorfbewohner zu richten. Dafür ist der Schulze verantwortlich (§ 11).

---

[41]) Temnitz ist Gefängnis.

Jeder hat die Besoldung und die „Accidentien“, die dem Prediger und dem Schulmeister zustehen, an seinem Teile zu entrichten, widrigenfalls er Strafe zu gewärtigen hat (§ 12).

Jedes Jahr findet durch die Obrigkeit (d. h. in diesem Falle durch den zuständigen Amtsherrn) eine Kirchenvisitation statt, bei der festgestellt werden wird, ob die Kirchenordnung befolgt ist (§ 13). Die Geistlichen haben über ihre Nachachtung zu wachen, Schulzen und Kirchenväter etwaige Übertreter dem Amtsherrn zur Bestrafung anzuzeigen.

Mit einer väterlichen Mahnung, die Verordnungen treulich zu befolgen, schliesst der Elbinger Rat seine Landkirchenordnung von 1734. —

Als Elbing samt seinem Gebiet 1772 zum Königreich Preussen kam, da hatte die Leitung der evangelischen Kirche durch den Rat ein Ende. Auf den König von Preussen als den summus episcopus der Landeskirche ging nun Kirchengewalt und Kirchenhoheit über. Das preussische Kirchenrecht wurde geltend. Aber die Gottesdienstordnungen der alten Elbinger Kirche hielten sich doch noch Jahrzehnte, bis zur Einführung der preussischen Agende, die Pfingsten 1824 erfolgte.

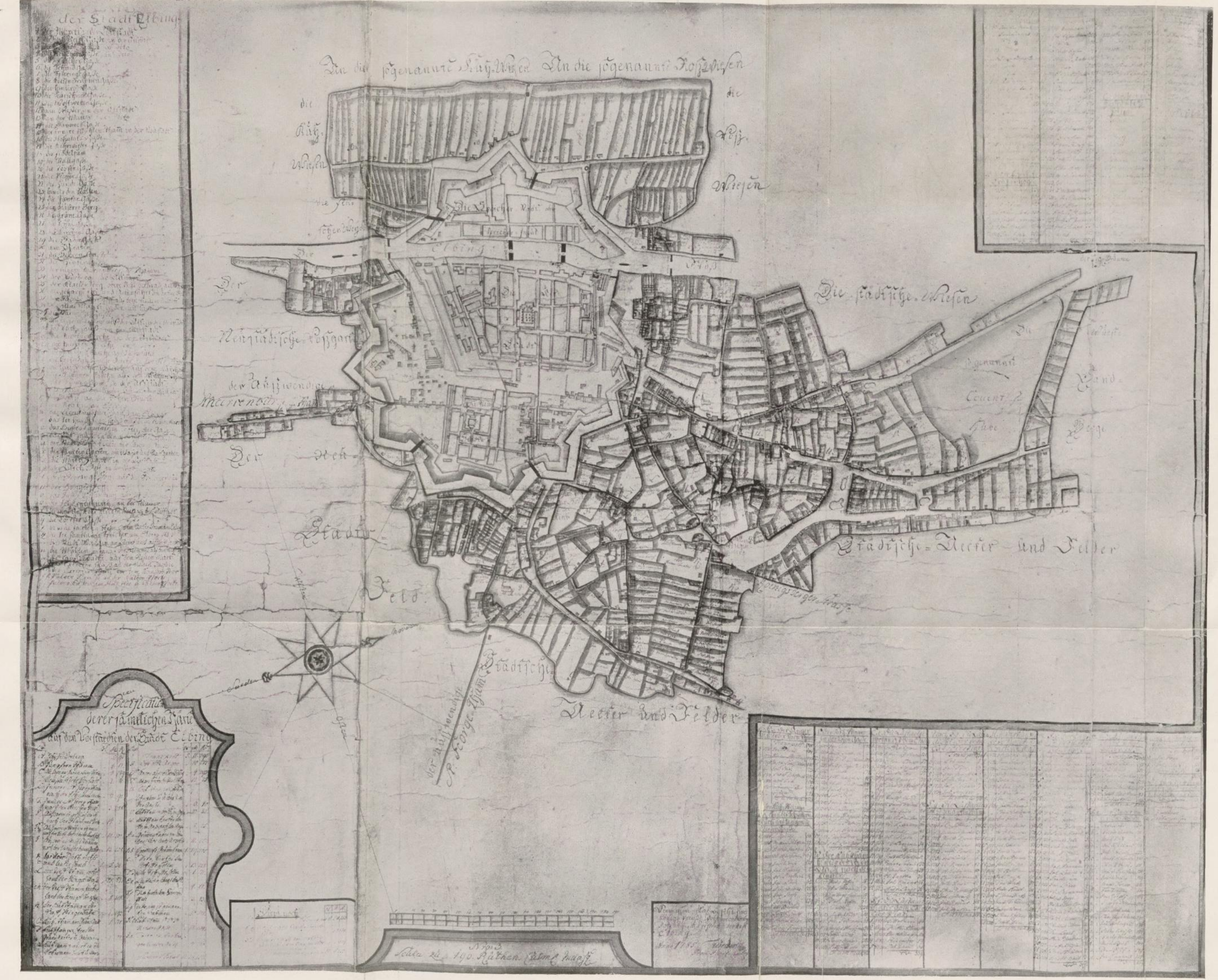


Abb. 1. Friederici, Plan der Stadt Elbing. 1785. (zu S. 52 ff. und Abb. 11, S. 64)
Stadtarchiv Elbing A I 4


Stadt-
Bibliothek
Elbing


Miejska Biblioteka Publiczna
w
ELBLĄGU

Brayne, Journal unserer Elbinger Reise. 1743.

(Stadtbibliothek Elbing Ms. Q 52.)

Herausgegeben von Edward Carstenn.

Vorbemerkung.

Der kürzlich verstorbene Herr Prof. Willi Behring-Elbing machte mich auf das folgende Manuskript der Stadtbibliothek aufmerksam, dessen Herausgabe mit dem Seylerschen Gegenstück (Mitteilungen des Westpreußischen Geschichtsvereins XXV. Jhg. Nr. 1. 1926 S. 1 ff.) er seit Jahren geplant hatte. Das Braynesche „Journal" wurde auf schwach gelbliches Büttenpapier mit Wasserzeichen geschrieben. Es ist gut erhalten, in Quartform in einen leichten Pappdeckel geheftet. Der Deckel zeigt eingepreßtes Weinmuster mit Kernfrüchten, hat außen dunkelgraue Farbe und innen Papier wie für den Text. Die Tinte erscheint heute schwarzbraun. Außerdem finden wir darin den Stempel der Elbinger Gymnasialbibliothek und den Schenkungsvermerk.

Die Schriftzüge der Verfasserin Florentina Charlotta Brayne gleichen sehr denen ihrer Schwester Anna Renata in der Danziger Gedichtsammlung (Stadtbibl. Danzig Ms. 534).

Der Abdruck geschieht getreu nach Schreibweise und Schriftzeichen. Wo wir heute einen Satzschluß machen würden, wurde ein kleiner Raum gelassen. Meine Arbeit daran begann bereits 1921, mußte aber oft Unterbrechungen erleiden.

Mein Dank für die Hilfe bei Aufhellung von Dunkelheiten wurde schon in den obengenannten Mitteilungen ausgesprochen. Doch möchte ich hier noch einmal die Namen derer nennen, die mich in entgegenkommendster Weise unterstützten: die Herren Bibliotheksdirektor Dr. Lockemann-Elbing und Dr. Schwarz-Danzig, Staatsarchivrat Dr. Recke-Danzig und die Hilfsarbeiterin im Danziger Staatsarchiv Fräulein Kloß. Ferner die Pfarrämter von St. Marien und Hl. Drei Königen in Elbing.

Eine Besprechung des „Journals" befindet sich hinter dem Abdruck des Manuskripts.



p. 1 Den *21. Juny* Freytag am Morgen.

Nun ist endlich der längstgewünschte Morgen angebrochen. Wir sind alle um 3 Uhr gesund und vergüngt (!) aufgestanden, da ich den̄ die Nacht vor Freuden wenig habe schlafen können, wir sezten uns um 5 Uhr in den Wagen, nachdem wir unser Gebät verrichtet, ein Schälchen *Thée* getruncken, und unsere Sachen eingepacket hätten, wir traten also unsere Reise (o angenehmes Wort) in Gottes-Nahmen an. Wie wir zum Langgartschen Thor herauskamen, fanden wir den lieben HE. *Reyger*[1]) mit ihr und seinem HE. Sohn auf uns warten, dieser liebe liebe HE. hatte die Gütte gehabt sich und uns mit Vorspan̄ vom Stadthofe zu versorgen, welche wir dabekamen. Nachdem wir uns also einen guten Morgen gebohten, und eine glückliche Reise gewünschet, fuhren wir fort, und kamen durch *Quadendorf* welches Catholisch und 1. Meile von der Stadt ist, von diesen kamen wir durch *Wotzlaf,* welches das beste Kirchen- p. 2 spiel im Werder ist, hier stiegen wir ab ließen die* Pferde ein klein wenig außruhen, und kehrten in einem Hause ein, wo wir etwas- vor die böse Luft zu uns nahmen, den̄ es ist zu bemerken, daß da wir ausfuhren, die Luft recht rein und klar, und das Wetter sehr angenehm war, unterwegens aber unvermuhtet sich schleunig veränderte, indem ein so starcker Nebel auffstieg, wie wir aus dem Kniephofschen Thor herauskamen, daß man über 20. Schritte weit nichts erkennen konte, dieses währte ungefehr biß wir zu *Wotzlaf* kamen, da es den̄ wieder allmählich ganz helle wurde, und die Sonne schiene. Wie wir uns hier eine halbe Stunde aufgehalten sezten wir uns in die Wägen v. fuhren durch folgende Dörfer *Hartzenberg, Groszinder,* welches ein jedes eine Kirche hat, ein viertel nach 8 kamen wir zu *Letschkau* an, wo wir bey dem Schulzen *Jacob Bieberstein,* welchen der liebe HE. *Reyger* gut kante, einkehrten, ein wenig frühstückten und ein Schälchen *Thée* truncken, da indeßen unsere Pferde wieder ein p. 3 wenig außruheten, nachdem wir uns hier 1½ Stunden* aufgehalten, sezten wir uns wieder in die Wägen, bekamen von den Bauern frische Vorspan, welches unser liebe HE. *Reyger* schon alles vorher bestellet hatte, und begaben uns wieder auf den Weg, wir musten uns bey *Schönberg* mit einer Fehre über die Weichsel übersezen laßen, wo wir aus dem *Dantziger* oder Kleinen ins *Marienburg*ische oder Große Werder kamen. Von da fuhren wir durch *Schönberg* welches Catholisch ist, *Schönsee* ließen wir auf der linken Hand liegen, dan

[1]) Auf die Reise gehen: Dr. Johann Philipp Breyne aus Danzig (Brabank 7) mit den Töchtern Florentina Charlotta, Anna Renata, Johanna Henriette und Constantia Philippina, diese verheiratet mit dem Ratsherrn Friedrich Reyger. Reygers Sohn aus erster Ehe hieß Johann Gottfried.

kamen wir durch *Ladekopf, Tiege,* welches jedes eine Kirche hat, v. beyde Catholisch sind, hierauf kamen wir in *Marienau,* um 1 Uhr an, wo wir das Mittags-Mahl in einem Kruge hielten, welches aus kalter Küche bestand, die wir hatten mitgenom̄en. Es sind alhier 2. Kirchen 1. Lutherische und 1. Catholische, und 2. Krüge, von welchen der vornehmste die verwichne Nacht abgebrant ist, er soll wie man uns erzählet hat, von bösen Leuten mit Fleiß seyn angestecket worden, wie ein *Marionetten* Spieler daselbst gespielet, da den̄ noch einige *Meub*len* gerettet worden, weil zu ihrem Glück viel Leute gewachet, die das spielen zugesehen, der Krug aber war ganz in die Asche geleget, da den̄ die Brandstätte noch sehr rauchte, gegen über vor der Pohlnischen Schule, sahen wir die Eignerin deßelben stehen, welche sehr kläglich that, die Hände wrung, und bitterlich weinte, daß ich ganz bewegt wurde, und zu einer andern Zeit bald mit ihr geweinet haben würde, nachdem wir dieses mit Mitleiden angesehen, kehrten wir in dem andern Kruge ein, wir gingen in der Catholischen Kirche, da unterdeßen die liebe Fr. *Reygern* und *Renat*che[2]) die Kalte Schaale *preparirt*en, es siehet in dieser Kirche wie bey denen Catoliquen *ordinair* sehr bunt aus, wir fanden einige *Meublen* darinen, welche sie aus dem Feuer gerettet hatten, wir giengen wieder zurück, und speisten mit guten *apetit,* und in fröhlicher Hofnung über einige Stunden in *Elbing* zu seyn. Nach der Mahlzeit um 3, Uhr sezten wir unsre Reise weiter fort, und kamen durch *Nidau, Gros-Mausdorf,* welches leztere eine Kirche hat, *Luxhorst,* darauf fuhren wir über den Dam̄. Nach diesem musten wir uns wieder mit der *Rubachs* Fehre über die *Nogad** übersetzen laßen, unterwegens that dem lieben *Papa* von dem rütteln und schütteln ein wenig der Kopf weh, welches sich aber bald wieder gab, wir waren den Weg über sehr vergnügt, und sungen, nachdem wir vorhero einige geistliche Lieder gesungen, einige kleine lustige *Arien,* die sich auf unsern vergnügten Zustand schickten. Wir fuhren hierauf noch einen guten Strich, da wir den̄ der guten Stadt *Elbing* im̄er näher kamen, und die Freude bey uns im̄er größer wurde, endlich und endlich erreichten wir die Stadt und langeten, nachdem wir durch das Wag-Thor, durch die Speicher[3]) und noch einige andere Straßen der Stadt gefahren, über den Schulplaz[4]) bey unsern lieben alten Freund HE. *George Daniel Seyler,*† *Rector* des hiesigen *Gymnasii* gesund und vergnügt an, Er wohnet an der Ecke der Stadt, und wie auf dem Lande, dieser liebe Man, seine Frau Geliebte[5]), nebst ihren beyden Jfr. Töchtern empfiengen uns ungemein wohl. Er hatte aus Kurzweil, weil der liebe

p. 4 *p. 5*

† Er starb *Ao.* 1745, d. 23. December

[2]) Constantia Philippina Reyger, geb. Breyne, und Anna Renata Breyne.

[3]) Es müßte eigentlich umgekehrt heißen: durch die Speicher und das Wagtor (am Ende der heutigen Wilhelmstraße zur Leegen Brücke).

[4]) Von der heutigen Gymnasiumstraße aus.

[5]) Sophie Eleonore Seyler, geb. Rhode; Töchter: Renata Sophia 10-jährig, Juliana Concordia 15-jährig.

p. 6 *Papa* vorher geschrieben, daß wir in dem berühmten Wirths* Hauß, der Schwarze Adler[6]) genant *logieren* wolten, einen schwarzen Adler welchen er selber auf einem Bogen Papier gemahlet, an seiner Hauß-Thüre geklebet, und mit großen Buchstaben darunter geschrieben, Im Kleinen Schwarzen Adler. Worüber wir schon zum Anfang herzlich lachen musten. Wie sie uns verwillkom̄et führten sie uns in den Garten welcher nicht groß, aber angenehm, und recht vor seinem Hause ist, sie sezten uns daselbst ein Schälchen *Caffée* vor. HE. *Leutnant* Wangenheim[7]) ein Sohn, eines Obersten selbigen Nahmens[8]) welcher vor 4. Wochen auf der Reise gestorben, trunck mit, er hatte bißher in diesem Hause *logieret*, er wolte nun wegreisen, und nahm seinen Abschied. Nach dem *Caffée*, gieng Fr. *Seyler* mit uns Frauenzim̄er herauf, und zeigte uns wo wir schlafen solten, es ist ein hübsches Hauß, und hat viele Zim̄er. Der liebe HE. *Reyger* mit ihr nahm ein Zim̄er nach hinten zu ein, sein HE. Sohn schlief neben bey in der Kam̄er. Wir 3. Schwestern nahmen ein Zim̄er nach forn ein, und der p. 7 liebe *Papa* schlief neben bey uns in der *Alcove*, womit wir sehr* vergnügt waren, wie wir uns ein wenig eingerichtet, giengen wir in der untersten Stube speisen, da wir den̄ mit einer schönen Mahlzeit bewirthet wurden. Nach dieser rauchte der liebe *Papa* mit HE. *Seyler* ein Pfeifchen *Tobac*[9]), um 12 Uhr giengen wir nach genom-menen Abschied zu Bette.

Den *22. Juny.* Sonabend als der zweyte Tag meiner Glückseeligkeit

Um 8. Uhr des Morgens stunden wir auf, nachdem wir uns von unserer Reise ein wenig erhohlet, wie wir unser Morgengebät verrichtet, und uns angekleidet hatten versamleten wir uns in die hinterste Stube, es ist daselbst eine sehr schöne Außsicht, nach denen Gärten, recht vor dem Fenster fliest der große Fluß *Elbing* vorbey von welchen die Stadt ihren Nahmen hat, deßwegen sie auch die Waßer-Stube genant wird, Nachdem wir da *Thée* getruncken giengen

6) Auf dem Alten Markt. Vgl. Toeppen, Gesch. d. räuml. Ausbreitung d. Stadt Elbing. Zsch. Westpr. Gesch. V. 21. Danzig 1887, S. 108.

7) Es handelt sich wahrscheinlich um Christoph Friedrich, geb. 1721, der beim Regiment Königin von Polen stand; weniger um Johann Wilhelm Ludwig, der 1741 die Prima des Elbinger Gymnasiums besuchte, 1725 geboren wurde und damals kaum schon Leutnant gewesen sein dürfte.

Vgl. R. v. Flanß, Die auf deutschen Fuß errichteten Regimenter der polnischen Kronarmee in Westpreußen von 1717—1772. (Zsch. d. hist. Ver. f. d. Reg. Bez. Marienwerder XXII. 1894 S. 35, 39, 59.)

8) Der Oberst Friedrich Wilhelm von Wangenheim (1688—1743) gehörte schon 1722 dem Königin-Regiment als Major an und starb als Oberst dieses Elbinger Garnisonregiments am 5. oder 11. Mai zu Wengrow in Masuren. Er wurde am 17. Mai in Dörbeck beigesetzt. Ihm gehörten die Güter Neu-Schönwalde und Groß-Wogenap bei Elbing.

Vgl. R. v. Flanß ebenda SS. 11, 20, 26, 34, 59.

9) Vgl. hierzu Mitt. Westpr. Gesch. V. 1926. (XXV) S. 5f.

die Herren in der Stadt, wir Frauenzim̄er verſchoben es biß auf den Abend weil es uns* zu warm war, wir giengen in den Garten und ſezten uns in einem ſchattigten Gang nieder, wo wir hörten vom Thurm blaſen[10]), da uns den̄ Fr. *Seylern* vieles erzehlte, es iſt eine recht artige, vernünftige, und muntre Frau, und ſehr gute Wirthin; Ihre Jfr. Töchter davon die älteſte 15. Jahr alt iſt, heiſt *Juliana Concordia,*† und iſt ein hübſches artiges Kluges und lebhaftes Frauenzim̄er. von angenehmen Weſen ſie gefält mir überaus wohl, und möchte wünſchen, daß ſie in *Dantzig* wäre. Die Jüngſte welche *Renata Sophia*[12]) heiſt, iſt 10. Jahr alt und iſt nach ihren Jahren recht vernünftig und munter. Um 12. Uhr kamen die Herren zurück, und wir giengen zur Mahlzeit. *Bruen*[13]) Orgeniſt (!) bey der Hl. 3. Königs Kirche in der Neuſtadt, ſpeiſte dieſen Tag hier, er ſpeiſt hier ſehr oft, ſonderlich des Sonabends, da ſie den̄ gewohnet ſind, den Nachmitag unter ſich *Muſique* zu machen. Nach der Mahlzeit giengen wir im Garten, hernach trunken wir *Caffée* in der unterſten Stube, Nach dieſen giengen wir auf der Waßerſtube und *muſicirt*en etwas, die älteſte *Madmſ. Seyler* ſpielte einige *Sonaten* nach* dem *General Baß* auf dem *Clavier,* ſie iſt ſchon ziemlich weit darin̄en gekom̄en, und ſpielt recht artig und fertig. Ihr *Papa* ſpielte den kleinen *Baß* dazu, und *Bruen accompagnirte* ihnen auf der *Violin.* Meine Schweſter *Renat*che ließ ſich auch hören, und ſpielte einige *Sonaten extempore,* ich ſpielte und ſung auch einige *Italiæni*ſche *Arien* und *Duetten* mit meiner Schweſter; Um 7. Uhr ſtrich HE. *Rector Seyler* (unſer liebe HE. Wirth) auf der *Trompett Marin*[14]) zur Mahlzeit, Dieſes iſt ein artiges *Inſtrument,* es ſiehet einer Laute etwas ähnlich, hat aber einen längeren Bauch, und nur eine Seite ſie wird mit einen Bogen geſtrichen, darauf man den̄ allerley ſpielen kan. Nach der Mahlzeit giengen wir über den Wall, wie wir HE. *Rittersdorf*[15]) ſeinen Garten vorbey giengen, ſahen wir ihm darinen ſizen, wie er uns gewahr wurde, kam er heraus und redete mit uns, er iſt ein freundlicher, munterer und angenehmer Man̄, er iſt älteſter Prediger hieſelbſt bey der Münchs Kirche[16]), wir hörten von ihm daß er den *Johannis* Tag predigen würde, da* ich

p. 8 — *p. 9* — *p. 10*

† Sie ſtarb *Ao.* 1746 d. *3. July* in den Pocken[11])

---

[10]) Es handelt ſich um den „Grünen Turm" von St. Nikolai.

[11]) So auch in der Autobiographie von Frau Seyler (Stadtbibl. Elbing JJ 1. Nr. 30). Geboren 26. März 1728.

[12]) Getauft 10. Oktober 1732.

[13]) Chriſtian Brühn wurde 1741 Sept. 3. Organiſt, 1746 Juli 7. Kantor an Hl. Drei Könige. Er ſtarb 1757 Sept. 9. und wurde am 15. Sept. begraben. (Totenbuch von Hl. Drei-Königen.) Ich verdanke Herrn Pfarrer Tiemann den Nachweis.

[14]) Gemeint iſt Tromba marina-Trumbſcheit, ein Saiteninſtrument. (Vgl. Riemann, Hugo Muſiklexikon Berlin u. Leipzig 1916 8 S. 1151a.)

[15]) Daniel Rittersdorf, Senior der evangeliſchen Geiſtlichen der Stadt. An St. Marien. Abb. 1.

[16]) Dominikanerkirche zu St. Marien.

mich den auf einer schönen Predigt sehr freue. Wir nahmen endlich von ihm Abschied, und giengen durch das inre Marchen-Thor[17]) in der Stadt, besahen von draußen das große Eckhauß in der Hl. Geist-Gaße, welches der HE. *Doctor Schendel* aus *Dantzig* gemiehtet hat, daselbst zu wohnen. Die Stadt wird eingetheilet in Alt-Stadt und Neu-Stadt. Erstere ist wie bey uns in *Dantzig* die Recht-Stadt, und die Vornehmste. Die Neu-Stadt ist so wie bey uns die Alt-Stadt. Die Stadt überhaupt ist sehr *regulair*. Die Queer-Straßen sind in einer geraden *Linie* gegeneinander über, und endigen sich mit einem Thor oder Thurm, es sind hier 15. Thürme, und ist keiner dem andern gleich. Das Rahthauß ist recht auf dem Marckt, und der Junckerhof meist gegen über; Die Obrigkeit bestehet aus 4 HE. Burgemeister welches folgende sind.

HE. *Ramsey* ist *Anno* 1747 in HE. Sieferts Stelle gekommen.

1. HE. Burgm. *Rhode*. Iziger Burggraf.

2. HE. Burgm. *Roskampf*. † Iziger *Præsident*

3. HE. Burgm. *Horn* und 4. HE. Burgm. † *Siefert*.

†) Er starb den *Septembr.* HE. *Brackenhausen* ‖ *p. 11* ist *Anno* 1744 in seine Stelle erwählet.

Lezterer ist der älteste, und nimt wegen seines hohen Alters kein Amt mehr an[18]),* Dan folgen die Herrn des Rahts deren 12. sind. Nach diesen komen 32. Glieder, welches die zweyte Ordnung, oder Gemeine genant wird, aus welchen die HE. des Rahts gewählet werden. Die 4. HE. des Gerichts wohnen auf der Neu-Stadt, und haben mit der Alt-Stadt nichts zu thun. Endlich sind noch 5. *Secretairs*. Izt eben fält mirs ein, ich hätte es bald vergeßen. Kein HE. muß hier ohne Coller auß dem Hause gehen, auch nicht der HE. *Rector Seyler*, welches sie aus Scherz, die 2. Tafeln *Mosis* nenen, und mir insonderheit im Anfang sehr artig vorkam; Nachdem wir uns diesen Abend in der Stadt herumgesehen, giengen wir endlich über den Schulplaz nach Hause, so bald wie wir nach genom-menen Abschied auf unsere Stube kamen, nahm ich mein *Journal* vor, und sezte dieses auf, da ich mich den sehr freuete daß dieses nur ein Anfang ist, und daß noch mehr vergnügte Tage folgen werden. Morgen früh haben wir uns vorgenomen, ordentlich hier in die Kirche zu gehen, da ich den sehr neugierig bin, zu sehen, was es hier vor Leute* gibt, ich habe noch wenig gesprochen. *p. 12* Ich glaube morgen werden wir die Vesper wohl irgend wo in einem Garten halten.

Den *23. Juny*. Sontag. Als den 3ten Tag meines Vergnügens.

Heute frühe um 6. Uhr sind wir aufgestanden, wie wir alle fertig, versamleten wir uns in der Waßer-Stube, und truncken ein Schälchen *Thée*. Hernach fuhren wir zusamen nach der Münchs oder

[17]) Das noch heute stehende Markttor.

[18]) D. h. im sitzenden Rat. Vgl. Carstenn, Edward, Elbings Verfassung zu Ausgang der polnischen Zeit. S. 17. 29.

Marien Kirche, es ist eine hübsche große und helle Kirche, alle 14. Tage ist hier außer der Orgel, eine schöne *Vocal* und *Instrumental Music,* nehmlich, es wird den̄ vor der Predigt eine *Cantate musiciret,* welche sich auf das *Evangelium* schicket. HE. *Zeydler*[19]) that eine gute erbauliche Predigt. Wir fuhren endlich nach Hause, die HE. giengen aber noch in der *St. Nicolai* Kirche, wie wir uns außgekleidet hatten, kamen die HE. auch nach Hause, und trunken mit uns im* Garten ein *p. 13* Schälchen *Thée.* Wir hörten wieder vom Thurm blasen, den̄ des Sontags Morgens blasen sie im̄er wen̄ der Raht aus der Kirche komt. Nach dem *Thée* giengen wir speisen. Nach diesen giengen wir aufs *Gymnasium* in der *Bibliotec,* wie wir da waren, kam Fr. *Grütnerin*[20]) hin, welches eine Schwester von Fr. *Seylern* ist, es ist eine sehr fette Frau und siehet sehr gut aus. Der HE. *Rector Seyler* zeigte uns da unter andern *raritæten* die Stifts Hütte[21]), welche er machen laßen und selber angegeben hat. An der Beschreibung derselben will ich mich nicht machen, sondern sie *Mons. Reyger* als unsern HE. Reise-*Secretair*[22]) überlaßen, welcher dazu viel geschickter ist, und alles genau bemerket hat, ich will nur so viel sagen, daß sie in allem genau mit der vormahligen Stifshütte überein kom̄en soll, an die Decke und Fürhang hat die Fr. *Seylern,* und das vornehmste Frauenzim̄er in *Elbing* gearbeitet. Wie wir alles besehen, giengen wir wieder* zurück, *p. 14* v. fuhren zusam̄en in 3. Wägen nach HE. Burgm. *Rhoden*[23]) seinen Garten, welcher nicht in der Stadt, sondern mit einigen guten Freunden auf einem schönen Landgute *(Kusfeld* genant) auf einige Tage gefahren, daselbst das *Johannis* Fest zu begehen. Wir waren hier in einen schönen Garten, welcher gar nicht weit von der Stadt ist, es sind hier 2. neben einander, wir trunken an einen schönen Teich *Caffée,* welcher von Karpfen wim̄elte, die wir Brod gaben, da es den̄ ein Vergnügen war zu sehen wie sie nach selbigen schnappten, es war diesen Tag sehr warm, wie wir aber hernach im Garten herum giengen, entstand mit einmahl ein so starcker Wind und Regen, daß es recht kühl wurde, wie der Regen ein wenig vorbey, fuhren wir wieder zusam̄en nach Hause. Fr. *Grütnerin* nahm hierauf von uns Abschied, und fuhr auch nach Hause, wir giengen gleich zur Mahlzeit, und bald hernach begaben wir uns nachdem wir wie im̄er voneinander Abschied* genom̄en zur Ruhe. Ich schrieb *p. 15* dieses noch erst in meinem Tagebuch auf. Also haben wir heute die Zeit vergnügt zugebracht, Morgen früh haben wir uns wieder vor-

[19]) Christoph Zeydler, geb. 1686 zu Reichenbach, seit 1739 an St. Marien. (Tolckemit, Elbingscher Lehrer Gedächtnis. Danzig 1753. S. 106.)

[20]) Geborene Rhoden.

[21]) Von ihm beschrieben im Gymnasialprogramm 1735.

[22]) Die Reygersche Beschreibung scheint verloren gegangen zu sein. Auf sie ist das Seylersche Gedicht eine Antwort (Mitt. Westpr. Gesch. V. 1926. S. 8. V. 33).

[23]) Bruder von Frau Seyler.

genom̄en, außer der Stadt in die Kirche zu gehen, den HE. *Rittersdorf* predigen zu hören, wonach mich recht verlanget, den̄ es ist ein gelehrter und angenehmer Mann.

Den *24. Juny*. Montag. Als der 4te Tag meiner Ergözlichkeit.

Heute um 6. Uhr stunden wir auf, wie wir uns angekleidet hatten, und auf der Waßerstube ein Schälchen *Thée* getruncken, fuhren wir alle in 3. Wägen, nach der Hl. Leichnams Kirche, auf der Reiffer Bahn. Wir giengen erst alle in der Dreßkam̄er[24]), redeten mit HE. *Rittersdorf* und HE. *Achenwald*[25]), hernach giengen einige von uns in der Kirche. HE. *Rector Seyler* seine Jfr. Töchter und ich, blieben

p. 16

in der Dreßkam̄er, weil wir was spät* gekom̄en, und in der Kirche nicht Raum vor uns alle war, wir hörten HE. *Achenwald* vor der Predigt das *Evangelium* vor dem Altar vorlesen, er hat eine angenehme Stim̄e, und ist ein artiger Man̄, HE. *Rittersdorf* hielte hierauf eine schöne Predigt, er hat eine starcke und deutliche Stim̄e, er prediget hier alle viertel Jahr, wen̄ der Prediger dieser Kirchen *comuniciret*, welches HE. *Achenwald* ist, wie wir aus der Kirche kamen, kleideten wir uns aus, und truncken auf der Waßerstube ein Schälchen *Thée*, wir giengen darauf zur Mahlzeit, sie sezten uns beym *desert* einen großen Butter-Kuchen vor, auf welchen dem lieben *Papa* sein Nahmens Zug gebacken, welches der HE. *Rector Seyler* mit Mühe so eingerichtet, weil es heute *Johannis* und *Papa* sein Nahmens Tag, war, dieser Tag wird hier mit 3 Predigten gefeyert, Nach der Mahlzeit fuhren wir alle in 3. Wägen vertheilet

p. 17

(wie wir im̄er fuhren)* nach HE. *Johan̄ Ferdinand Jungsculz* (!)[26]) welcher mit dem HE. *Jungschultz* aus *Dantzig* Brüder Kinder, und also ein Vetter von ihm ist, er ist hierselbst in der 2ten Ordnung[27]), *reformirt*, er hat eine Schwester Tochter, von Fr. *Seylern* zur Ehe gehabt, welche verwichen Jahr gestorben[28]), er empfieng uns ungemein höflich, seine Jfr. Töchter, von welchen die älteste 8. Jahr alt ist, sprachen wir auch, sie können alle 3. mit Recht schön genennet werden†, er hatte uns vorhero zu sich nöhtigen laßen. Seinen HEn. Bruder mit seiner Frauen fanden wir auch da, sie ist eine muntere freundliche und artige Frau. Wir truncken an einen großen Teich, unter den Bäumen *Caffée*, wo wir eine sehr schöne Außsicht nach

Er ist *Anno* 1744. zum Vogt oder Haupt der andern Ordnung erwählet worden.

† Die Jüngste ist ungefehr 8. Tage nach unserer Abreise gestorben.

---

[24]) Sakristei.

[25]) Thomas Achenwall, geb. 1702 zu Elbing, seit 1737 an Hl. Leichnam, seit 1745 an St. Marien (Tolckemit, Elb. Lehr. Ged. S. 107).

[26]) 1706—1776. (Zamehl-Grübnau, Elb. Arch. F. 56 p. 70. Vgl. auch Stadtbibl. Danzig Ms. 1319.)

[27]) Bürgerschaftsvertreter (vgl. Carstenn, Elb. Verfassung . . . S. 38ff.)

[28]) 1706—1776. (Zamehl-Grübnau, Elb. Arch. F. 56 p. 70. Vgl. auch Töchter: Sabina Amalia * 1734, Henriette Ernestina * 1739, Charlotta Anna * 1741 † 1743, Juli 2 (Danzig Stadtbibl. Ms. 1319).

dem Walde vor uns hatten, da wir den alle Leute konten sehen hingehen, es ist hier ein sehr schöner Ort, eine halbe Meile von der Stadt, und wird HE. *Jungschultzen* Höfchen genant, wir saßen hier sehr vergnügt, wie an einer kleinen See, nachdem *Caffée* führte er uns in seinem Garten, welcher groß, aber meist zum* Nuzen angeleget ist, wir giengen in denselben an einen schönen erhabenen Ort, unter hohen Bäumen, wo man sich weit herum sehen kan, er hat hier auch Land bey, und dieses Gut wird klein *Röbern* genant. Wie wir im Garten allenthalben herum gegangen, führte er uns im Hause, wo er uns eine schöne *Collation* vorsezte, wie wir gespeiset giengen wir noch an den vorigen schönen Ort am Teich sizen, der HE. *Rector Seyler,* und der liebe *Papa* rauchten ein Pfeifchen Tobac, wir Frauenzimer erzehlten uns was. Endlich fuhren wir nach genomenen Abschied, um halb 10. mit Thorlauten[29]) nach Hause, da wir den wieder etwas speiseten. Nach der Mahlzeit führten sie uns auf der Waßerstube, sie wolten ganz unverhoft dem lieben *Papa* zu Ehren, ein klein Feuerwerck mit Waßerkazen auf dem Fluß *Elbing* machen, weil aber durch eine *fatalitæt* dieselben auf einmahl loßbranten, war dieses von kurzer Dauer, es lief aber doch Gott Lob ohne sonderlichen Schaden ab. Die ältste *Madmſ. Seylern* spielte uns noch einige Stücke auf dem *Clavier* vor,* wobey die HE. ein Pfeifchen Tobac rauchten, endlich nahmen wir voneinander Abschied, und ein jeder begab sich auf seiner Stube, um sich außzukleiden, und zur Ruhe zu begeben, da ich den wieder vorhero mein *Diarium* vor mich nahm, und alles aufschrieb, was uns heute wiederfahren, da ich den fand, daß wir diesen Tag vergnügt zugebracht. Es komt mir dieser Ort wie eine neue (!) Welt vor. Weil ich mich nun nach allem imer mehr erkundige, und mich meine Schwestern heute mehr wie sonsten Zeit laßen, da sie noch nicht außgekleidet sind, so will ich mich an der Beschreibung der Kirchen machen. In der Stadt sind 1. Die Münchs oder Marien Kirche, 2. Hl. Geist eine Hospitals Kirche, sie wird auch die Pohlnische genenet, weil bißweilen Pohlnisch darinen geprediget wird. 3. Die *St. Nicolai* Kirche, welches die vornehmste ist, und denen *Catholiquen* gehöret. Auf der Neustadt ist die Hl. 3. Königs Kirche. Außer der Stadt. Auf der Reifer-Bahn, die Hl. Leichnams-Kirche. Auf dem* Berge *St. Annen.* welches auch die Bergsche Kirche genenet wird. Auf dem *St. Georgen* Dam die *St. Georgen* Damsche Kirche; Vor die wenige *Reformirten,* die sich alhier befinden, komt alle viertel Jahr, ein *Reformirter* Prediger auß Preuß-Holland her, da sie den in der Stadt auf einen großen Saal *comuniciren.* Nun will ich vor heute aufhören, und mich mit mehr Ruhe wie gestern, zu Bette verfügen, den ich muß noch berichten, daß wir gestern ein ziemlich starckes Ungewitter hatten, da den ein sehr starcker Schlag kam, wie ich eben in dem Bette steigen wolte,

p. 18 · p. 19 · p. 20

[29]) Vor Schluß der Stadttore.

daß ich froh war das das Licht noch nicht außgelöschet war, es währte aber Gott Lob nicht lange, wir giengen bald darauf wieder zu Bette.

Den 25. *Juny.* Nun komme ich zum Dienstage; Welches der 5te Tag meines Vergnügens war.

Heute Morgens um 8. Uhr truncken wir auf der Waßer=Stube p. 21 *Thée,* hernach* giengen wir über den Wall nach HE. *Rittersdorf,* welcher uns hatte zu sich nöhtigen laßen. Er empfieng uns mit seiner jüngsten Jfr. Tochter, weil seine Frau micht (nicht) zu Hause war, sie führten uns in eine Stube, wo uns HE. *Rittersdorf* ein sehr sonderliches *Instrument* zeigte, welches wie ein großer hölzerner Kasten außsahe, in welchen viel längliche Stücker Stahl lagen, worauf man mit 2. hölzernen Ham̄ern schlug, wen̄ man darauf spielte, er machte uns einige Stücke darauf vor, welches den̄ recht artig und wie ein Glockenspiel klunge, wir sahen noch in denselben Zim̄er, ein sonderliches *Clavier,* als ich noch niemahlen gesehen, es stehet an der Wand in die Höhe und nimt wenig Platz ein, man nen̄et es einen stehenden Flügel, wird aber von vielen nicht so gut gehalten, wie ein *ordinaires Clavier,* seine Jfr. Tochter spielte uns einige Stücke auf demselben vor, hernach führte er uns auf seiner *Bibliotec,* er zeigte uns daselbst den Tempel *Salamonis*[30]), welchen er von einem Tischler in seinem Hause hatte machen laßen, und selber p. 22 angegeben hat,* er hat bei der Einrichtung deßelben den 10ten Theil vom Zoll vor einer Elle genom=men, 3. Jahr ist an denselben gearbeitet worden, und hat ihm über 1000. fl. gekostet. Mit der Beschreibung deßelben will ich mich wieder auf unsern HE. Reise *Secretair* berufen, welcher nach seiner angebohrnen Geschicklichkeit nichts davon wird vergeßen haben aufzuzeichnen. Wie uns der HE. *Rittersdorf* alles erkläret, und wir alles genau betrachtet hatten, nahmen wir um 12 Uhr wieder unsern Abschied, und giengen durch die Stadt nach Hause, wir sezten uns darauf zu Tische. Nach der Mahlzeit fuhren wir nach einem Garten, deßen Eigner Land[31]) hieß, sonsten aber, nach seinem vorigen Eigner *Engelcken* Höfchen genant wird, hier sind 2. Gärten nebeneinander, welchen der Hof von=einander scheidet, nehmlich einen Zierlichen, und einen Küchen, oder Gewechs Garten wie sie hier sagen, lezterer ist auch sehr schön, es ist nur zu beklagen, daß der Eigner ihm so verfallen läst, wir hielten p. 23 uns hier nicht lange auf, sondern fuhren nach* HE. *Poselliers*

[30]) Der Tempel befindet sich zerbrochen heute im Elbinger Stadtmuseum; ihn sehen wir auch auf dem Bild von Rittersdorf aus dem Jahre 1770. Die Kunstformen sind die des Zeitgeschmacks. Abb. 1.

[31]) Einer der vier Pündelhöfe von Klein=Röbern (Volckmann, Aus Elbings Vorzeit. S. 57). George Land war 1743 Vogt. Er starb 1777 (Zamehl-Grübnau p. 203).

Gar̄ten[32]), welcher ein Kaufman ist, auf dem Hofe sahen wir einen lebendigen Stein=Adler, wir giengen in dem Garten herum, welcher recht schön, in welchen hohe lebendige Wände und Terraßen sich befanden, neben diesen ist ein kleiner Küchen=Garten, wir truncken in einem Som̄erhause, welches auf einem Teich stehet ein Schälchen *Thée,* hernach giengen *Mesdmſ. Seyler Monſ. Reyger* und ich, in der Grüzmühle[33]) und von da in der Kraftmehls *Fabrique,* welches artig zu sehen war, vieleicht hat es *Monſ. Reyger* auch beschrieben vieleicht auch nicht. Von da fuhren wir in HE. *Doctor Laurentii*[34]) Garten, welcher auch recht schön, es waren noch höhere lebendige Wände darinen wie in den vorigen, wir giengen in den Garten herum, *Medmſ. Seylern* und ich sezten uns unter einem großen Gezelt nieder, und erzehlten uns etwas, hier saßen wir ganz ruhig und vergnügt, wie wir mit einmahl *Monſ. Reyger* gewahr wurden, als wir* aufstunden, um uns zu denen andern zu verfügen, er lief *p. 24* mit einem großen Geschrey auf uns zu, hinter ihm sahen wir Fr. *Poſelliern* mit starren Augen, und ausgebreiteten Armen, und groben heftigen Geschrey nach ihm laufen, ich hatte es nicht so bald gesehen, wie mir die ältste *Madmſ. Seylern* sagte, daß es diejenige Frau wäre, von welcher wir kurz vorher gehöret hatten, daß sie verrückt im Kopf wäre, wie ich dieses hörte, entsezte ich mich, und lief so starck wie ich konte, um mich zu denen andern zu verfügen, in Meinung daß sie mir folgen würden, wie sie mich sahe, lief sie mir nach, da ich den̄ mehr flog als gienge, ihr zu entwischen, ich war froh, da ich nur bey unserer Gesellschaft war, da sie den̄ wieder unsern HEn. Reise *Secretair* verfolgete, welcher ganz Athem loß zu uns lief, da sie sich den̄ noch nicht wolte abweisen laßen, sondern im̄er zu uns wolte, Fr. *Rector Seylern* welche ihr kante, redete ihr zu, und sagte sie solte doch nach Hause gehen, wir würden uns auch* hier nicht *p. 25* lange aufhalten, wir wolten uns nur im Garten ein wenig herum sehen, sie antwortete ihr aber ganz *confus,* und sagte, so, so, so werden sie Fr. *Doctor Laurentien* zu Vorkost kochen, wir giengen alle wieder unter dem Gezelt, biß sie ihr mit genauer Noht wieder in ihren Garten brachten, welcher nebenan ist, da wir den̄ am Zaun viel *confuſes* Zeug reden und sehr schreyen hörten, wir waren alle sehr *alteriret. Monſ. Reyger* aber insonderheit, welchen die *courage* ganz verlaßen hatte, und welcher nicht so bald zu sich selber kom̄en konte, wir begaben uns endlich von hier weg, um vor ihr sicher zu seyn, und fuhren HE. Fuchsen[35]) seinen Garten vorbey, welcher nicht weit davon ist, indemselben war HE. *Rittersdorf,* wie dieser uns sahe, wolte er uns nicht vorbey laßen, sondern nöhtigte uns

[32]) Aeußern Mühlendamm, Südecke der Bergstraße oder Sonnenstraße?
[33]) Am Aeuß. Mühlendamm. Vgl. den Stich von Endersch etwa 1737. Abb. 2.
[34]) Ueber die Lage der Gärten unterrichtet der beiliegende Stadtplan von Friederici. Dr. Samuel Laurentzen † 1757 (Zamehl-Grübnau p. 206).
[35]) Fuchs hatte u. a. Gärten am Innern Georgendamm.

ſehr herein, daß wir endlich außſteigen und herein giengen, hier fanden wir HE. Fuchſen, HE. *Rittersdorf* mit ſeiner Frau,† und beyden Töchtern, davon die älteſte* 16. Jahre alt, und vor einem *p. 26* halben Jahre mit einem Kaufmann Nahmens Schubert (welcher auch da war) verheyrahtet iſt, ſie ſiehet ſehr gut aus, iſt aber ſehr kränklich, in dieſer Geſellſchaft war auch ein *Candidat Neuman*[36]), wir giengen ein wenig im Garten he=rum, und hörten die Fr. *Poſelliern* viel am Zaun reden und ſchreyen, ſie wolte ſich noch nicht zufrieden geben, dieſer Garten iſt neben bey jenen deßwegen konten wir alles verſtehen, wir hielten uns hier nicht lange auf, ſondern nahmen bald unſern Abſchied, und fuhren nach Hauſe, Nach dem Abendeßen giengen wir Frauenzim̄er im Garten he=rum, die HE. giengen auf des HE. *Rectors* ſeiner Studierſtube, derſelbe ſpielte auf ſeinem Glockenſpiel, allerley geiſtliche Lieder, welches wir im Garten gut vernehmen konten, und bey Abend recht artig klunge, nachdem wir eine gute Weile im Garten geſeßen, giengen wir zu ihnen herauf, *p. 27* und beſahen dieſes *Inſtru*ment* in der Nähe, es iſt ein hölzernes Behältnis wo viele Glocken von allerley Thöne drinen hängen, und wird mit 2. hälzernen (!) Ham̄ern daran geſchlagen wen̄ man ſpielen will, der liebe HE. *Reyger* konte im *Diſcant* nach dem Gehör, alle Lieder darauf ſpielen, welche man verlangte, worüber wir uns ſehr verwunderten, nachdem wir hier noch einige andere Sachen geſehen, nahmen wir wie gewöhnlich voneinander Abſchied und giengen auf unſere Zim̄er, da ich den̄ wiederum dieſes in meinem *Journal* aufſchrieb, wir haben heute alſo viel Veränderung gehabt, und ſind in viel ſchöne Gärten geweſen, wen̄ uns nur die Frau *Poſelliern* nicht ſolche Angſt gemachet hätte doch iſt dieſes nun vorbey, und wird oft *Materie* zum Lachen geben, wir werden hievon noch ein lächerliches Andenken behalten, unſer HE. Reiſe *Secretair*, welchen ſie *p. 28* noch die* meiſte Furcht eingejaget, wird dieſen Tag wohl nim̄er vergeßen. Beym *Johannis* Tage habe ich noch vergeßen zu berichten, das wir noch erſt zu *St. Annen* oder bey der Bergſchen Kirche ſtill hielten, und auß dem Wagen ſtiegen, wir konten aber nicht herein komen, weil der Gottesdienſt eben gehalten wurde, da wir den̄ die Kirche ſo beſahen, als wir in der Thüre ſtunden, wir haben nach der Zeit gehöret, daß der *Candidat Schumacher*[37]), welcher damahlen predigte, von uns ein wenig *confus* geworden wäre, und gehöret hätte, daß wir gefraget, wer da predigte, da er den̄ ſeinen Nahmen hätte nennen hören. Vor heute werde ich aufhören zu ſchreiben, weil wir ein wenig zeitig zu Bette gehen wollen, den̄ der liebe HE. *Reyger* ſein HE. Sohn die älteſte *Madmſ. Seyler Henriet*che und ich haben uns vorgenom̄en, Morgen früh auf einen hohen Thurm zu gehen, welchen ſie den grünen Thurm nen̄en, und auf der *St. Nicolai* Kirche iſt, man

† Sie ſtarb den *Septembr.*

---

[36]) Bei Tolckemit, Elb. Lehrer Ged., nicht genannt.

[37]) Bei Tolckemit nicht genannt.

hat uns zwar sehr davon abgeschrecket, wir wür*den 3. Tage davon *p. 29*
müde seyn, ich will es aber einmahl *probieren*, und hofe daß ich den Tag noch mehr werde gehen können.

Den *26. Juny.* Mittwoch als der 6te Tag meines vergnügten Lebens.

Des Morgens frühe um 7. Uhr stunden der liebe HE. und *Monſ. Reyger Henrietche Madmſ. Seylern* die älteste, und ich auf, wir truncken erst auf der Waßerstube ein Schälchen *Thée*, darauf giengen wir zusamen nachdem Thurm, wir giengen vorhero in der *St. Nicolai* Kirche, und besahen dieselbe, wir zehlten 14 Altäre darinen, und es siehet so bunt aus wie in andern *Catho*lischen Kirchen, darauf nahmen wir den hohen Gang vor, und giengen den Thurm he=rauf, da wir den 289. Stufen zehlten, in dem Thurm hängen 7. Glocken, wir kamen endlich ganz beqvem biß oben zu* wo wir eine sehr schöne Außsicht hatten, weil es aber *p. 30* eben sehr windig war, konten wir uns nicht von allen Seiten he=rum sehen, wir begaben uns endlich wieder vom Thurm, und giengen ohne alle Müdigkeit zurück, den wir hatten uns ganz leicht und ohne Reifrocke (!) angekleidet, der liebe HE. *Reyger* sagte daß er noch wohl gleich wieder solchen hohen Thurm besteigen wolte, ohne müde zu werden. Wie wir zu Hause kamen, war die übrige Gesellschaft schon aufgestanden, wir fanden sie beym *Thée*, wir truncken noch ein schälchen mit, wie wir noch saßen, ersuchte uns HE. *Rittersdorf*, Nach dem *Thée* gieng ich mit der ältesten *Madmſ. Seylern* auf unsere Stube, wo wir uns mit etwas beschäftigten, wir giengen hernach beyde in den Garten, v. sezten uns mit unserer Arbeit nieder, wo nir (!) die *Madmſ. Seylern* nach ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit vieles erzehlte; HE. *Rittersdorf* nahm seinen Abschied, und um 12. Uhr giengen wir speisen. Nach der Mahlzeit fuhren wir* wieder in 3. Wägen nach HE. *Silbers*[38]) Garten, hier trafen *p. 31* wir HE. *Rittersdorf* mit seiner jüngsten Jfr. Tochter, wir giengen ein wenig im Garten herum, und fuhren gleich darauf in Gesellschaft des HE. *Rittersdorf* und seiner Jfr. Tochter, nach HE. *Ungers* Garten[39]), welches ein Seifensieder ist, diesen trafen wir mit seiner Frau alhier an, sie hatten Fr. *Langen*[40]) bey sich, deren Mann der vornehmste Weinschencker bey der Stadt ist, hier hielten wir uns auch nicht lange auf sondern fuhren nach HE. *Kaverau* seinen

---

[38]) Erste Niederstraße oder Kastanien=Allee. Christian Silber † 1761, sein Bruder Andreas 1756 (Zamehl=Grübnau p. 239).

[39]) In der Niederstraße (Kastanien=Allee). (Vgl. Volckmann, Elb. Vorzeit S. 73.) Unger besaß die Seifenmühle am Aeußern Markttor. Abb. 3.

[40]) Die Weinstube lag in der Brückstraße. (Volckmann, Elb. Vorzeit S. 77.)

Garten[41]), welcher ein Kaufman ist. Diesen Ort neñet man den Englischen Bruñen, nicht weit davon in denselben Garten ist auch der Holländische Bruñen, wir giengen in einer schönen *Allée* nach dem Englischen Brunen, welcher Ort wie ein kleiner Wald außsahe, wir sezten uns unter den Bäumen auf dem Grase nieder, und versuchten etwas von dem Waßer, welches mich zwar sehr
p. 32 erqvickte* weil daßelbe sehr kalt, und diesen Tag eben eine große Hize war, man muste es deßwegen sehr vorsichtig trincken weil das Waßer Eißkalt, und sehr härtlich war, man muste es lange in den Mund halten ehe man es niederschluckte, wovor der liebe *Papa* sehr warnete, ich habe gehöret, daß enige mit diesem Waßer ein *Experiment* gemachet, da sie deñ die Hand dariñen gestecket, und nicht biß 50. haben zählen können, weil sie wegen Kälte große Schmerzen empfunden und die Hand haben müßen herausziehen, wir giengen darauf geschwinde ins Hauß, weil uns ein großer Regen und Ungewitter drohete welches wir abwarteten, und darauf mit derselben Gesellschaft nach HE. *Werner* im Garten[42]) fuhren, welcher ein Eisen-Krämer ist, wir trafen ihm mit seiner *Tamillie* (!) und einen *Candidaten Schumacher,* wir giengen im Garten herum, wie wir im Soñerhause *Caffée* truncken, kam der Amtman *Pauli* aus
p. 33 *Samroht,* mit* seiner Frauen hin, er hat vor einem halben Jahre eine Jfr. *Dauen* (aus *Dantzig* gebürtig,) geheyrahtet welche wir gut keñen, meine Schwestern *Renat*che und *Henriet*che sind mit ihr beym Prediger in den *Catechismus* Stunden gegangen sie waren nur denselben Tag angekoñen, und wolten den folgenden wieder wegreisen, wir giengen zusañen im Garten, welcher groß, und hübsch zierlich ist, wir nahmen endlich unsern Abschied und fuhren nach Hause, bald darauf speisten wir. Nach der Mahlzeit giengen wir Frauenziñer und der liebe HE. *Reyger,* über der legen-Brücke durch die Speicher, in HE. *Doctor Sieberts* Garten[43]), welcher hübsch und ziemlich groß ist, von da giengen wir über der hohen-Brücke nach Hause, gleich darauf begaben wir uns nach genoñenen Abschied zu Bette. Ich nahm wieder vorher mein Tagebuch vor mich und schrieb dieses auf. Wir haben hier eine große Bequemlichkeit, deñ wir gehen
p. 34 hier fast iñer ohne Reifröcke* auch so gar weñ wir außgehen. Weil ich heute viel gegangen, bin ich etwas müde da mir deñ der Schlaf sehr angenehm seyn wird. Ich werde hier nun iñer bekanter, es gefält mir hier sehr wohl. Ich habe gehöret morgen werden wir wieder an einen neuen Ort fahren nehmlich im Wald, man neñt es das Schäfer-Thal, es gibt hier viel schöne Gegenden.

---

[41]) Die Gärten lagen in der 1. Niederstraße und vor dem Mühlberg nach Englisch-Brunnen. Gemeint ist wohl Johannes Kawerau † 1754 (Zamehl-Grübnau p. 197).

[42]) Konnte ich nicht nachweisen. Damals lebten Christoph († 1756) und Johannes Werner († 1745). (Zamehl-Grübnau p. 145.)

[43]) Grubenhagen.

Elbinger Jahrbuch, Heft 5/6, 1927, Tafel 3.

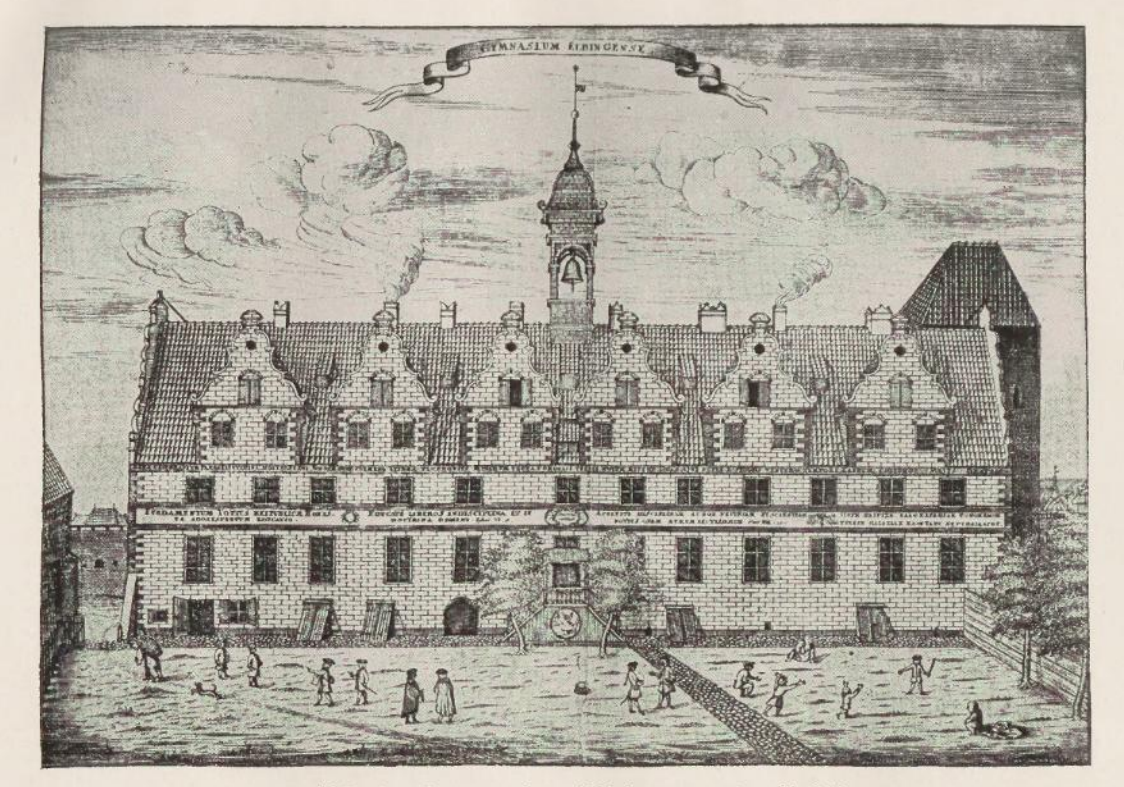


Abb. 2. Gymnasium Elbingense (zu S. 21)

Nach einem Kupferstich von Johann Friedrich Endersch (etwa 1737)



Abb. 3. Daniel Rittersdorf (1770) mit dem Modell des salomonischen Tempels (zu S. 23, 28)
Nach einem Kupferstich von M. Deisch-Danzig



Abb. 4. Prospekt von Elbing von Nord-Osten um 1741 (zu S. 23 ff.)

Neustadt Altstadt

Nach einem Kupferstich (von Joh. Fr. Endersch?) (vgl. Toeppen, Geschichte der räumlichen Ausbreitung der Stadt Elbing, S. 35)

Elbinger Jahrbuch, Heft 5/6, 1927, Tafel 6.

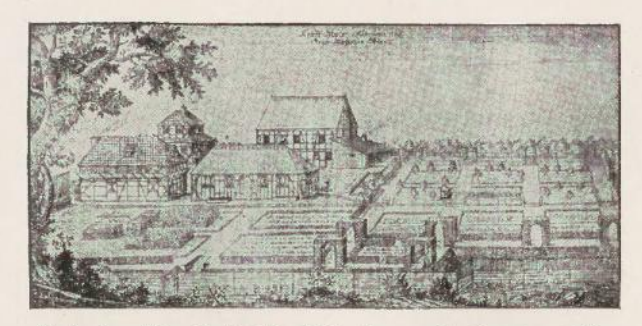


Abb. 5. Kraft-Mehl-Fabrik und Grützmühle mit zugehörigen Gärten (zu S. 29)
Nach einem Kupferstich von Johann Friedrich Endersch



Abb. 6. Seifensiederei und Ölmühle (zu S. 34)
Nach einem Kupferstich von Johann Friedrich Endersch

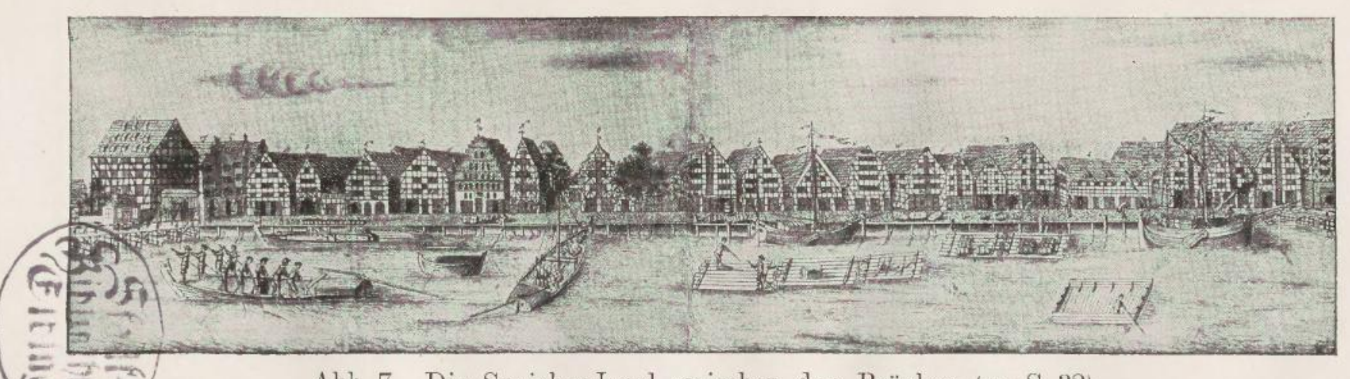


Abb. 7. Die Speicher-Insel zwischen den Brücken (zu S. 32)
Nach einer Zeichnung von Johann Heinrich Amelung (1779) (vgl. Toeppen, Räumliche Ausbreitung S. 41 f.)

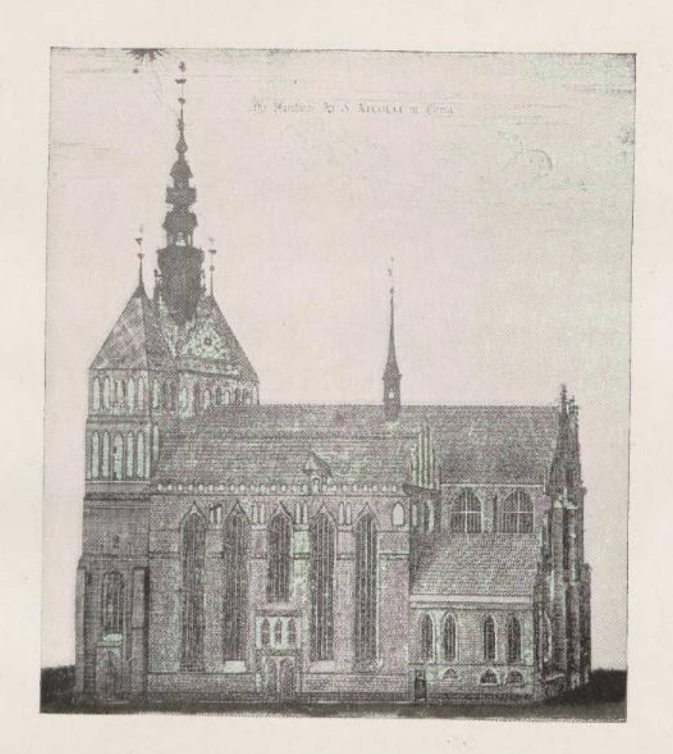


Abb. 8. Die einstige Stadtpfarrkirche
zu St. Nicolai mit dem „grünen Turm“ (zu S. 30f.)
Nach einem Kupferstich von Joh. Fr. Endersch (etwa 1737)

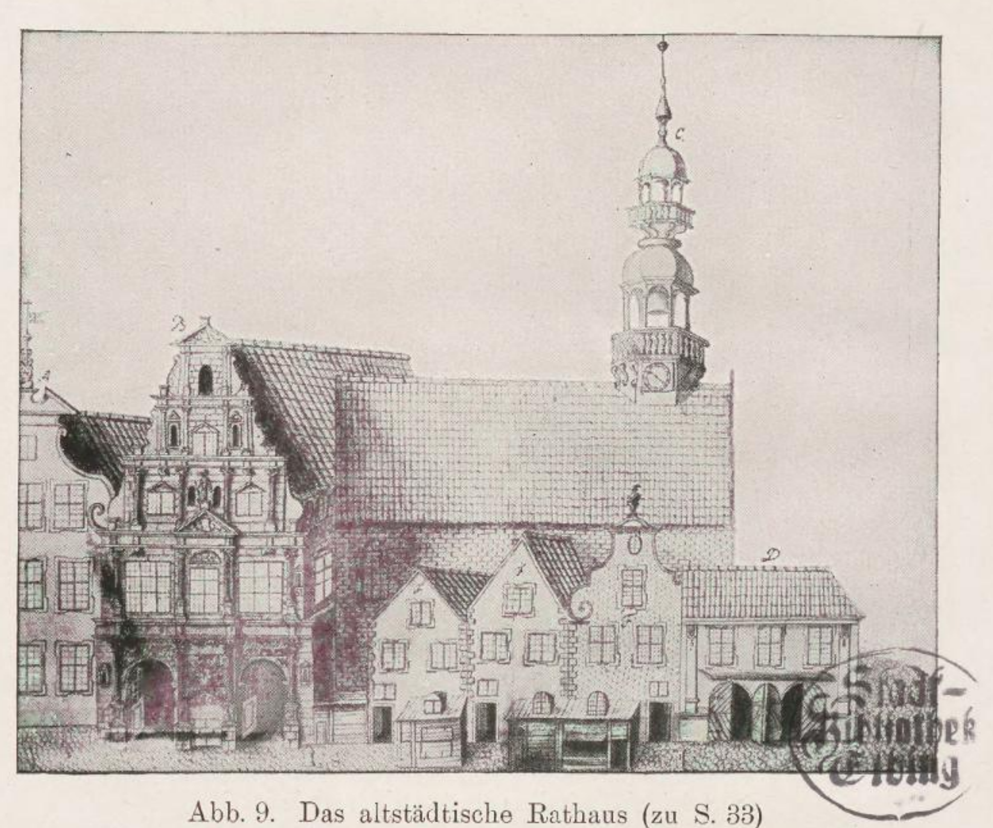


Abb. 9. Das altstädtische Rathaus (zu S. 33)

Nach einer Zeichnung von Joh. Heinr. Ameluug (vor 1777) (vgl. Toeppen, Räuml. Ausbr., S. 41 f.)

Elbinger Jahrbuch, Heft 5/6, 1927, Tafel 8.

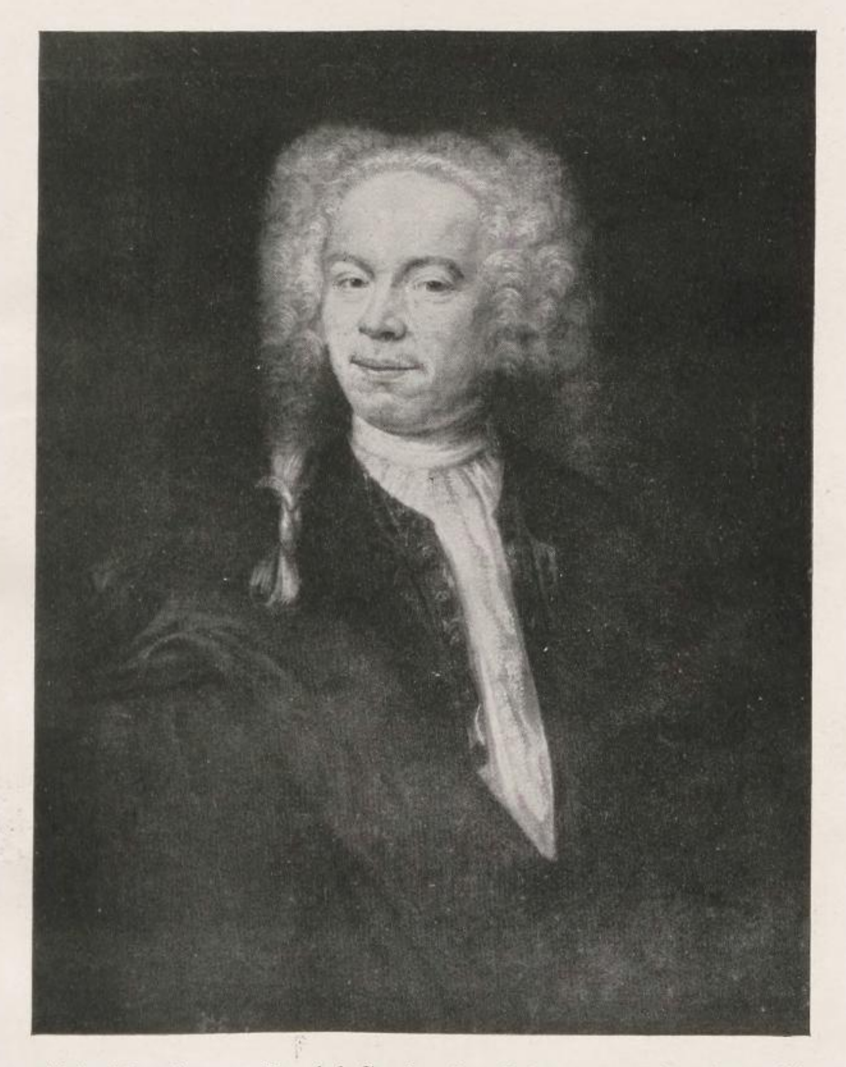


Abb. 10. George Daniel Seyler im Jahre 1732 (zu S. 39 ff.)
Nach einem Ölgemälde in der Stadtbücherei Elbing
Auf der Rückseite steht: »Georgivs Daniel Seyler, Gymnasii Elbing. Professor Aetat. 46«


Stadt-
Bibliothek
Elbing

Den 27. *Juny.* Donerstag. Welches der 7te Tag meiner Glückseeligkeit ist.

Des Morgens truncken wir auf der Waßer-Stube ein Schälchen *Thée;* HE. *Rittersdorf* ersuchte uns wieder, wie wir noch truncken Nach diesen giengen die HE. mit denselben nach HE. *Achenwald* ein Apothecker, welcher des HE. *Rittersdorf* seine Schwester zur Ehe hat, alda *probierten* sie auf einen hohen *Altan* einen *Tubum*[44]), welcher hier verfertiget ist, *Madmſ. Seylern* die älteste und ich, giengen in den Garten, und erzehlten uns etwas, um 12, Uhr kamen die HE. zu Hause, wir giengen gleich zur* Mahlzeit. *p. 35* Nachmitag ersuchte uns HE. *Rittersdorf* wieder, wie die HE. auf des HE. *Rectors* Studierstube waren, er hielte sich aber nicht lange auf, wir truncken um 4. Uhr *Caffée,* hernach fuhren wir alle nach dem Wald, welcher das Schäfer-Thal[44a]) genant wird, und ein sehr schöner Ort ist, von da giengen wir nach einem Gut, das nicht weit davon liegt, und von seinem vorigen Eigner Damnitz genent wird an welchen aber anjezo ihrer viele Theil haben, es ist daßelbe auch sehr angenehm, wie wir wieder zurück in die Stadt kamen stiegen wir bey dem Rahthause aus, und giengen herauf, wir kamen erstlich in eine sehr große Stube, wo sich die HE. versamlen, in welchen alle Bildniße der Könige von Pohlen von *Stephano* an biß an den jezigen Könige *Augusto* dem 3ten, sich befanden, aus dieser kamen wir in der Rahtstube, welche schön groß ist, und einen schwarz und weiß Marmornen Flor hat. In der *Cantzeley** in welcher es schön *p. 36* aussehen soll, konten wir nicht komen, weil die *Secretairs* imer den Schlüßel davon haben, wie wir uns hier allenthalben herum gesehen, fuhren wir nach Hause, wo wir den HEn. *Rittersdorf* fanden, auf uns warten, welcher auch mit uns speiste, Nach der Mahlzeit giengen wir noch eine Weile im Schulplatz wandeln, und sezten uns im Garten nieder. HE. *Rittersdorf* nahm endlich seinen Abschied, und wie wir uns einander eine angenehme Ruhe gewünschet, begab sich ein jeder in sein Zimer, wo ich den (!) nach meiner Gewohnheit, alles zu Papier brachte, was mir diesen Tag begegnet war, O was für vergnügte Tage gibt es hier. Nur schade, daß wie alles Vergnügen auf Erden von kurzer Dauer ist, also diese Lust auch bald aufhören werde.

Den 28. *Juny.* Freytag der 8te Tag unserer Lustreise.

Heute habe ich eine große Freude, den da wir des Morgens im Garten ein schälchen *Thée,* und nach diesen auf unsere Stube giengen, unsere Sachen ein wenig einzupacken weil wir uns vor-

[44]) Fernrohr.

[44a]) Das Tal liegt zwischen Bismarckhöhe, Dambitzen und Thumberg. (Lageplan der Stadt Elbing [1914].) Noch vor 100 Jahren hieß die Bismarckhöhe „Schäferberg" (Plan von Tippelskirch 1804). Dem Volk geläufig ist heute: „Gänseberg".

p. 37 genommen hatten, Morgen* wegzureisen, indem wir mit diesen sag ich im Begrif waren, kamen die lieben Leute, nehmlich der HE. Wirth und die Frau Wirthin, und nöhtigten uns noch einen Tag länger zu bleiben, der liebe *Papa,* v. HE. *Reyger,* welcher dazu große Lust hatte, nahm diese gütige *offerte* bald an, wir andern willigten nach einigen *complimenten* auch gleich darein, o wie hüpfte mir das Herz hiebey vor Freuden, den es gefällt mir hier überaus wohl, wie wir uns dazu völlig *resolviret,* kleideten wir uns an, und fuhren nach HE. *Unger*[45]) welcher uns hatte bitten laßen, er wohnet am inren Marchen-Thor, er und seine Frau empfiengen uns freundlich, HE. *Rittersdorf,* war auch da, wir truncken auf einem hübschen Sommerhause *Thèe* und *Caffée,* nach demselben giengen wir in seine Seifensiederey und Oehlmühle, welche er in seinem Hause hatte, sie führten uns hernach in ihren Garten, welcher nur klein, und hinter ihren Hause ist. Wir nahmen hierauf Abschied, und p. 38 fuhren nach* Hause, wir fanden, *Mons. Rhoden,* welcher Fr. *Seylern* ihr HE. Bruder, der ein Prediger auf dem Lande ist, sein HE. Sohn welcher einige Tage bey seinen Eltern gewesen nun aber in der Stadt gekommen ist, um da wie sonsten zu *logieren,* weil er in die Schule gehet. Wir speiseten heute im Garten, Nach der Mahlzeit fuhren wir in einer *Barse* auf dem Fluß *Elbing* bey guten Wetter, und geriehten durch die Unvorsichtigkeit des Tröblers in große Gefahr, wozu auch noch ein großer Regen und Ungewitter kam, daß wir geschwind umkehrten, und nach vieler Angst endlich in die längst-gewünschte rohte Bude[46]) einkehrten, da den das Ungewitter noch viel stärcker, und mit einen starken Hagel begleitet wurde, daß uns alle angst und bange wurde, wie es ein wenig beßer Wetter, truncken wir ein schälchen *Thée,* und schickten nach unsere Wägen, weil wir uns der Gefahr zu Waßer nicht mehr wolten außgesezet sehen, wir p. 39 fuhren also zu Lande wieder zurück, wie wir zu Hause kamen,* hörten wir, daß es in der Stadt noch viel stärcker wäre gewesen, daß es auch an 2. Oertern eingeschlagen, nehmlich in der Vorstadt bey einem Soldaten, und am Marchen Thor bey einem Schmidt im Wall, es hätte aber doch Gott Lob nicht viel Schaden gethan; Wie wir zu Tische gehen wolten, ersuchte uns HE. *Johann Ferdinand Jungschultz* und speiste mit uns, nach der Mahlzeit rauchte HE. *Seyler* mit dem lieben *Papa* ein Pfeifchen *Tobac,* und wir andern *discurirten* zusammen, um 11. Uhr nahm HE. *Jungschultz* von uns Abschied, und gieng nach Hause, und wir begaben uns nach genommenen Abschied zur Ruhe, wie ich dieses erst in meinem Tagebuch aufgeschrieben, die vergnügten Tage werden also bald ein Ende nehmen, es ist nur noch ein Tag übrig, die Leute gefallen mir in dieser Stadt sehr wohl, sie sind sehr munter und freundlich.

45) Seifensiederei vor dem Aeußern Markttor. (Vgl. den Kupferstich von Enderſch 1755. Bild. Ferner Volckmann, Aus Elbings Vorzeit S. 74.)

46) Heute am Ausgang des Kraffohlskanals vom Elbing.

*Den *29. Juny.* Sonabend als derlezte Tag unseres vergnügten Auffenthalts alhier.

p. 40

Des Morgens wie wir aufgestanden und alle fertig, truncken wir wie imer auf der Waßer=Stube *Thée,* HE. *Rittersdorf* ersuchte uns zum lezten mahl, und nahm von uns Abschied, hernach giengen die HE. auf des HE. *Rectors* Studierstube, und machten sich ein *Plaisir* Münzen abzudrucken, wir giengen mit *Mesdms. Seylern* und *Mons. Rhoden* über die Fischer=Brücke, wo die Leute des Sonabends Grün, auch Käse Butter, Buttermilch und Glomse zu kauf haben, von da kamen wir durchs Fischer=Thor, in welchen einige Buden sind, wo man allerley bekomen kan, wir machten da einige kleine *Empletten* von gedruckter Leinwand schwarzen seidenen Spizen, Zwirn, und Band wir giengen wieder nach Hause, zur Mahlzeit, *Bruen* welcher den Tag über da war* speisete mit uns. *p. 41* Nach der Mahlzeit giengen die HE. wieder auf der Studierstube, wir Frauenzimer giengen mit *Mons. Rhoden* denselben Weg wieder spazieren, und kamen den Zimerhofe vorbey, wo wir auch ein wenig eintraten, weil uns die Frau daselbst sehr herein nöhtigte, endlich giengen wir über der Legen=Brücke nach Hause, sie frugen ob es uns gefällig wäre eine kleine *Music* zu machen, wir truncken deßwegen auf der Waßerstube *Caffée,* und *musicirten* etwas, wir giengen hernach speisen, und wie der liebe *Papa* mit HE. *Seyler* ein Pfeifchen geraucht, begab sich ein jeder nach genomenen Abschied leider zum lezten mahl auf sein Zimer wo ich den vorhero die Beschreibung unserer angenehmen Zeitverkürzung alhier, traurig endigte, da ich mich den mit betrübten Gedancken in mein Bette verfügte, wen ich an unsern morgenden Reise Tage gedachte, wobey ich mich den tröstete, daß das Vergnügen in dieser Welt bey* weiten *p 42* nicht so angenehm seyn würde, wen es nicht eine Abwechselung hätte. Nach dem lateinischen Sprüchwort. *Varietas delectat.*

Den *30. Juny.* Sontag. Welches unser betrübte Reise=Tag ist.

Des Morgens um 5. Uhr stunden wir auf, und truncken zum lezten, Ach! zum lezten Mahl auf der Waßerstube *Caffée,* und *Thée,* das Wetter war sehr schlecht, es regnete den ganzen Tag, und war sehr windig, um 6. Uhr sezten wir uns auf, und reiseten von *Elbing* ab, nachdem wir uns vor so viele genoßene Gütte und Mühe bedancket, v. betrübt von einander Abschied genomen, wir nahmen denselben Weg wieder zurück wie wir hingereiset, außer daß wir nicht wie erst über den Dam fuhren, weil wir uns der Gefahr umgeworfen zu werden nicht wolten bloßstellen, weil der Weg sehr schmal, v. von

vielen Regen auch glatt war, wir fuhren deßwegen an statt deßen durch die Broocke, hernach musten wir uns wie erst mit einer Fehre über die *Nogad* übersezen* laßen, welches nicht ohne Gefahr ablief, weil es eben sehr windig, v. das Waßer so hoch war, daß bald eine Welle übergeschlagen hätte, wie wir in *Gros-Mausdorf* kamen hatte der liebe HE. *Reyger* das Unglück ein Vorder-Rad am Wagen zu brechen[47]) hier war guter Raht theuer, es war Sontag, die Leute waren alle in die Kirche, biß wir zu dem ehrlichen Schulzen *Hans Jost* kamen, welcher zum guten Glücke nicht in die Kirche war, der uns den nach vielen paßen, mit einem andern Rade half, wir sezten so gleich unsere Reise in Gottes Nahmen weiter fort, und kamen durch erstbenante Dörfer, wie wir uns bey Schönberg mit die Fehre über die Weichsel wolten übersezen laßen, wurden wir durch den starcken Wind davon abgehalten, wir wurden deßwegen genöhtiget, die gute Mahlzeit welche der liebe HE. *Reyger* vorher in *Letskau* bestellet, fahren zu laßen, uns hier etliche Stunden aufzuhalten, wo wir uns nicht einer augenscheinlichen Gefahr* wolten bloßstellen, v. mit einer etwas schlechtern Mahlzeit im Kruge vorlieb nehmen, in Hofnung, daß der Wind sich legen würde, welches den auch geschahe, so daß wir gleich nach der Mahlzeit gemächlich v. ohne alle Gefahr über die Weichsel überkamen, alſo war wieder eine *fatalität* gehoben, wir fuhren also wieder durch erstbenante Dörfer, unterwegens that dem lieben *Papa* von dem rütteln v. schütteln der Kopf sehr wehe, dieses wurde iṁer ärger, so daß wir nur sehr froh waren, wie wir unsere liebe Vater-Stadt wieder erblickten, da wir den endlich nach aller überstandener Gefahr, in unserer lieben Stadt *Dantzig*, v. bald hernach in unsern Garten anlangeten, da den dem lieben *Papa* nach einem schälchen *Thée*, etwas beßer wurde, die Nacht gut schlief, v. sich den Morgen darauf viel beßer befand. Zum Beschluß muß ich noch ein großes Unglück berichten, nehmlich daß von unsern *Elbing*schen Eß-Waren, ich meyne die Butter-Kuchen v. Kraacklinge[48]) die meisten Halß und* Beine gebrochen, wie sie in *Dantzig* gekoṁen, ich habe nichts mehr zu schreiben, als das wir uns um 10 Uhr zu Bette begaben und allso hat meine Reise-Beschreibung, mit dem Tage ein

p. 43 / p. 44 / p. 45 (Randvermerke)

Ende.

[47]) Vgl. Seylers Anspielung (Mitt. Westpr. Gesch. V. 1926 (XXV) S. 8. V. 33).

[48]) Es dürfte sich um ein knusipriges Gebäck handeln.

Familie Seyler (S. 39–48)

I. Gottfried (?)
* Danzig

II. 1 Gottfried
* Danzig
∞ Ursula Brunn aus Basel

II. 2 Christian (?)

III. George Daniel
* Speier 24. II. 1686
† Elbing 20. XII. 1745
▭ Elbing (Marien) 27. XII. 1745

o Elbing 23. V. 1725
∞ Elbing (Marien) 3. VII. 1725
Sophia Eleonora Rhoden
* Elbing 21. VII. 1696
〰 Elbing (Marien) 25. VII. 1696
† . . . . . .
∞ I. Elbing (Marien) 20. XI. 1714
Johann Rulcovius
† Elbing 24. III. 1724[1])

IV. 1	IV. 2	IV. 3	IV. 4
Eleonora Dorothea	Juliana Concordia	Adam Gottfried	Sophia Renata
* Elbing 7. VII. 1726	* Elbing 26. III. 1728	* Elbing 14. II. 1730	* . . . . . .
〰 Elbing (Marien) 9. VII. 1726	〰 Elbing (Marien) 29. III. 1728	〰 Elbing (Marien) 17. II. 1730	〰 Elbing (Marien) 10. X. 1732
† Elbing 29. IX. 1727[1])	† Elbing 3. VII. 1746	† Elbing 20. I. 1731[1])	
	▭ Elbing (Marien) 7. VII. 1746		

[1]) Totenbuch von St. Marien fehlt.

Familie Breyne (Brayne) [S. 50 f.]

I. Matthias 1585 aus Antwerpen nach Wesel geflüchtet

II. . . . .

III. 1 Jakobus ∞ Anna Moormann III. 2 . . . . . . III. 3 . . . . . .

IV. Jakob ∞ Danzig (Elisabeth) 22. IX. 1665 Sara Rogge
* Danzig 14. I. 1637
† Danzig 1697

V. 1 Jakob (?)

V. 2 Johann Philipp
〰 Danzig (Pet Paul) 9 VIII. 1680
▭ Danzig (Marien) 20 XII. 1764
∞ Danzig (Elisabeth) 7. IX. 1707
Constantia Ludewig
〰 Danzig (Elisabeth) 24. I. 1687
▭ Danzig (Marien) 4. I. 1742

VI. 1	VI. 2	VI. 3	VI. 4
Philippina (Constantia)	Lovise Concordia	Anna Renata	Johanna Henriette
〰 Dzg (El) 11. VII. 1708	〰 Dzg (El) 10. I. 1710	〰 Dzg (El) 17. IV. 1713	〰 Dzg (El) 8. V. 1714
†	†	†	† . . . . . .
▭	▭ Dzg (Pet) 11. VI. 1713	▭ Dzg (M) 6. II. 1759	▭ Dzg (M) 20 IV. 1797
∞ Dzg 26. I. 1736 Friedrich Reyger			∞ Dzg . . . Dr. Peter Castell

VI. 5	VI. 6	VI. 7	VI. 8
Johann Henrich	Tochter	Florentina Charlotta	Philipp Jacob
〰 Dzg (El) 24. X 1715		〰 Dzg (El) 31. I. 1719	〰 Dzg (Pet) 21. VII. 1722
† (Marburg?) (XII) 1740	†	† Dzg 24. I. 1756	
▭	▭ Dzg (M) 15. VI. 1718 3 Tg. alt	▭ Dzg (M) 5. II. 1756	▭ Dzg (M) 16. VII. 1733
		∞ Dzg 22 V 1749 Johann Heinrich Soermann	

Die Nachforschungen geschahen nicht planmäßig auf diese Stammbäume hin, so daß bei weiterm Eingehen noch die fehlenden Daten gefunden werden könnten.

George Daniel Seyler und Danzig.

Einer der bedeutendsten Rektoren des Elbinger Gymnasiums war George Daniel Seyler. Seine Zeitgenossen schätzten ihn besonders als Geschichtsforscher. Und so finden wir bereits kaum drei Jahre nach seinem Tode in der Preussischen Sammlung[1]) eine Würdigung aus der Feder des Königsberger Professors Knutzen. Bald darauf veröffentlichte Seylers Schüler Tolckemit[2]) auch eine Lebensbeschreibung. Beide versuchten im Anhang eine Zusammenstellung der Schriften des Verblichenen. Beiden stand die mündliche Überlieferung zu Gebote, so dass der Forscher bei ihnen gute Anhaltspunkte findet. Für die Familienbeziehungen von ganz besonderem Wert wurde mir die Autobiographie von Seylers Gattin in der Elbinger Stadtbibliothek[3]). Sie entstammt dem Jahre 1748. Von den Elbinger Genealogien konnte die von Zamehl-Grüttner herangezogen werden[4]), die der Seylerschen Zeit nahe steht. Ich versuchte, alle Daten durch Nachforschung in den Kirchenbüchern zu belegen.

Was ich so zusammenbrachte, findet sich in der Stammtafel der Familie Seyler zusammengestellt. Es lag nicht in meiner Absicht, diese lückenlos aufzustellen, denn meine Arbeit erstreckte sich nur auf die Herstellung der Zusammenhänge zwischen dem Breyneschen ‚Journal' von 1743 und der Seylerschen Reisebeschreibung, die bereits in den Mitteilungen des Westpreussischen Geschichtsvereins (1926) gedruckt vorliegt. Das Gleiche gilt auch für die Stammtafel der Familie Breyne, die unten behandelt wird.

In neuerer Zeit beschäftigten sich mit Seyler der Katalog der Danziger Stadtbibliothek[5]), Max Toeppen in den Elbinger Geschichtsschreibern[6]) und Leonhard Neubaur an verschiedenen Stellen[7]).

Dem Speierer Bürger und Buchhändler Gottfried Seyler, einem geborenen Danziger, wurde am 24. Februar 1686 ein Sohn geboren. Die Mutter Ursula war die Tochter des Baseler Rats-

[1]) Bd. II. Danzig 1748 S. 176 ff.

[2]) Elbingscher Lehrer Gedächtnis, Danzig 1753, S. 287 ff.

[3]) Stadtbibl. Elbing JJ 1 Nr. 30.

[4]) Stadtbibl. Elbing F. 48.

[5]) Bd. I S. 690 f.

[6]) S. 107 f Das Todesjahr ist hier verdruckt. Es muss statt 1743 heissen 1745.

[7]) Aus der Geschichte des Elbinger Gymnasiums, Elbing 1897. Beilage zum Programm des Elbinger Realgymnasiums.

Benutzt hat das Journal Elise Dobbert, Alt-Elbing und das Rokoko (Elb. Ztg. 1911. April 2).

und Kaufherrn Johann von Brunn[8]). Die Familie flüchtete im Jahre 1688 vor den Franzosen nach Frankfurt am Main. Was aus den Eltern wurde, liess sich nicht feststellen[9]). Mit acht Jahren, 1694, kommt George Daniel, der Sohn, nach Danzig und wird hier von seinem Onkel — oder Vetter — Christian Seyler, Practicus Juris, erzogen[10]). Er besucht die Marienschule, dann das Gymnasium, wo er als Georgius Daniel Seylery (lies Seylerus) Spirensis im Oktober 1703 für 2. eingetragen wurde[11]).

Im Jahre 1710 finden wir ihn als Studenten in Wittenberg. Gottesgelehrtheit, Schöne Wissenschaften und Naturlehre ziehen ihn an. Haus, Tisch und Bibliothek von D. Röscheln standen ihm dort zur Verfügung. Nach zwei Jahren siedelt er nach Halle über und widmet sich hier besonders der Geschichte. Beim Kanzler von Ludwig wird er Bibliothekar.

Nach beendetem Studium kehrt Seyler 1713 oder 1714 nach Danzig zurück und übernimmt die Erzieherstelle beim Sohn des Ratsherrn C. E. Bauer[12]). Er reist mit seinem Zögling durch Niedersachsen nach Hamburg, Bremen und Leyden und bleibt hier über zwei Jahre, um die Universität zu besuchen. Dann ging es durch Nord- und Südholland über Antwerpen, Brüssel nach Blois in Frankreich, um hier ein Jahr lang die französische Sprache zu studieren. Über Nantes reisten sie nach Paris, wandten sich über Lothringen nach Strassburg, dann zur Schweiz. Hier verweilten sie an der Akademie Basel. Von dort

[8]) Das Staatsarchiv Speier hat in den beiden erhaltenen lutherischen Taufbüchern in der Zeit von 1685—1688 keinen Eintrag für George Daniel S. gefunden. Ich spreche noch hier meinen Dank für die Unterstützung aus.

[9]) Der Katalog der Danz. Stadtbibl. I. S. 690 gibt an, dass der Vater 1694 nach Danzig gezogen sei. Das gründet sich auf „Das Gelahrte Preussen II. Thorn 1722/3 S. 329 f., ist aber unwahrscheinlich. Bei Seylers ältester Tochter findet sich als Pate u. a. HE Gottfried Seyler Avus Paternus von Danzig. Doch ist die Schrift nicht deutlich, und es könnte auch als Abkürzung von avunculus gelesen werden. (Taufregister St. Marien zu Elbing, 9. Juli 1726.) Avus Paternus wäre zu deuten als Grossvater von George Daniel S.

[10]) Über einen Christian Seyler, der hier in Frage kommen könnte, findet sich im Staatsarchiv Danzig XLIII 83 S. 104 eine Nachricht. Dort wird 1681 Aug. 4. dem Gottfried Wagener die ehafte Geburt bestätigt von ‚Christian Seyler, bey E. Edl. Gerichte der Königl. rechten Stadt Dantzig verordneten Mächtiger, von 28. Jahren seines Alters.' Seyler und Wagener seien mit naher Blutsfreundschaft verwandt. Bürgerrecht hat ein Christian S. nicht besessen.

Seylers Gattin berichtet (Autobiographie): ‚von Speyer bürtig, in Dantzig vom 8ten Jahr erzogen.'

[11]) Catal. Disc. Gymnas. Staatsarchiv Danzig, 300, 42 Nr. 93.

[12]) Nach Stadtbibl. Danzig Ms. 611 kommt in Frage:

Carl Ernst Bauer ∞ Adelgunde Wricht

Anna Elisabeth — Reinhold (Seylers Zögling?) — Adelgunde Renata

führte sie der Weg durch Süddeutschland über Speier, Mainz, Frankfurt, Nürnberg zu Thomasius nach Altdorf. An die Donau kamen sie bei Regensburg, wandten sich dann nach Wien, wo sie die Kaiserliche Bibliothek, die Kunstkammer und andere Sammlungen besuchten. Zurück ging es über Prag, Dresden, Leipzig, Berlin und Frankfurt a. d. Oder. Die Rückkehr geschah 1718 oder 1719. Seyler blieb noch weiter ‚Informator' des jungen Bauer.

‚Wider Vermuten', so schreibt Tolckemit, erhielt Seyler im Jahre 1720 einen Ruf an das Elbinger Gymnasium als Conrektor[13]). Seine Einführung wurde auf den 28. Mai 1720 festgesetzt. Bereits am 30. September 1720 machte er im Stammbuch Woyt[14]) eine Eintragung, in der er sich als ‚Athen. Elb. Con R. Phil. Mor. et Histor. Prof.' bezeichnet[15]). Als Conrektor musste Seyler die Aufführungen für die Schulakte abfassen. Die wichtigsten führt Neubaur[16]) an. Von ihnen zeigen die Verbindung mit dem Leben der damaligen Gegenwart: ‚Die Finanzoperationen John Laws in Frankreich' (1721); ‚Der Streit der Sprachen' (1723); ‚Die wichtigsten historischen Ereignisse des polnischen Reichs nach den Bildnissen seiner Regenten' (1732); und besondere Beziehung zu dem obigen Tagebuch hat die ‚Stiftshütte' (1735), die letzte Conrektorarbeit Seylers.

Die V e r b i n d u n g m i t D a n z i g blieb weiter bestehen. Und wenn wir auch keine unmittelbaren Nachrichten über Reisen dorthin haben, so vermögen wir doch aus Seylers literarischer Betätigung zu erkennen, dass stets persönliche Fühlungnahme bestanden haben muss. Gehen seine Studien über bedeutende Danziger Gelehrte auch bis in die Zeit vor dem Ruf

[13]) Ueber irgendwelche persönliche Beziehungen Seylers zu Elbing habe ich nichts feststellen können. Während die Ratsrezesse über die Meldung und Berufung von Seylers Vorgänger Johann Jakob Rhode recht ausführlich sprechen (1719), sind sie über Seyler schweigsam. Am 26. Februar 1720 (S. 97) erhält Rhode den nachgesuchten Abschied, weil er eine Berufung ‚ad Professorem Logicum et Metaphys.' in Königsberg hatte. Am 26. April finden wir den Vermerk, dass ‚George Daniel Seyler Spirensis zum Conrectore hiesigen Gymnasii erwählet worden' (S. 189). Der Vokationsbrief wird am 7. Mai vorgetragen (S. 200). Am 17. kann Seylers Ankunft gemeldet werden mit dem Vermerk, dass er für die Conrectorat- und Professoratstelle ‚alle Treue und Fleiss darin promittiret', und gleichzeitig wird seine Einführung auf den 28. festgesetzt (S. 232 f.)

[14]) Stammbuch Prof. Mathesaeus Jacobus Woyt. Stadtbibliothek Elbing Q 59. Das Datum lautet: Elbingae Prid. Cal. Oct. A. O. R. MDCCXX.

[15]) Es ist dies ein weiterer Beleg für den Nachweis Neubaurs über die Einführung des Namens Athenaeum für das Elbinger Gymnasium durch Seyler gleich nach Antritt seines Conrectoramts (Beiträge zur älteren Geschichte des Gymnasiums zu Elbing. Elbing 1899. Beilage zum Programm des Elbinger Realgymnasiums. S. 3, Anm. 1). Vgl. auch die Beilage (a. a. O.) von 1897 S. 37.

[16]) Programm von 1897 S. 50 f.

nach Elbing zurück, so machte ihre Fortsetzung doch häufigeren Aufenthalt drüben notwendig. Aus der Elbinger Zeit z. B. stammt der Aufsatz über Hevelius[17]). Wahrscheinlich entnahm Seyler der Beschäftigung mit diesem Astronomen die Anregung, am Elbinger Gymnasium die Astronomie einzuführen[18]). Im Jahre 1734 erscheint ein lustiger Sang auf das Danziger Mombersche Kaffeehaus von S o l a n d o[19]). Unter diesem Namen dürfen wir nach einer Notiz — vielleicht von Schlieffs Hand — auf dem Exemplar aus Valentin Schlieffs Bibliothek Seyler verstehen. Vorher also ist Seyler sicher noch einmal in Danzig gewesen. Die 1744 beschriebene Reise war demnach wohl die letzte, aber nicht die einzige, die er von Elbing aus nach Danzig unternahm.

Die Beschäftigung mit den Grössen des Danziger Geisteslebens sicherlich, vielleicht auch Jugendbeziehungen schon, verbanden S e y l e r mit dem Danziger Arzt Dr. Johann Philipp B r e y n e. In dem Reigen der Seylerschen Lebensbeschreibungen erscheint nämlich auch: Vita Jacobi Breynii, also das Leben des Vaters des Arztes, des grossen Botanikers[20]). Sie fällt in die erste Elbinger Zeit. Und später finden wir dieselbe in dem Neudruck der väterlichen Schriften, den der Arzt besorgte. Er gehört dem Jahre 1739 an[21]). Drei Jahre vorher hatte die Elbinger Ratsbibliothek, sicher durch Seylers Vermittlung, ein Exemplar der

[17]) Erleutertes Preussen II. Königsberg 1724 S. 235 ff.

[18]) Neubaur, Progr. 1897 S. 46.

[19]) Die Danziger Stadtbibliothek bewahrt auf:

1) Ms 643, eine saubere Reinschrift mit dem Titel:

Poetischer Abriss
des
Vortrefflichen und überallberühmten
Momberschen Caffee Hauses
in Dantzig
in Quodliebetischen Reimen
entworfen
von
Solando.

2) Nl 57 8° Nr. 36 Druck: „Poetischer Abriss des Weltberühmten Momberschen Coffée-Hauses in Dantzig entworffen von Solando 1734." Am Manuskript gemessen, ist der Druck gut. Er enthält auch besondre Erläuterungen. Auf dem Titel findet sich der handschriftliche Zusatz von Schlieff (?) neben Solando ‚George Daniel Seyler, Prof. Elbing. Gedruckt in Dantzig'.

3) Od 23016 Druck: ‚Poetischer Abriss des Weltberühmten Momberschen Coffee-Hauses in Danzig entworfen von Solando. Anno MDCCLVIII', Der Abdruck ist verderbt.

Ein Neudruck findet sich in der Danziger Zeitung vom Jahre 1888 nach Bibliothekskatalog der Danziger Stadtbibliothek Bd. I zu Ms 643. Jch habe ihn trotz Suchens nicht auffinden können. Neuerlich hat Rühle im Danziger Kalender 1926 Stücke daraus mitgeteilt.

[20]) Gelehrtes Preussen II. 1722/3, S. 385 ff.

[21]) Vita Jacobi Breynii, Botanici celeberrimi conscripta a Georgio Daniele Seylero, Gymnasii Elbingensis nunc rectore dignissimo. Sie findet sich hinter

Werke des Arztes Dr. Breyne zum Geschenk erhalten[22]). Aber die Verbindung zwischen den beiden war noch enger geknüpft durch eine Liebhaberei Breynes, die zu Seylers historischen Arbeiten in enger Beziehung stand. Weit verbreitet finden wir in jener Zeit die Münzsammlungen. Seyler besucht solche von Berühmtheit auf seinen Reisen mit Bauer. Er hat sicherlich selbst gesammelt, wie wir das seinen Werken entnehmen. Breyne besass eine bedeutende Münzsammlung, die 1766 zur Versteigerung kam und damals — fast zwei Jahre nach seinem Tode — 1081 Stücke zählte[23]).

Darum auch widmet Breyne bei seinem Besuch der Elbinger Sammlung Zeit und nimmt dort Abdrücke. Seyler selbst benutzt die Münzabdrücke in seinen Werken zur Erläuterung. Er gab dem Aufsatz über Hevelius z. B. den Abdruck einer Gedenkmünze bei. Er machte den ‚Entwurff seines zu edirenden Polnisch und Preussischen Müntz- und Medaillen-Cabinets' bereits 1720, veröffentlichte 1730 ‚Leben und Thaten Friedrich Wilhelms des Grossen, Churfürsten von Brandenburg: aus dessen Münzen und Medaillen erläutert'; 1733 ‚Historische Nachricht von wahrsagenden Münzen und derselben Vorbedeutung, nebst ihren Abrissen', ferner im Jahre 1735 ‚Leben Stanislai I. Königs in Pohlen, aus Medaillen erläutert'. Auch verschiedene Aufsätze widmet er der Münzkunde. Sie erschienen im Erleuterten Preussen und behandelten eine Münze mit dem Bildnis

---

den Icones rariorum Plantarum . . . a Jacobo Breynio . . . cura Joannis Philippi Breynii, M. D. auctoris filii —p. 5.

Das Exemplar der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig (A 2°. 26) zeigt auf dem Ledereinband in Goldpressung das Breynesche Wappen mit der Umschrift: ‚Virtus coronat', dürfte also wohl der Breyneschen Bibliothek entstammen.

[22]) Vgl. zu den Breyne-Seylerschen Beziehungen auch meine Einleitung zur Seylerschen Reisebeschreibung in den Mitt. d. Westpr. Gesch. Ver. 1926 S. 2—6. Stadtbibl. Elbing Ug 11 ist die Signatur des Geschenkes.

[23]) Rühle, Siegfried Die Entstehung des Münzkabinetts am Städtischen Gymnasium zu Danzig. Mitt. d. Westpr. Gesch. Ver. XXIV. 1925 S. 45, 47 f. Die dort angegebne Namensform Brayen habe ich nie gefunden. Die S. 47 f. angeführte Seylersche Schrift: Polonia Metallica . . . besitzt die Elbinger Stadtbibliothek F 53.

Der Versteigerungskatalog (Stadtbibl. Danzig Od 20466 8°) hat folgenden Titel: Verzeichniss des Bräynischen Münzcabinets von alten raren griechischen und römischen Münzen in Gold, Silber, Erzt (!) u. s. w. wie auch gold- und silberner Gedächtnißstücke, Ducaten, Thaler und kleineren Münzen; insonderheit aber Polnisch-Preussischen Hol- und Blechmünzen, welches in Danzig in der Langgasse für baares Danziger-Geld den 25. August 1766 an den Meistbiethenden soll verkaufet werden von Johann Gottfried Barthelsen. Danzig, gedruckt bey Johann Friedrich Bartels.

Es werden dort aufgezählt Münzen aus allen Gegenden und Zeiten, insbesondre griechische, römische, kaiserliche, von deutschen Fürsten, Russland, Polen, Deutschem Orden, Preussen und Städten.

und Namen des hl. Adalbert, seltne Elbinger Taler und solche der Stadt Danzig. Mehrere handschriftliche Werke dieser Art weist ausserdem die Elbinger Stadtbibliothek (Kat. II. S. 584) auf. Tolckemit nennt (S. 293) die unvollendete ‚Historia Polonia per nummos illustrata'. Durch Seylers Arbeiten zieht sich also die Beschäftigung mit den Münzen wie ein roter Faden bis an sein Lebensende.

Bei der engen Freundschaft zwischen Breyne und Seyler konnte natürlich die Aufnahme der Danziger in Elbing nicht anders als herzlich sein, wie es ja aus jeder Zeile des frischen Tagebuchs von Florentina Charlotta uns entgegenweht. Ja, es ist deutlich aus den Randbemerkungen zu entnehmen, wie noch lange nach der Rückkehr immer wieder die Erinnerung an die schönen Tage in Elbing aufgefrischt wird, und sei es nur, um besondere persönliche Nachtragungen vorzunehmen. Diese Randbemerkungen — die letzte stammt aus dem Jahre 1747 — sowie alle andern Daten konnten nachgeprüft und als richtig bestätigt werden. Man lebte in Danzig auch mit den Elbingern, wenn man voneinander getrennt war. Und das ist sicher umgekehrt ebenso gewesen.

Das geistige Leben zwischen beiden Orten erscheint rege gerade durch diese persönlichen Freundschaften, wird aber auch unterhalten durch verwandtschaftliche Beziehungen. Den Danziger Zweig der Elbinger Jungschulzen, von dem im Tagebuch gesprochen wird, können wir in diesem Zusammenhang nennen: Die Elbinger Stadtbibliothek bewahrt Protokolle einer ‚Societas literaria' (F 55) vom 28. Juni 1721 bis zum 30. April 1727 auf[24]). Die Protokolle brechen mittenin ab, so dass der Rest als verloren gelten kann. In dieser ‚Elbinger gelehrten Gesellschaft' betätigten sich nach bisherigen Feststellungen George Daniel Seyler, Dr. med. Nathanael Sendel, der Amtsschreiber Johann George Brackenhausen und sein Vetter Johann Jakob, der cand. theol. Johann Holland, Daniel Rittersdorff und wahrscheinlich Johann Alexander J u n g s c h u l z, 1729 Schöppe und 1734 Ratsherr zu Danzig. Die Mitglieder erwählten sich besondere Decknamen, unter denen sie im Protokoll auftreten: Chiron, Curando, Aristander, Peirazon, Alethophilos, Aristarchus und Parthenius. Wahrscheinlich hat die Gesellschaft zur Zeit dieses Breyneschen Besuchs (1743) nicht mehr bestanden; denn sonst wäre in dem Journal sicher einmal davon gesprochen worden.

Hier haben wir möglicherweise die Verbindungen zu suchen, durch die Elbing auf den begabten Seyler aufmerksam gemacht

[24]) Herr Bibliotheksdirektor Dr. L o c k e m a n n, der mich darauf hinwies, gedenkt diese Protokolle eingehend zu bearbeiten.

wurde. Denn um 1720 galt sicher das Danziger Geschlecht Jungschulz noch nicht als abtrünnig, als das es späterhin durch den Eintritt in den Danziger Rat von Elbinger Seite hingestellt wurde.

Auch Verbindungen Danziger Künstler liessen sich aufweisen, wenn wir daran denken, dass der beigefügte Stich ‚Rittersdorf' vom Danziger Deisch (1770) gefertigt wurde.

Ferner deuten auf enge Beziehungen Seylers zu Danzig zwei weitere Werke aus der Bibliothek des Danziger Ratsherrn Valentin Schlieff. Dieser Mann besass dort — er starb 1750 — „Godofredi Zamelii De rei litterariae scholarumque illustrium in Borussia initiis . . Studio et opera Georgii Danielis Seyleri, Athen. Elbing. rect. prof. p. et biblioth." und den Druck „Compendium Chronicae Lubecensis . . . von Gottsch. Kirchring und Gottsch. Müller" Hamburg 1678, der im Besitz von Seyler gewesen war und handschriftliche Zusätze (Excerpta . .) von ihm enthält[25]).

Seyler und Elbing.

Bis zu seinem Lebensende hat Seyler gute Verbindung mit Danzig gehalten. Aber auch in Elbing fasste er schnell festen Fuss. Er tritt führend in das Geistesleben der Stadt ein, wie die Societas Literaria beweist, und findet schnell Eingang in die ratsherrlichen Familien. Durch Vermittelung von Christ. Rosskampf vermählt er sich mit der Witwe von Johann Rulcovius, Tochter des verstorbenen Bürgermeisters Franz Adam Rhoden. Die Hochzeit mit Sophia Eleonora fand am 3. Juli 1725 statt[26]).

So erwählte der Magistrat denn auch Seyler zum 29. Rektor[27]); dies Amt war vom 7. Januar 1735 bis zum 20. Dezember 1745, dem Todestage, in Seylers Hand. Die Schüler wünschten mit dem Ständchen für den neuen Rektor einen Umzug über den

---

[25]) Stadtbibliothek Danzig MsMs 2522, 1390; Katalog I. S. 615 ff. III SS. 344, 362.

[26]) Aus der Autobiographie von Sophia Eleonora Seyler von 1748 ist zu entnehmen, dass sie am 20. Nov. 1714 den Vogt Johann Rulcovius, einen Witwer, heiratete. Die Ehe blieb kinderlos. Rulcovius starb am 24. März 1724. Die Ehe mit Seyler vermittelte dann Christ. Rosskampf, Mitältester der Präsentierenden Gemeinde, später Bürgermeister ‚der Sich meiner so an nahm als wan Er mein leiblicher Bruder gewesen'. Am 23. Mai 1725 feierte sie die Verlobung ‚im beysein meines Älsten Bruders Hr. Henrich Rhoden itzgm. Burg Mstr', und die Hochzeit fiel auf den 3. Juli. (Stadtbibl. Elbing JJ 1 Nr. 30.)

Über die Kinder aus der Seylerschen Ehe gibt der Stammbaum Auskunft. Die Daten entstammen der Autobiographie, die Tauf- und Begräbnisdaten den Kirchenbüchern von St. Marien in Elbing.

[27]) Volckmann, Erwin Das Städtische Gymnasium zu Elbing, Elbing 1882 S. 32.

Markt zu verbinden, doch verbot der Magistrat den Umzug[28]). Im Februar 1735 bezogen Seylers die Rektorwohnung neben dem Gymnasium, die heute noch dem Rektor der Altstädtischen Mädchen-Mittelschule als Wohnung dient[29]). Sogleich wurde auch die Stellung des Rektors festgelegt. Er rangierte hinter den Predigern von St. Marien, ‚weil er sie alle vorgefunden'. Sollte einer von ihnen sterben, so trat der Rektor ein und stand vor dem neuen Nachfolger ‚dergestalt, dass ausser dem ältesten Prediger die beiden andern Herrn Mariani mit dem Rektor, nachdem jemand in sothanes Amt gekommen, alteriren und im Range abwechseln' [30]).

War Seyler nun der Pflichten des Konrektorats, insbesondere der Abfassung der Schulakte, auch enthoben, so liess er es sich doch nicht nehmen, nochmals seine Übung darin für die Jubelfeier der Stadt im Jahre 1737 zur Verfügung zu stellen. Für den Schulakt erhielt er vom Rat 100 fl. und 30 Abzüge[31]). Mit der neuen Stelle übernahm Seyler auch die Sorge für die Bibliothek.

Sein Besuch in Danzig 1774 fiel in die Hundstagsferien[32]), die damals zwei Wochen dauerten; da war der Rektor frei und

---

[28]) Neubaur, Programm 1897 S. 54.

[29]) Autobiographie. Seylers Gattin fügt hinzu: ‚alda mir Gott auch viel guttes hat zufliessen lassen'.

[30]) Ratsrecesse 1735 Febr. 12. Angeführt nach Neubaur, Progr. 1897 S. 65.

Seyler wurde auch das Libretto für das ‚Drama per Musika' Hermann von Balcke (Druck in der Stadtbibliotb. Elbing JJ 10 Misc. 5) zugeschrieben. Kürzlich hat Dr. Irmgard Leux eine Studie über dieses Werk, das 1737 zur Aufführung gelangen sollte, verfasst, die sie mir gütigst zur Verfügung stellte. (Über die ‚verschollene' Händel-Oper „Hermann von Balcke" in der handschriftlich überreichten Sandberger-Festschrift 1926.) Sie kommt dort zu dem Ergebnis, dass diese Oper nie aufgeführt sei, die musikalischen Teile, soweit nicht Du Grain als Komponist in Frage komme, aus Händelschen Werken zusammengesucht wurden. Die Autorschaft Seylers für den Text lehnt sie ab, ja sie glaubt aus einem Vergleich mit dem Texte des Schulakts Seyler des Plagiats zeihen zu können. Es war mir nicht möglich, dies so nachzuprüfen, um mich aus meiner sonstigen Kenntnis der Seylerschen Werke heraus diesem Urteil anzuschliessen. Ich bin derzeit durch die Vorbereitung meiner Übersiedlung nach Elbing daran verhindert, muss aber diese Arbeit sofort zum Abschluss bringen. Eine seinerzeitige flüchtige Durchsicht hat bei mir nicht den Eindruck erweckt, dass Seyler für die Abfassung abzulehnen sei. Der Grund von Leux, dass ‚in Elbing niemand um jene Zeit als Autor ernstlich in Frage kam', kann mich nicht überzeugen, wo Seyler für beides, das Historische und das Dramatische, die notwendige Schulung besass.

[31]) Neubaur, Progr. 1897 S. 66.

[32]) Neubaur, Progr. 1897, S. 56 teilt über die Ferien mit, dass seit 1692 die Hundstagsferien von acht Tagen auf zwei Wochen erhöht wurden, und dass diese neue Ferienordnung auch für Seylers Zeit in Kraft geblieben sei, obgleich dieser sich beim Rat 1737 über die vielen Ferien beklagt hätte und eine Änderung versprochen worden sei.

konnte eine solche Reise getrost unternehmen. Und es lässt sich annehmen, dass ihm diese Ferien nicht zu lange vorgekommen sein werden, so dass er sich wieder, wie 1737 einmal, darüber beim Elbinger Rat hätte beklagen müssen. Breynes hatten das Jahr vorher nicht auf die Ferien Seylers Rücksicht genommen, denn den Rektor nahm der eigentliche Dienst vormals nicht so in Anspruch, wie das heute geschieht. Einmal legte man Wert darauf, den Lehrkräften Zeit zu wissenschaftlicher Arbeit zu lassen, und dann war die Besoldung nicht auskömmlich, so dass die Berechtigung, Privatschüler zu halten, nebst der notwendigen Zeit für Privatunterricht zu den Vorrechten der Lehrer gehörten. Die Schüler konnten ihr Ziel aber nur erreichen, wenn sie als Ergänzung des Dargebotenen bei einzelnen Lehrern Privatunterricht nahmen. Daraus erklärt es sich, dass Seyler sich seinen Danziger Gästen ganz zu widmen vermag, obgleich keine Ferien sind.

Der oft kränkelnde Rektor[33]) hat das Amt nur zehn Jahre verwaltet. Er starb „nach einer 11 Wöchen zerenden Kranckheit“ [34]) am 20. Dezember 1745. Am 27. wurde er zu St. Marien begraben. Im Totenbuch steht die Eintragung von Rittersdorf (?): „vivit post mortem qvi bene vixit ante mortem, sibi satis non posthumis“. Die Witwe erhielt, wohl als Ratsverwandte, ganz aussergewöhnlicherweise zu dem laufenden noch zwei volle Quartale, bis Michaelis, ‚alles, was ihrem Herrn im Leben als Rektor zugekommen‘[35]). Sie selbst schreibt der Tochter Sophie Renata rückschauend über die Seylersche Ehe: ‚In dieser ehe kann ich das wohl machen meines Gottes nicht genug rühmen, den (!) Gott mir einen so liebreichen recht frommen, Christlichen, auch Gelehrten und beliebten Mann bescheret, dass ich Gott in der ewigkeit vor alles Gutte noch danken will, denn wir ein hertz und eine Seele geweßen, und werd ich seine mir von Ihm erzeigte Lieb und treu nimmermehr vergeßen‘ [36]). Schwere Schicksalsschläge hatten sie beide gemeinsam tragen müssen, starben ihnen doch die erste Tochter und der Sohn etwa einjährig, erkrankte doch die jüngste Tochter Sophie Renata 1738, als sie etwas über 6 Jahre alt war, an der roten Ruhr, dann am Scharbock im Mund (Skorbut), wozu noch der kalte Brand schlug (Typhus). Als Folge wurde ‚Ihr recht Schönes Angesicht so sehr verderbet, wie es leider am tag ist‘[37]).

[33]) Tolckemit, S. 289.
[34]) Autobiographie Seyler 1748.
[35]) Neubaur, Progr. 1897 S. 75.
[36]) Autobiographie, der späterhin der Segen der Frau Seyler und Bestimmungen über das Begräbnis angehängt sind.
[37]) ebda;

Ein halbes Jahr nach des Mannes Tode verlor Frau Seyler noch Juliana Concordia, die 18jährige, ‚in den heßlichen Kinder bladtern' (Masern)[38]). So blieb sie allein mit der jüngsten Tochter zurück.

Sprachliches.

Wer die Breyneschen Zeilen liest, dem wird auf den ersten Blick auffallen, wie sehr die Sprache der gebildeten Kreise Danzigs zur damaligen Zeit übereinstimmt mit der Umgangssprache der Gegenwart an diesem Ort. Es treten uns sofort Wendungen und Wortformen entgegen, die der heutigen Schriftsprache — für Norddeutschland ja der Massstab für Bildung — durchaus fremd sind. Man vermag an diesem Gegensatz so recht zu ermessen, wie stark der Einfluss unserer Klassiker auf den schriftlichen Ausdruck inzwischen geworden ist.

In erster Linie erklären sich die Unterschiede gegen die heutige Schriftsprache aus dem starken Vorherrschen des Niederdeutschen auch noch im Sprachschatz des Gebildeten, während heute die entsprechenden Volkskreise bei uns der alten Umgangssprache ganz entfremdet sind. Nur selten findet man unter ihnen jemand, der das Niederdeutsche seiner Heimat beherrscht. Wie Anna Renata in ihren Gedichten das Plattdeutsche sicher benutzt, so dürfen wir von Florentina Charlotta ebenfalls seine Kenntnis erwarten, wenn das auch nicht zu belegen ist. Auf jeden Fall erkennen wir schon zu dieser Zeit das Überwiegen der Formen der Schriftsprache über die der Umgangssprache, wohingegen — genau wie heute in der Umgangssprache noch — die Konstruktionen fast vollkommen unter dem Einfluss des Plattdeutschen stehen.

Altertümlichkeiten begegnen wir in den Präteritalformen ‚wir stunden auf', ‚wir truncken' sowie in der Rückwirkung solcher Formen auf den Singular ‚er trunck mit', ‚ich sung', ‚es klunge artig'; ‚ersuchte' statt besuchte und ‚verwilkommet' statt bewillkommnet sind Formen, die wir heute wohl nicht mehr häufig hören. Dagegen findet sich ‚unterwegens' gegenwärtig oft genug. Angleichungsbildung treffen wir in dem Plural ‚Wägen' zu Wagen, der durchaus noch gebräuchlich ist. Auch ‚nachdem wir unsere Sachen eingepackt hätten' muss hierher gerechnet werden.

Ganz wie im Umgang heute sehen wir den Gebrauch der Präpositionen entgegen dem Brauch der Schriftsprache: ‚wir gingen in der untersten Stube speisen', ‚wir gingen in der Kirche', ‚die HE gingen in der Stadt', aber ‚die Leute

[38]) Autobiographie.

waren alle in die Kirche'. (Die wenigen Ausnahmen erklären sich entweder durch eine bereits eingetretene Unsicherheit oder durch Verschreiben: ,Wir langten in unserer lieben Stadt Danzig an und in unsern Garten'.) Ferner: ,Nach diesen gingen wir auf der Wasserstube'. ,Ich freue mich auf einer schönen Predigt'. ,Die HE gingen auf der Studierstube'. ,probierten sie auf einen Altan einen Tubum'. ,Wir truncken an einen Teich Caffée'. ,An der Beschreibung will ich mich nicht machen'. ,Wir speisten mit guten Appetit'. ,Ungewitter mit einen starken Hagel'. ,Rittersdorf ersuchte uns . . . Nach diesen giengen die HE mit denselben'. ,bei weiten'. ,Langeten bei unsern Freund an'. ,Von welchen die Stadt ihren Namen hat'. ,Kamen zu Hause' darf natürlich nicht fehlen.

Auch in der Form des Glieds, das dem Verb folgt, beobachten wir Abweichungen. ,accompagnierte ihnen', ,kamen den Zimmerhof vorbei'. ,Der Eigner lässt ihm (den Garten) verfallen'. · ,Frau Seyler, welche ihr kannte'. ,Die Karpfen, die wir Brot gaben'. ,Wie wir HE Rittersdorf seinen Garten vorbeigingen'.

Schliesslich seien noch Formen erwähnt, wie ,unser liebe Herr'. ,Papa schlief neben bey uns in der Alcove, womit wir sehr vergnügt waren' und ,Sonnabend als der 2. Tag . .'.

Seyler hingegen weist in seinem Sprachgebrauch nicht annähernd so viel Unterschiede gegen die heutige Schriftsprache auf wie die Breynes. Einmal erklärt sich das daraus, dass er als Schulmann auf seine stilistische Bildung in dieser Richtung wohl stärker achten musste als die Danziger. Dann ist er dem Einfluss des Platt nicht allzu lange ausgesetzt gewesen; ja es lässt sich annehmen, dass er es selbst vielleicht nicht mehr gesprochen hat. In Danzig verbrachte er nur die Schulzeit, und in Elbing wurde wohl nie platt gesprochen, es sei denn von der Landbevölkerung, die den Wochenmarkt besuchte. Trotzdem ist ihm das Niederdeutsche nicht fremd. Wenn er derb werden will, so wendet er es gelegentlich an. Wir begegnen ihm daher nur vereinzelt im Momberschen Kaffeehaus[39]):

(S. 2b) „Adjeu! Schießstang, und weißer Schwaann
. . . .
Schallmühl, Neuschottland, Strieß, Olive, Hohen Waßer
Wo in Pomucheln und Droßeln mancher Praßer
Seck dick on duun befret . . . . ."

(S. 8a) „So nu! help Gott en Gnaden!
Hier ward ja oock Caffée gesaden!"

[39]) Stadtbibl. Danzig Ms 643 vgl. oben.

In der „Reisebeschreibung“ gar liess er die einzige Gelegenheit zur Anwendung der niederdeutschen Sprache (I 40 f.)[40]) vorübergehen. Er gibt dort die Antwort des Knechts Sivert hochdeutsch, dabei war sie doch sicher platt gesprochen. So liegt Seyler das Plattdeutsche recht fern. Und doch kann auch er sich dem Einfluss nicht ganz entziehen: „In voller Maaß“ (I 49) oder „das Tranckgeld blieb im Stiche“ (I 41 A) hören wir bei ihm ebenso wie: „durch die viele verdiente Ohrfeigen“ (E 5 A.), „wies dem Fuhrmann zurecht“ (I 54), „Ein Eckel kam ihr an“ (I 67); neben „Trinckgeld“ findet sich „Tranckgeld“ (I 41 A. 42). In den Mehrzahlbildungen treffen wir Schwundformen: „Die verschiedene darin befindliche Abwechslungen“ (I 76 A), „sah die Reisende . . liegen (II 3). Auch die Präpositionen treten an: „Glaß mit Roth- und weißen Wein . . gefüllt“ (III 72 f.). Besonders vermerkt sei noch die Form: „nechst“ (III 29) statt nebst und „lautete“ (III 56) statt läutete.

Das Eigenartige bei Seyler ist nun, dass er gewissermassen zwei Sprachen gebraucht, die natürliche und die amtliche. Während jene sich durch Flüssigkeit auszeichnet, mangelt dieser durch ihre Satzungeheuer gute Verständlichkeit. Neubaur[41]) führt ein sehr eindrucksvolles Beispiel der Art vom Jahr 1745 an. Es umfasst da ein Satz Seylers bei ihm nicht weniger als 14 Zeilen. Hat man Seylersche Dichtung oder andre Prosa gelesen, so mutet einen diese amtliche Sprache ganz besonders fremd an.

Zum Breyneschen Stammbaum.

Die Notizen für I.—IV. entstammen der Vita von Seyler in den Icones[42]). III 1 Jakobus nahm seinen Aufenthalt in Danzig und erwarb mit seinem Sohn, auch Jakob (IV) genannt, in Danzig das Bürgerrecht auf einen Kaufmann[43]) im Jahre 1668. Der Sohn von Jakob (V1 ?) erwirbt das Bürgerrecht auf einen Kaufmann im Jahre 1693[44]). Er wäre wohl als Bruder des Arztes Johann Philipp (V 2) anzusehen. Über diesen vergleiche man, was ich bereits in den Mitt. d. Westpr. Gesch.-Ver. 1926 S. 2 ff. gesagt habe. Die Breynes waren reformierten Bekenntnisses, daher werden die Taufen entweder in St. Peter und Paul

[40]) Versuch einer Poetischen Reisebeschreibung. A. 1744 Mitt. d. Westpr. Gesch. Ver. 1926 S. 6 ff.

[41]) Progr. 1897 S. 39.

[42]) Breyne, Jacob: Icones rariorum Plantarum . . . Danzig 1739.

[43]) Cat. Civ. Ged. Archiv, Stadt Danzig 300, 60 Nr. 4 S. 237.

[44]) ebda. S. 596.

(Staatsarch. Danzig 78, 28 Nr. 3, 4) oder in St. Elisabeth (ebda. 78, 29 Nr. 6, 7), die Trauungen in St. Elisabeth (ebda. 78, 29 Nr. 8, 9), die Begräbnisse aber in St. Peter und Paul (ebda. 78, 28 Nr. 5) und St. Marien (ebda. 78, 25 Nr. 347) aufgezeichnet.

In Breyneschem Besitz waren die Grundstücke Frauengasse 15, Langgasse 30 und Hundegasse 110, Brabank 7 (Heiratsgut von Constantia Ludewig) und Holzmarkt 9 [45]).

Die Danziger Stadtbibliothek bewahrt einige Schriften zu Breynischen Familienereignissen auf, und zwar: Auf den Tod der Gattin von Johann Philipp (V 2), verfasst von Ernst Benjamin Steinbrecher (Oe 3926 2°); auf den Tod von Johann Henrich (VI 5), verfasst von Carl Payne (Oe 3930 2°); auf den Tod von Philipp Jakob (VI 8), verfasst von Philipp Sylvester Lürsenius (Oe 3924 2°); auf das Soermann-Breynesche Ehebündnis (VI 7), verfasst vom Bruder des Bräutigams (Ms. 1095 fol. 16 f.); auf den Tod von Florentina Charlotta (VI 7) (Oe 10452) und die Abrechnung über ihr Begräbnis in Höhe von 3010 fl. (Ms. 1095 fol. 18 f.). Schliesslich gehören hierher die Familiengedichte von Anna Renata (VI 3) (Ms. 534): auf den Tod von Philipp Jakob (VI 8), Johann Henrich (VI 5) und die Mutter (V 2) (Bl. 21a, 22a, 23b); zum Namenstage (1. Mai) des Vaters (Bl. 40b); an Eltern und Geschwister (Sendschreiben I, II, III, IV, V, VI, VIII, IX, XI. Bl. 47 ff. Vergl. auch Mitt. d. Westpr. Gesch.-Ver. 1926 S. 4 f.).

[45]) Staatsarch. Danzig 300, 32 nr. 85 Bl. 226b; nr. 85 Bl. 293, 301; nr. 85 Bl. 224f, 267b; nr. 264; Grundbuch Danzig Amtsgericht Holzmarkt Bl. 4.

Plan von Friederici 1785.

Der Plan, den Toeppen[1]) nicht beschreibt, findet sich im Elbinger Stadtarchiv in zwei Ausfertigungen: „A I 4 und A I 5 Gärtenvermessung". Beide unterscheiden sich auf den ersten Blick durch die unterschiedliche Anordnung der Beischrift. Auch ist A I 4 kräftiger als A I 5 und im allgemeinen etwas besser erhalten, weshalb die Wiedergabe hier nach A I 4 geschah. A I 4 befindet sich auf Papieraufzug, A I 5 auf Leinwand. Die Masse lauten:

A I 4 99 × 141,5 cm
A I 5 90 × 114 cm.

Die Aufschrift bei beiden ist gemäss der Teilung der Erklärungen doppelt: „Plan der Stadt Elbing" (A I 4 und 5) und „Specification derer sämtlichen Gärte auf den Vorstaedten der Stadt Elbing" (A I 4) und „Plan und Specification derer sämtlichen Gärte auf den Vorstädten der Stadt Elbing" (A I 5). „Vermeßen auf Befehl Eines Königl: Preuß: Wohlverordneten Policey-Magistrats der Stadt Elbing. Anno 1785 *Friederici, Geom: Jurat: Cam. Reg.*" (A I 4). Bei A I 5 fehlt „der Stadt Elbing". Der Masstab von A I 4 lautet: *„Scala zu 190 Ruthen Culm. Maaß"*, bei A I 5: *„Maaß-Stab zu 278* (oder 270?) *Ruthen Culmifch Maaß"*.

Der besondere Wert beider Pläne liegt darin, dass sie die Namen der Gartenbesitzer eingetragen enthalten, und dass diese zum genaueren Lesen mit der ausgemessenen Grösse nochmals an den Rändern aufgeführt werden. Wir erkennen aus dem Plan die enge Verknüpfung der damaligen städtischen Bevölkerung mit dem Grund und Boden. Auch für die Flurnamen haben die Pläne Bedeutung.

Leider hat die Zeit manche Teile der Pläne so zerstört, dass ein Lesen fast unmöglich ist. Und das muss sehr beklagt werden. Aber trotzdem sollte der Versuch gemacht werden, diesen Plan heute nochmals in Originalgrösse nachzubilden, damit er möglichst weitgehend gerettet wird.

Ich bringe hierunter vorläufig wenigstens die Namen der Strassen und Stadtteile. Die anderen werden später zur Bearbeitung kommen. Bei den Strassennamen setze ich die von dem „Lageplan der Stadt Elbing, herausgegeben vom Verkehrsverein Elbing E. V." (1914) daneben. Dadurch wird die Orientierung erleichtert. Vergleiche auch die Strassenskizze Abb. 11.

---

[1]) Geschichte der räumlichen Ausbreitung der Stadt Elbing, Zschr. Westpr. Gesch. V 21, Danzig 1887.

Dass Toeppen ihn übersah, liegt an dem ziemlich ungeordneten Elbinger Archiv, das dem Forscher noch heute die Arbeit schwer macht.

1785. Plan der Stadt Elbing.	1914.
1. Der Marckt in der Altstadt	Der Alte Markt
2. Die Heil. Geist-Gaße in der Altstadt	Heilige Geiststrasse
3. Die Brück-Straße in der Altstadt	Brückstrasse
4. Die Fleischer-Gaße in der Altstadt	Fleischerstrasse
5. Die Fischer-Gaße „ „ „	Fischerstrasse
6. Die Schmid-Gaße „ „ „	Schmiedestrasse
7. Die Spierings-Gaße „ „ „	Spieringstrasse
8. Die Ketten-Brunnen-Gaße „ „	Kettenbrunnenstrasse
9. Die hinterste Gaße „ „	Wilhelmstrasse
10. Die Kürschner-Gaße „ „	Kürschnerstrasse
11. Die Wollweber-Gaße „ „	Wollweberstrasse
12. Am Wasser in der Altstadt	Wasserstrasse
13. An der Mauer in dito „	Mauerstrasse
14. Die Hummel-Gaße „ „	Gr. Hommelstrasse (zwischen Kl. Hommelstr. u. Burgstr.) u. Burgstrasse (nach Süden bis Kalkscheunstr.)
15. Der innere Mühlen Thām in der Neustadt	Innerer Mühlendamm (bis Taubenstrasse)
16. Die Hospitals-Gaße „ „	Hospitalstrasse
17. Die Kehrwieder-Gaße „ „	Kehrwiederstrasse
18. Die Fiddelsum „ „	Eingang Mühlenstrasse (vom Mühlendamm)
19. Die Stallgaße „ „	Taubenstrasse
20. Die Töpfer-Gaße „ „	Töpferstrasse
21. Die Pfeffer-Gaße „ „	Pfefferstrasse
22. Die Hunde-Gaße „ „	Logenstrasse
23. Hinter den Ställen „ „	Neustädtische Stallstr.
24. Die Junker-Gaße „ „	Junkerstrasse
25. Der gläserne Berg „ „	Neustädtische Wallstr.
26. Die grüne Gaße „ „	Neustädt. Grünstrasse
27. Die Schul-Gaße „ „	Schulstrasse
28. Die Kirchen-Gaße „ „	Neustädt. Schmiedestr.
29. Die Bader-Gaße „ „	Baderstrasse
30. Am Graben „ „	Am Lustgarten (Ostseite)
31. Die Herren-Gaße „ „	Herrenstrasse
32. Die Hinter-Gaße „ „	Grabenstrasse
33. Der innere Marienburgsche Thamm „ „	Innerer Marienburger Damm
34. Der Vorberg, zur Altstadt	Zwischen Inn. Marienb. Damm und Ruder-Club Vorwärts

35. Der Klattenberg, obere Theil der Straße am Wasser	Wasserstrasse südl. von der Hl. Geiststrasse
36. Die scharffe Ecke, und Ueberfahrt am untern Theil	Südufer am Aschhofgraben
37. Der Jacobs-Kirchoff, auf dem Neuen Markt	Jakobstr. bis Friedrich-Wilhelm-Platz
38. Der Neue Marckt, in der Neustadt	Friedrich-Wilhelm-Platz
39. Die Sturmsche Gaße in dito „	Am Rathaus westl. der heutigen Sturmstrasse
40. Neu eröffnete Passage auß der Alt- in die Neustadt	Fleischerstrasse zur Friedrich-Strasse
a. Das Rath-Hauß, in der Altstadt	Friedrich-Wilhelm-Platz
b. Die Nicolai Kirche „ „ „	
c. Die Marien Kirche in dito „	
d. Die Heil. Geist Kirche und Hospitahl „ „	
e. Die Heil. Drey Könige Kirche in der Neustadt	
f. Die Heil. Leichnahms Kirche, auf dem Kuh Tham̄	Heilige Leichnamstrasse
g. Die St. Annen Kirche auf dem Mühlen Tham̄	Äusserer Mühlendamm
h. Das Gymnasium in der Altstadt	Altstädtische Mädchen-Mittel-Schule
i. Das Spinn- und Kinder-Hauß in der Neustadt	Zwischen Hospital- und Kehrwiederstrasse
k. Die Boerse, an der hohen Brücke	Börse
l. Der Krahn, am Elbing	Am Elbing, vor der Spieringstrasse
m. Das Licent- und Pack-Hauß am Elbing	(nördl. neben d. Kran)
n. Das See-Handlungshauß auf dem Neuen Marckt	Ecke Kettenbrunnenstr.
o. Das Banco-Comtoir, in der Fleischer Gaße	Südseite, Ecke Mauerstr.
p. Das Post-Hauß in der hintersten Gaße	Südseite, Mitte zwisch. (Enger Gasse) und Altem Markt
q. Der Stadt-Hoff hinter der Hummel Gaße	Stadthofstr., Südostteil
r. Der Juncker-Garten, am Waszer und Stadtgraben	Nahe dem Nordende der Wasserstrasse
s. Die Maltz Häußer in der Altstadt	Westl. der Dienerstrasse
st. Der Asch-Hoff, an der scharffen Ecke	Südl. v. Aschhofgraben

t. Der Heeringshoff, auf der Speicher Insel	Am Wasser, Ecke der Strasse, die der Altstädt. Mädchen-Schule gegenüberliegt
u. Der Bagger Hoff „ „	Ruder-Verein Nautilus
v. Das Justiz-Gefängniß, auf der Hummel	Südostecke d. Mauerstr.
w. Die Scharffrichterey, an der Mauer	Nordostecke der Mauerstrasse
x. Die enge Gaße oder Kirchen Steig in der Altstadt	Namenlos
y. Die Coerper Gaße in dito „	Körperstrasse
z. Die neue Faerberey, ohnweit dem Unter Baum am Elbing	Nordwestecke vom Inn. Vorberg
tz. Die See Handlungs Speicher, am Elbing Fluß	Nahe dem Nordende der Strasse Am Elbing
aa. Die Stadt Waagen am Licent und altem Marckt	siehe m. Heute ist dort noch die Wage Nordecke d. Fleischerstr.
bb. Die Mühlen vorlängst der Hummel auf dem Mühl. Th.	Unter-, Obermühle usw.
cc. Die Haupt-Wache auf dem Neuen Marckt	Auf der Friedrich-Str. westl. vom Rathaus u. nördl. d. Fleischerstr.
dd. Das Exercier-Hauß, an der Neuen Passage[2])	Auf der Friedrich-Str. südl. der Hl. Geiststr.
ee. Der Exercier-Platz, vor dem Koenigsb. Thor[3])	Namenlos zwischen Schichau- u. Maas-Str.
ff. Pulver Remise an der Kälber Pforte	Nordende des Äusseren Marienburger Damms
gg. Pulver Kasten am Holl. Thor u. Kälber Pforte	Ebenda und Holländer Strasse, Ecke Äussern Marienburger Damm

Specification
derer sämtlichen Gärte auf den Vorstaedten
der Stadt Elbing.

1785.	1914.
A. Schiffer Vorberg	Beiderseits v. Jungfern Damm
B. Jungfern Thamm	
C. Außwend. Marienburg. Tham̄	Beiderseits vom Äussern Marienburger Damm

[2]) Im Plan selbst mit ee bezeichnet.
[3]) Im Plan selbst mit dd bezeichnet.

D. Neustädtische Vorstadt	Vom (Holländer Tor) längs Johannisstr. bis über die Karl-Str. hinaus nach der Hommel
E. Innere St. Georg: Thaīn nach der Scheunen Seite	Innerer Georgendamm, Südseite
F. Innere St. Georg: Thaīn nach der Kirchen Seite	Innerer Georgendamm, Nordseite und Äuss. Mühlend., Südseite, v. der Räuber-Str. bis zur St. Annen-Kirche
G. Außwendige Mühlen Th: nach der Hummel Seite	Vom St. Marien-Kirchhof bis zu den Mühlen hinter der Bergstr.
H. Außwend. Mühlen Thamm nach der Seite des St. Nicol. Kirchhoff	Zwischen Hoher Zinn- und Grünstrasse
J. Außwend. Mühl. Thamm nach der Seite des Neuen Guths	Zwischen Grün- und Sonnenstrasse
K. Das Neue Guth, rechts und linker Hand	Zwischen Äuss. Mühlendamm, Grün- u. Königsberger Str., beiderseits d. Neuengut-Str.
L. Der Tieff Thaīn recht: Hand der Königsb. Straße	Zwischen Bleicherstr., Hansastr., Hoh. Zinn-, Sonnen- und Grünstr.
M. Der Tieff Thamm, linker Hand der Königsb. Straße	Zwischen Prediger-, Loeser-, Ziegelscheun- u. Gr. Wunderbergstr.
N. Der Kuh Thaīn an der Reiffschläger Bahn	Zwischen Predigerstr. und Reiferbahn, Bleicher-, Sonnen- und Königsberger Strasse
O. Kuh Thaīn am Grund Gart.	Zwischen Hl. Leichnam-, Loeser-, Ziegelscheun- u. Gr. Wunderbergstr.
P. Kuh Thaīn zwischen d. Grund-Garten u. Galgenberg	Zwischen Gr. und Kl. Wunderbergstrasse, Stern- u. Königsb. Str.
Q. Kuh Thaīn zwischen der Schwanenbrück u. Anger	Zwischen Sternstrasse, Wunderberg- und Hl. Leichnamstrasse
R. Der alte Anger	An Königsberger, Stern- und Hochstrasse
S. Anger auf der Stern Schantz	Zwischen Hoch-, Stern-, Hl. Leichnam- und namenloser Strasse

T. Anger hinter der Stern Schantz	Zwischen Hoch- und Hl. Leichnamstr. von der namenlosen Str. bis zum Nord-Kirchhof
U. Kuh Tham̄ zwischen d. Schwanen Br. u. lang. Nieder Gaße	Westseite der Hl. Leichnamstr. von der Kastanien-Allee bis zur Gr. Rosenstrasse
V. Kuh Tham̄ in der Rosen Gaße	Beiderseits der Kl. und Gr. Rosenstrasse
W. Kuh Tham̄ hinter der Rosen Gaße, nach dem Anger	Westseite der Hl. Leichnamstr. von der Gr. Rosenstr. bis gegen die Mattendorf-Strasse
Aa. Grubenhagen vor dem Berl. Thor links und rechts	Zwischen Elbing, Stadtgraben und Grubenhagener Str., beiders. der Berliner Chaussee
Bb. Eigentliche Grubenhagen	Westl. Grubenhag. Str.
Cc. Dito hinter dem Schiffs Hollm	Zwisch. Grubenhagener Str. u. Schleusendamm
Dd. Der Schiffs-Hollm	Zwisch. Schleusendamm und Elbing
Ee. Lastadie, längst dem Elbing	Etwa zwischen Elbing, Maas- und Kl. Lastadienstrasse[4])
Ff. Dito, hinter den Exercier-Platz	Etwa zwischen Kl. Lastadien-, Brandenburger Str. u. Gr. Stromstr. zur Reiferbahn[4])
Gg. Dito, im sogenannten Rahmen	Etwa zwischen Brandenburger, Maasstr. und Reiferbahn[4])
Hh. Kuh Tham̄, 1te, 2te, 3te Nieder Gaße	Westlich der Kastanien-Allee vom Hl. Leichnam-Kirchhof bis über die 3. Niederstrasse
Ji. Dito, in der langen Nieder Gaße.	Westlich der Kastanien-Allee, vom Hl. Leichnam-Kirchhof bis zur Mattendorfstr., östlich von der Gr. Rosenstr. bis zur Conventshufe.

[4]) Die genaue Festlegung nach Strassen auf dem Plan von 1914 ist wegen der inzwischen eingetretenen Ausdehnung der Schiffswerft von Schichau unmöglich.

Die Stadtgrundstücke im Plan von 1785 zeigen rote Umrahmung, die Gärten grüne, die Wege gelbe, Gewässer blaue. Vom Mühlen-Thor ab ist die Pfeifenleitung bis zum alten Markt kräftig blau eingetragen. Sie tritt auch in der Nachbildung gut hervor.

Alphabetisches Namensverzeichnis.

Die Seiten 1—17 beziehen sich auf Mitteilungen des Westpr. Geschichts-Vereins Jhg. 1926: „Seylers Versuch einer poëtischen Reisebeschreibung 1744."

Die Namen des Friedericischen Plans von 1785 (SS. 53—57) fanden hier keine Aufnahme.

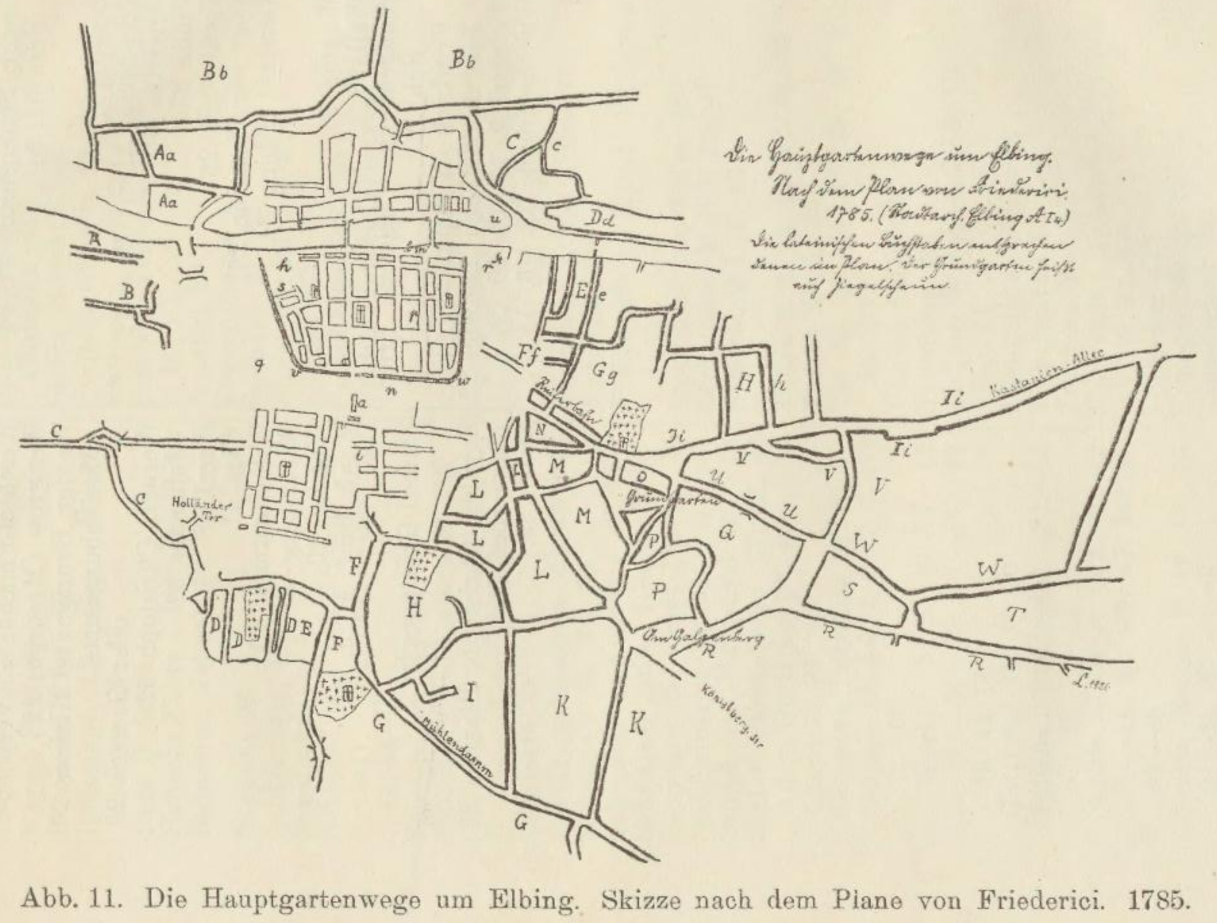


Abb. 11. Die Hauptgartenwege um Elbing. Skizze nach dem Plane von Friederici. 1785.

Abbildungen

zu dem Aufsatz „Vier Elbinger Altäre und ihre Abhängigkeit von Dürer'schen Holzschnitten“

Von Hugo Abs



Abb. 1. Aeußere Gesamtansicht des Hauptaltars der St. Marienkirche

Elbinger Jahrbuch, Heft 5/6, 1927, Tafel 10.

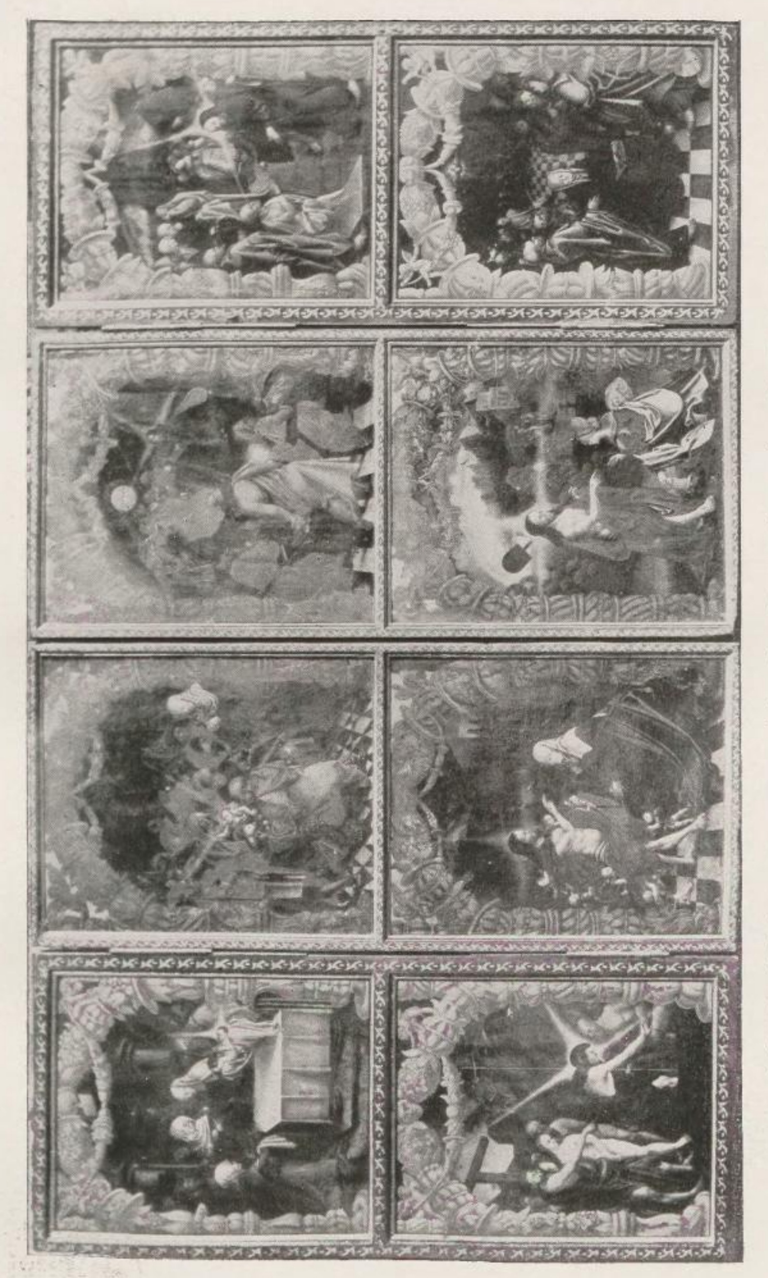


Abb. 2. Mittlere Gesamtansicht des Hauptaltars der St. Marienkirche



Abb. 3. Mittlere Gesamtansicht des Altars der Mälzenbräuer in der St. Nicolaikirche



Abb. 4. Mittlere Gesamtansicht des Hauptaltars der Kirche zu Hl. Drei Königen

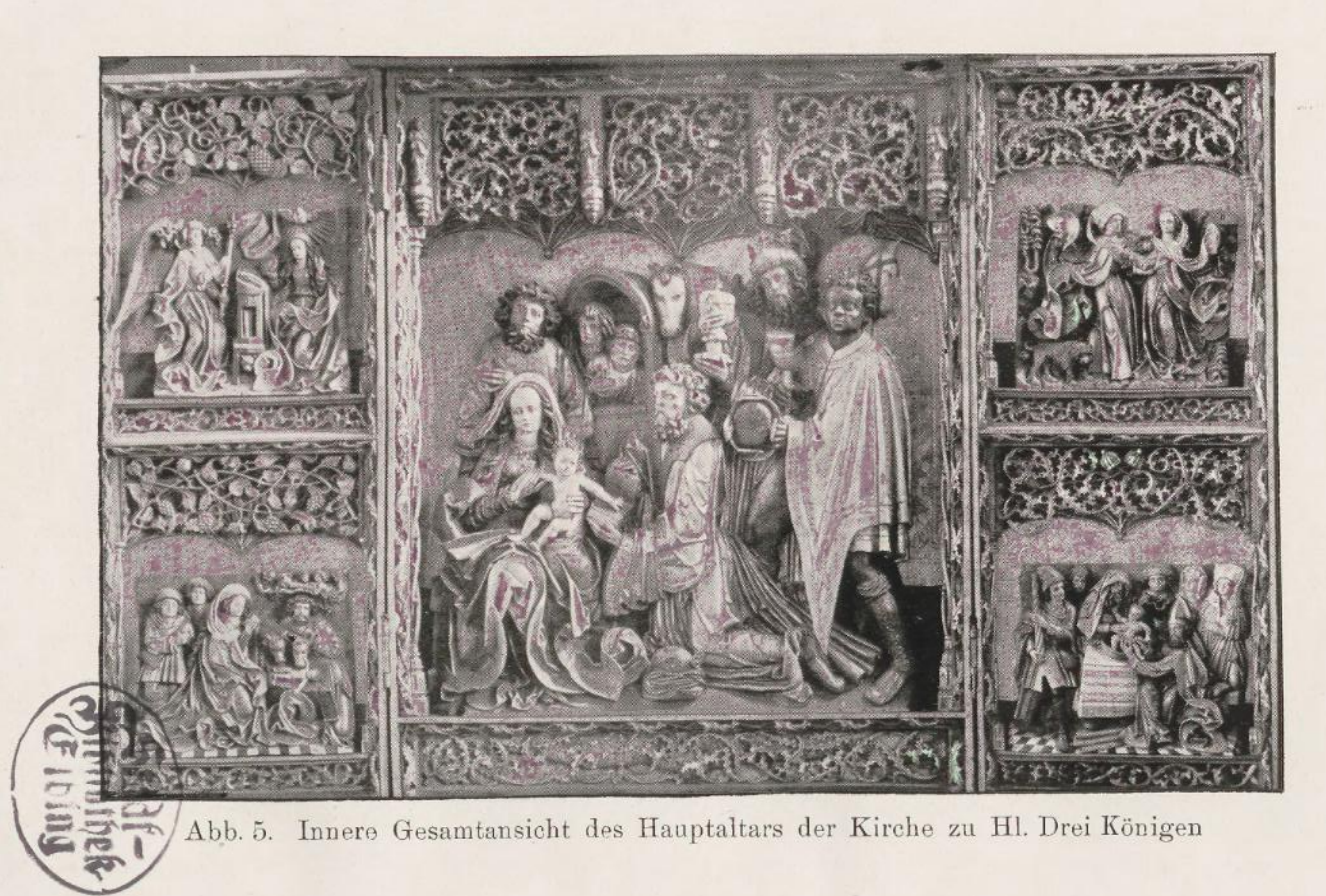


Abb. 5. Innere Gesamtansicht des Hauptaltars der Kirche zu Hl. Drei Königen



Abb. 6. Innere Gesamtansicht des Altars der Weichselfahrer in der St. Marienkirche



Abb. 7. Marias Tempelgang
Aus Dürers Marienleben



Abb. 8.
Marias Tempelgang
Vom Hauptaltar der
St. Marienkirche



Abb. 9.
Marias Tempelgang
Vom Hauptaltar der Kirche zu
Hl. Drei Königen



Abb. 10. Marias Verlobung
Aus Dürers Marienleben



Abb. 11. Marias Verlobung
Vom Hauptaltar der St. Marienkirche

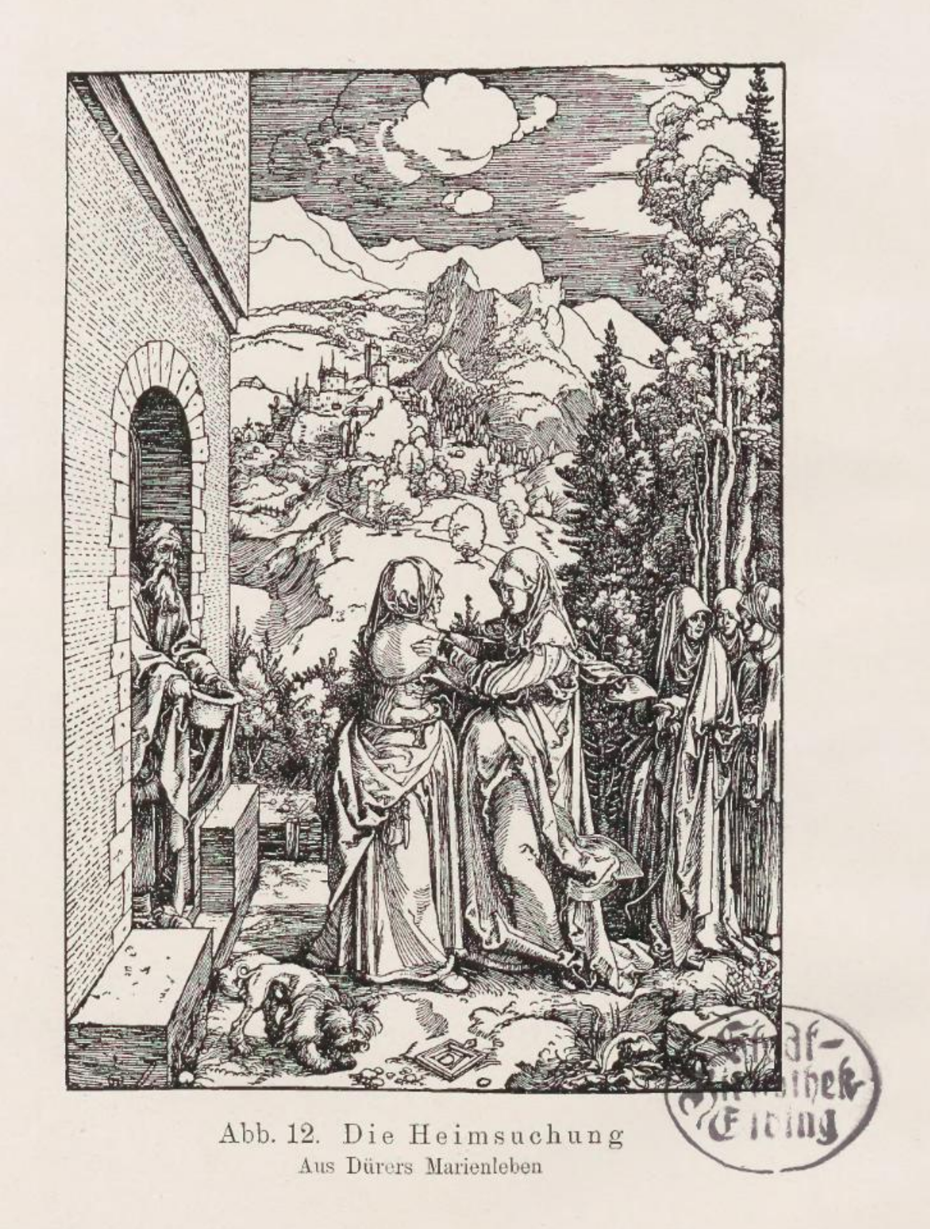


Abb. 12. Die Heimsuchung
Aus Dürers Marienleben



Abb. 13.
Die Heimsuchung
Gemaltes Flügelbild
vom Hauptaltar der Kirche
zu Hl. Drei Königen



Abb. 14.
Die Heimsuchung
Geschnitztes Flügelbild vom
Hauptaltar der Kirche zu
Hl. Drei Königen



Abb. 15. Die Anbetung der Hirten
Aus Dürers Marienleben



Abb. 16.
Die Anbetung
der Hirten
Vom Altar der Mälzenbräuer
in der St. Nicolaikirche



Abb. 17.
Die Anbetung
der Hirten
Vom Hauptaltar der Kirche zu
Hl. Drei Königen



Abb. 18. Die Beschneidung
Aus Dürers Marienleben



Abb. 19.
Die Beschneidung
Gemaltes Flügelbild vom Hauptaltar der St. Marienkirche



Abb. 20.
Die Beschneidung
Geschnitztes Flügelbild vom Hauptaltar der Kirche zu Hl. Drei Königen

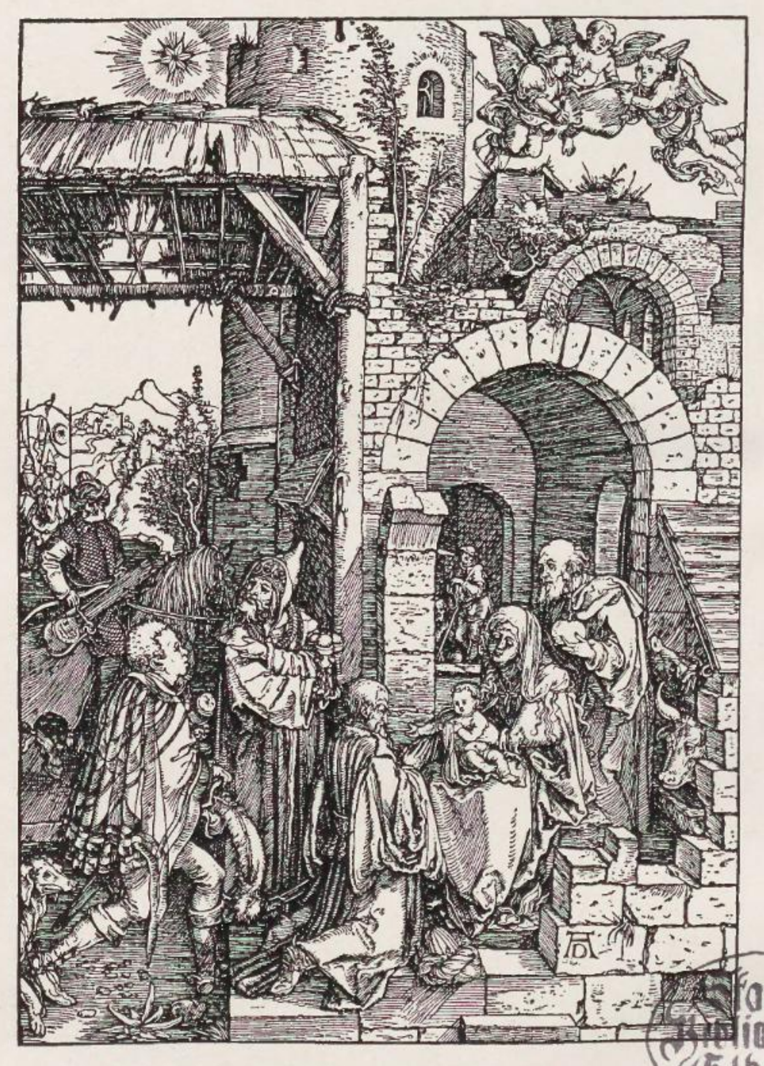


Abb. 21. Die Anbetung der Könige
Aus Dürers Marienleben





Abb. 22.
Die Anbetung der Könige
Vom Altar der Mälzenbräuer in der St. Nicolaikirche



a



b



c

Abb. 23. Der Mohrenkönig (Teilstücke)
a) Aus Dürers Marienleben; b) Vom Hauptaltar der Kirche zu Hl. Drei Königen; c) Vom Altar der Weichselfahrer in der St. Marienkirche

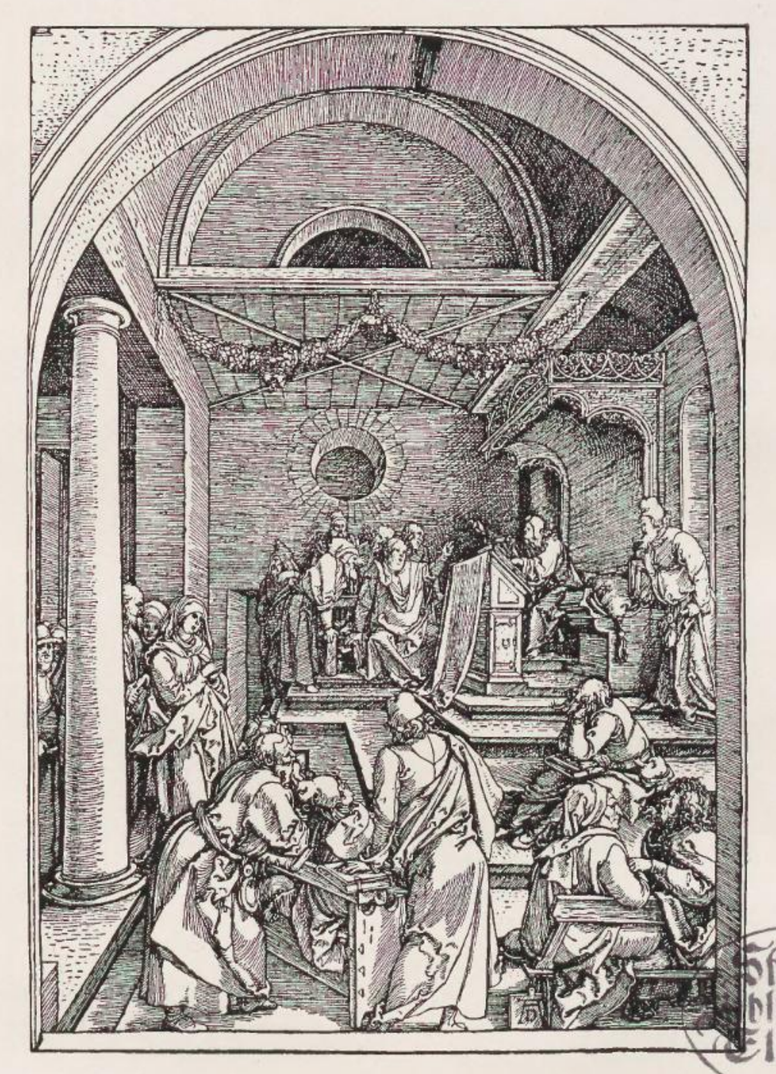


Abb. 29. Der zwölfjährige Jesus im Tempel
Aus Dürers Marienleben



Abb. 30.
Der zwölfjährige Jesus im Tempel
Vom Hauptaltar der St. Marienkirche

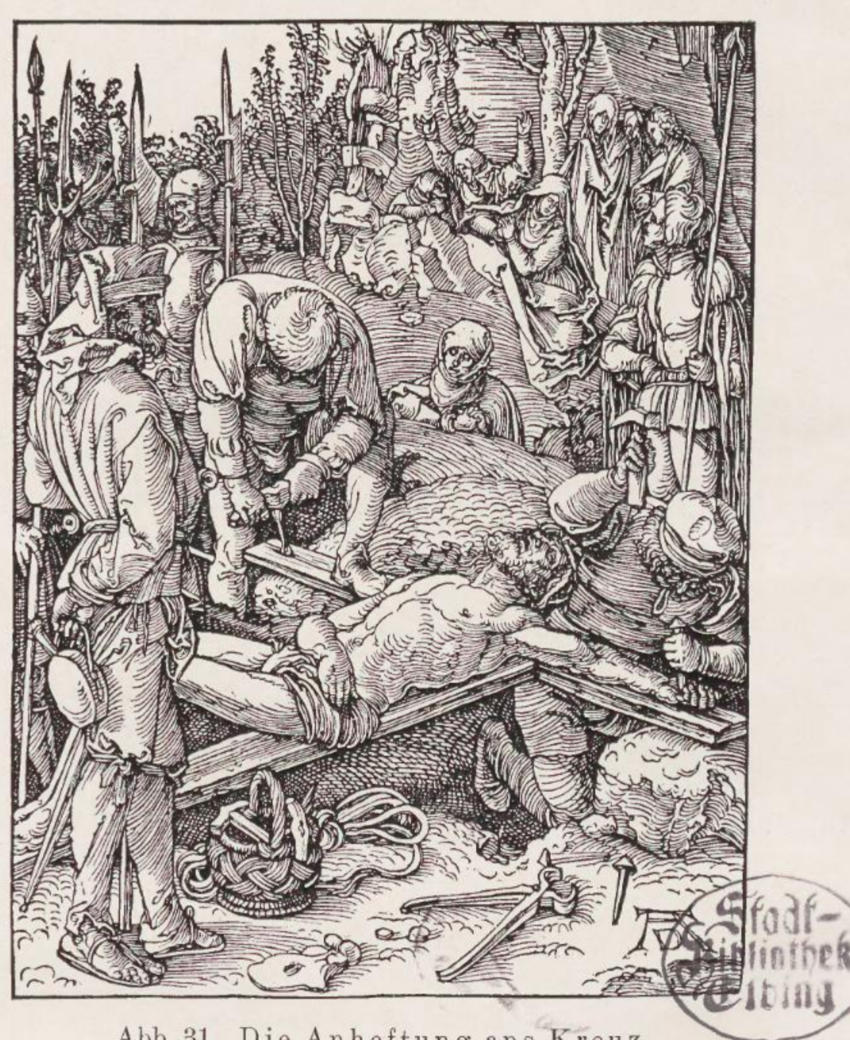


Abb. 31. Die Anheftung ans Kreuz
Aus Dürers kleiner Holzschnittpassion

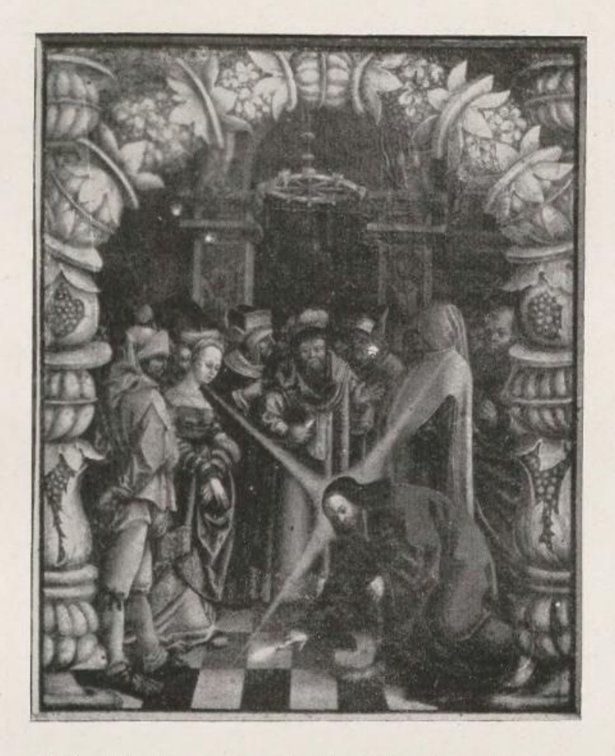


Abb. 32. Jesus und die Ehebrecherin
Vom Hauptaltar der St. Marienkirche

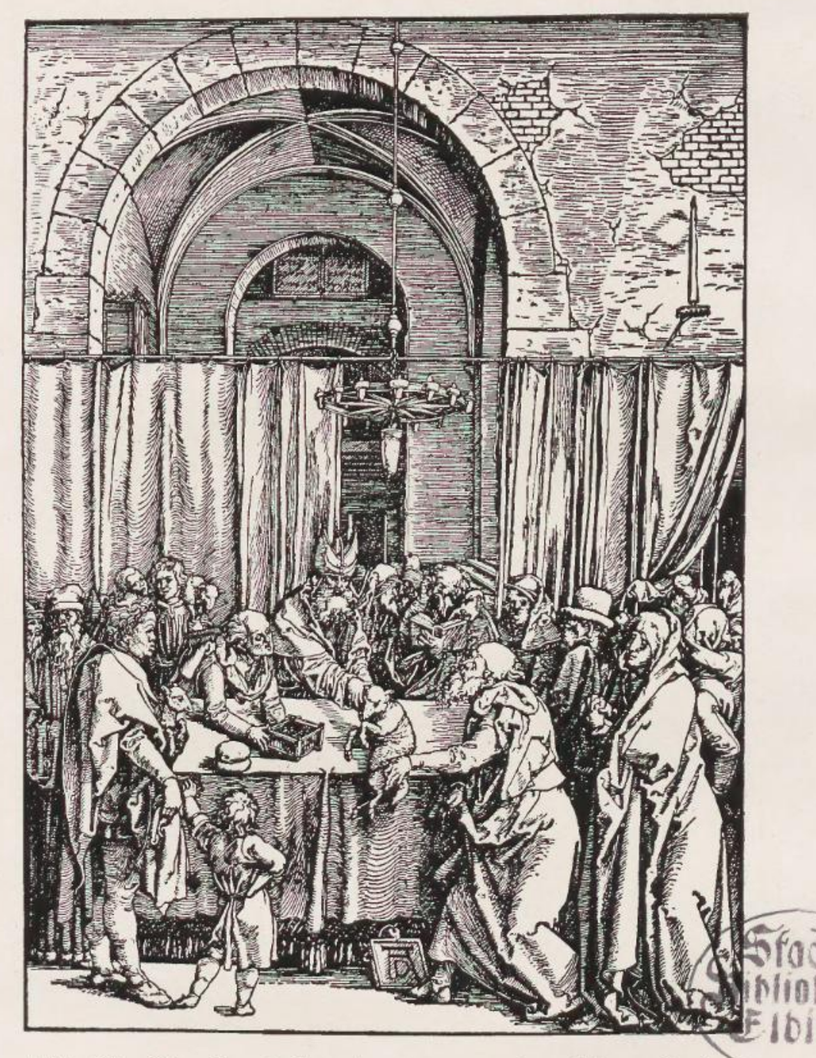


Abb. 33. Die Zurückweisung von Joachims Opfer
Aus Dürers Marienleben



Abb. 34. Christus vor Pilatus
Aus Dürers Kupferstichpassion

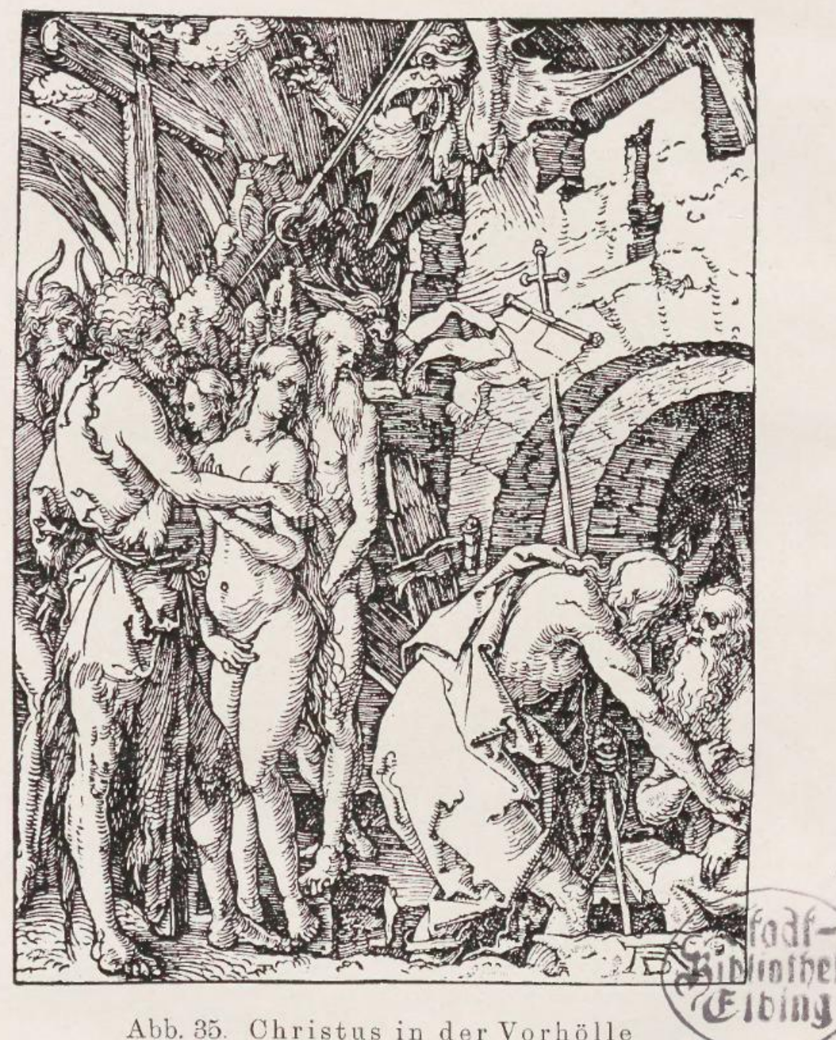


Abb. 35. Christus in der Vorhölle
Aus Dürers Kleiner Holzschnittpassion



Abb. 36. Christus in der Vorhölle
Vom Hauptaltar der St. Marienkirche

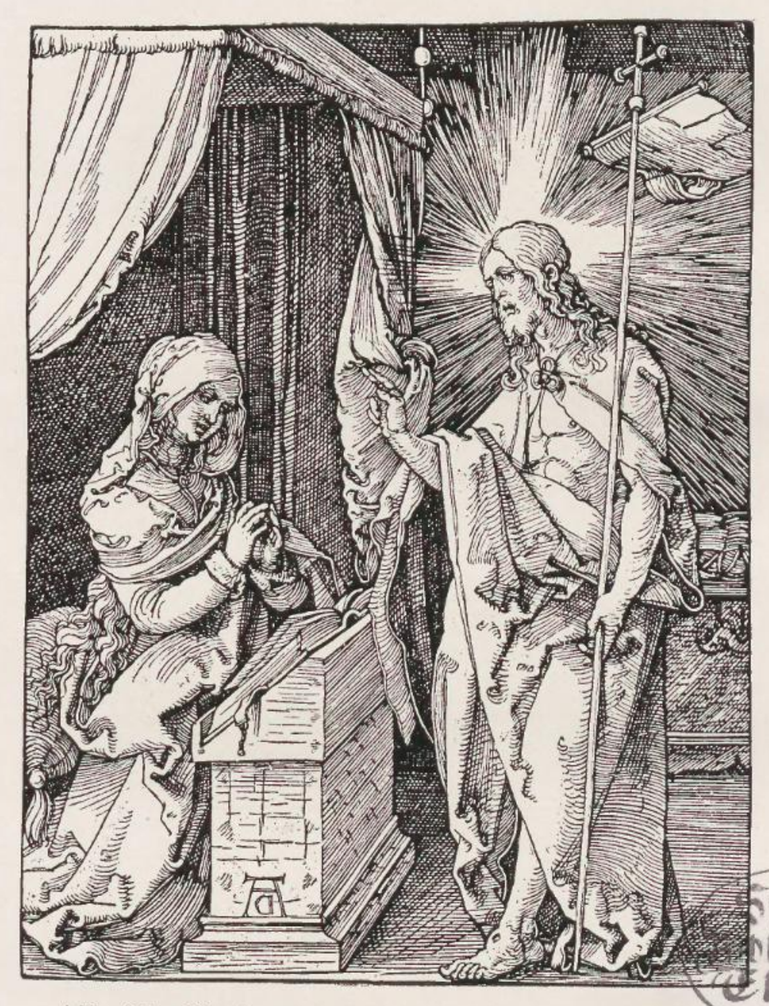


Abb. 37. Christus erscheint seiner Mutter
Aus Dürers Kleiner Holzschnittpassion



Abb. 38
Christus erscheint seiner Mutter
Vom Hauptaltar der St. Marienkirche



Abb. 39. Christus erscheint der Maria Magdalena
Aus Dürers Kleiner Holzschnittpassion



Abb. 40
Christus erscheint der Maria Magdalena
Vom Hauptaltar der St. Marienkirche



Abb. 41. Die Ausgiessung des Heiligen Geistes
Aus Dürers Kleiner Holzschnittpassion



Abb. 42.
Die Ausgiessung des Heiligen Geistes
Vom Hauptaltar der St. Marienkirche



Vier Elbinger Altäre und ihre Abhängigkeit von Dürerschen Holzschnitten.

Von Hugo Abs.

Wie Schongauers Kupferstiche, so haben wenige Jahrzehnte später Dürers Holzschnitte, namentlich die drei grossen Holzschnittfolgen des Jahres 1511 — Grosse Passion, Kleine Passion, Marienleben — in weitestem Umfange den Malern und Schnitzern von Altarwerken nicht in Deutschland allein, sondern auch in Italien zu Vorlagen gedient.

Dass dies auch in Elbing sich mit Beispielen belegen lässt, war den Männern der Wissenschaft, wenigstens soweit der Hauptaltar von St. Marien in Betracht kommt, seit langem bekannt. Als Professor Büsching aus Breslau (geb. 1783, gest. 1829) im Jahre 1820 sich von Fuchs durch die Marienkirche führen liess, fand er auf den Flügeln des Hauptaltars „viel Nachahmung von Albrecht Dürer“ [1]), eine Äusserung, die sich nur auf Dürers graphische Arbeiten beziehen kann, da sie auf seine Gemälde nicht zutrifft. Ebenso hat der Herr Provinzialkonservator Oberbaurat Dr. Schmid in Marienburg in einem am 28. Februar 1921 in der Elbinger Altertums-Gesellschaft gehaltenen Vortrag über „Mittelalterliche Kunst in Elbing“ ein Gemälde des genannten Altars (Jesus und die Ehebrecherin) nebst seiner Dürerschen Vorlage im Lichtbilde gezeigt und auf die bei mehreren andern Bildern desselben Altars zu beobachtende Verwandtschaft in der Komposition bei Dürer und dem Elbinger Meister aufmerksam gemacht[2]).

Aber selbst für den Dilettanten blieb bei näherem Zusehen noch eine unerwartet reiche Nachlese. Es ergab sich, dass in

---

[1]) Fuchs, Beschreibung der Stadt Elbing und ihres Gebiets. Elbing 1818 f. II, 621, Anm.

[2]) In Dehio's Handbuch, Nordostmark (1922) sind diese Feststellungen noch nicht enthalten.

St. Marien 10, in St. Nikolai 3, in Hl. Drei Königen 4 Flügelbilder, zusammen also 17 Gemälde, ferner in St. Marien 1 und in Hl. Drei Königen 3 Schnitzwerke, insgesamt 21 bildliche Darstellungen die deutlichen Merkmale der Abhängigkeit von Werken Dürerscher Griffelkunst aufweisen.

Dies soll nachstehend an der Hand der Abbildungen nachgewiesen werden.

I. Der Hauptaltar der St. Marienkirche.

1. Marias Tempelgang. Das Gemälde ist in den vier Jahrhunderten, die seit seinem Entstehen verflossen sind, so stark nachgedunkelt, dass es schwer fiele, zu erkennen, was es darstellt, wenn wir nicht an dem Holzschnitt des Marienlebens einen willkommenen Wegweiser hätten (vgl. Abb. 7 und 8). Die Hauptperson des ganzen Vorgangs muss man erst suchen, obgleich sie ungefähr in den Mittelpunkt der Bildfläche gestellt ist. Die kleine Maria steigt die Stufen der Treppe hinan, die ins Tempelinnere führt. Oben wird sie von dem Hohepriester erwartet. Die Eltern, die auf dem Holzschnitt mit noch sieben anderen Personen eine fest geschlossene Gruppe bilden, sind vor der untersten Stufe stehen geblieben. Hier hat der Maler, den veränderten Anforderungen des Altarbildes entsprechend, stark vereinfacht und sechs von den neun Personen dieser Gruppe ebenso unbekümmert weggelassen wie die beiden zwischen Wechslertisch und Treppe sichtbaren Personen und wie die mit zusammengebundenen Füssen am Boden liegenden Lämmer. Diesem Vereinfachungsprozess ist leider auch ein so prachtvoller Charakterkopf wie das Weib des Händlers, die verkörperte Geldgier, zum Opfer gefallen. Auf dem Holzschnitt wendet der Geldwechsler und Opfertierhändler sein feistes, hässliches Gesicht dem Beschauer zu; Anna sieht den Joachim an, zu dem sie sich soweit herumgedreht hat, dass wir sie von vorn sehen. Auf dem Gemälde dagegen sieht es so aus, als priese der Händler Anna seine Waren an; es ist dadurch zwischen diesen beiden Personen eine Beziehung herbeigeführt, von der der Holzschnitt nichts weiss[3]). Dagegen ist alles Architektonische treu übernommen, die säulengetragene Vorhalle, der in Ringen hängende Vorhang, der Rundbogen mit dem Ausblick auf eine bergige Landschaft, von dem nur das

---

[3]) Einen merkwürdigen Anklang an den Dürerschen Wechsler zeigt der eine der beiden Geizhälse auf einem vermutungsweise Jan Massys zugeschriebenen, in Windsor Castle aufbewahrten Gemälde, das in Spemanns „Museum“ II, 67 abgebildet ist. Die Körperhaltung erscheint dort motivierter als bei Dürer, da er sich auf die Schulter seines Nachbarn lehnt. Er bildet das Spiegelbild des Dürerschen Wechslers; sollte er vielleicht sein Vorbild gewesen sein?

oberste Stück mit der freistehenden Statue weggelassen ist. Beibehalten ist auch die eigentümlich verzwickte Stufenanlage rechts von dem Tisch des Wechslers, die im Gebrauch so unbequem gewesen sein müsste, und die Dürer nur angebracht hat, um zu zeigen, dass es in der schwierigen Wissenschaft der Perspektive jetzt keine Schwierigkeit mehr gebe. — Das Gemälde erscheint, mit dem Holzschnitt verglichen, verkehrt, eine Beobachtung, die noch bei zwei anderen Gemälden desselben Altars zu machen ist und nachher im Zusammenhange zu würdigen sein wird.

Besser können wir uns auf dem folgenden Gemälde zurechtfinden.

2. Marias Verlobung. (Abb. 10 und 11.) In der Mitte des Tempelinnern steht der bärtige Hohepriester, links und rechts von ihm Joseph und Maria, deren Hände er zusammengefügt. Josephs Glatze hat der Maler vermieden, er hat dem Bräutigam Marias Haar und Bart von dunkler Farbe, aber nicht gerade edle Züge verliehen. Aber sein Kostüm ist, Falte für Falte, treu wiederholt. Besonders merkwürdig ist eine Einzelheit: mit seiner linken Hand trägt Joseph einen Zipfel seines Mantels, so dass gerade noch die Fingerspitzen hervorgucken. Genau so kehrt dies im Gemälde wieder. Auch Maria hält mit der linken Hand einen Zipfel ihres hermelinbesetzten Mäntelchens; dieses hat der Maler gleichfalls bis in den Wurf der Falten und den Fall des Zipfels hinein genau beibehalten. Im übrigen hat er sich manche Änderungen erlaubt, die er gewiss für Verbesserungen gehalten hat. Bei Dürer ist Maria ein schlankes Patrizierfräulein, modisch, beinahe reich gekleidet, das Haar unter einer eng anliegenden Haube verborgen, von der ein durchsichtiger Schleier auf die Schultern herabfliesst. Trotz der derben Holzschnittlinien hat die Figur etwas Holdverschämtes, wie Dürer es seinen Frauengestalten zuweilen durch Kopf- und Körperhaltung zu verleihen weiss. Die Maria des Malers ist kleiner von Figur, steifer von Haltung, reizlos in der Gesamterscheinung. Auf dem offenen dunklen Haar trägt sie ein Krönchen. Links von ihrem Kopf sieht man einen männlichen, rechts zwei weibliche Köpfe, ganz wie bei Dürer, nur mit andern Gesichtern. Die gewaltige Leinwandhaube der Brautjungfer ganz rechts, das Neueste der damaligen Nürnberger Mode, hat der Maler als zu weltlich durch eine ganz schlichte ersetzt. Auch auf der linken Bildseite ist er seinem Vorbild treu gefolgt. Besonders bemerkenswert ist die Beibehaltung des Mannes, der der feierlichen Handlung und dem Beschauer den Rücken zukehrt. Zwischen ihm und Joseph

wird das Gesicht eines Mannes mit hoher Mütze und sehr starkem Hals sichtbar. Er wird uns später nochmals begegnen. Die Säulen, deren Reihen sich nach hinten zu verlieren, finden wir auf dem Gemälde wieder, ebenso die Bundeslade, die nur etwas höher gerückt ist, damit man sie deutlicher sehen kann.

3. Jesus und die Ehebrecherin. (Abb. 31 bis 34.) Für die Darstellung dieser Szene hat der Maler aus drei verschiedenen Blättern Dürers Einzelheiten entnommen, während der Rest sein geistiges Eigentum ist. Der Mann am linken Bildrande stammt aus der Anheftung Jesu an das Kreuz in der Kleinen Holzschnittpassion. Bei Dürer trägt der Aufseher, der mit amtsmässiger Gleichgültigkeit die sachgemässe Annagelung überwacht, in der rechten Hand, die auf dem Rücken liegt, eine Feldflasche, und sein Gesicht ist ganz beschattet, so dass wir eine dunkelglühende Trinkerphysiognomie zu sehen glauben. Bei dem Maler ist das Gesicht beleuchtet. Abgesehen hiervon ist die Charakterfigur vollkommen treu kopiert. — Der Mann auf der andern Seite, der von einem hellen Mantel und der Mütze so verhüllt ist, dass wir nur einen Teil seines Gesichts zu sehen bekommen, stammt aus dem Ecce homo der Kupferstich-Passion, die 1513 erschien. (Das Blatt ist 1512 datiert.) Beibehalten ist sogar die Profilstellung, die wohl dort, nicht aber hier am Platze ist; es wäre natürlich, wenn der Mann auf den auf den Fussboden schreibenden Jesus blicken würde. Dazu hätte der Maler ihn freilich nach vorn herumdrehen müssen, und das hat er sich anscheinend nicht zugetraut. Im übrigen aber hat er seine Vorbilder trefflich gewählt; bessere Vertreter der Gefühllosigkeit wären in sämtlichen Werken Dürers nicht zu finden gewesen. — Der Kronleuchter endlich ist dem ersten Blatt des Marienlebens, nämlich der Zurückweisung von Joachims Opfer, entlehnt.

Dies ist das einzige Bild, bei dem unser Maler so eklektisch verfahren ist.

4. Jesu Darstellung im Tempel. (Abb. 24 und 25.) Von dem entsprechenden Holzschnitt des Marienlebens gibt das Gemälde nur den Teil des Holzschnitts rechts von der grossen Säule wieder und schneidet ebenso von der merkwürdigen Saaldecke, die uns später noch beschäftigen wird, den grössten Teil hinweg. Die Folge davon ist, dass der Tisch hier im Verhältnis zu der gesamten Bildfläche zu gross erscheint, was bei dem Holzschnitt keineswegs der Fall ist. Die Figuren, die ihn umgeben, sind beibehalten: die knieende Frau, die ein paar Tauben im Käfig opfern will, neben ihr Joseph, hier nur zu ahnen, dann Maria, darauf eine von dem Maler

verjüngte Frauengestalt, die auf Maria zeigt, und endlich rechts Simeon, der schöne Greis, der Hundertjährige, der das Jesuskind auf den Händen trägt und nun mit Freuden in die Grube fahren will, da er den verheissenen Heiland gesehen hat. Wie viele von den Personen, die sich bei Dürer im Hintergrunde drängen, in das Gemälde übernommen worden sind, kann man bei dessen gegenwärtigem Zustande nur vermuten. Der Maler wird sie auf einige Hauptvertreter beschränkt haben.

Die beiden nächsten Bilder gehören leider zu den am stärksten nachgedunkelten. Gerade bei ihnen hat der Maler sich besonders eng an seine Vorlage angeschlossen.

5. Die Beschneidung des Jesusknaben (Abb. 18 und 19) zeigt im Mittelpunkt den alten Simeon, auf einem Lehnstuhl sitzend, eine Schale auf dem Schoss, über die er das Kind hält; eine Stufe tiefer sitzt der Arzt, der die Operation vornehmen wird, mit dem Rücken dem Beschauer zugewendet; rechts von diesem der aus Marias Verlobung bekannte Mann mit vollem Gesicht, starkem Hals und hoher Mütze. Er hält das Futteral zu dem Besteck, dessen dreipassartiger Querschnitt in dem am Scharnier hängenden Deckel sich wiederholt. Am rechten Bildrande steht Maria, die Hände betend zusammengelegt, neben ihr Joseph, den Kopf nach draussen gewendet, den Hut in der Hand. Von den zahlreichen Personen, die den Hintergrund füllen, hat der Maler alle irgend wichtigen beibehalten: die Frau mit dem grossen Kopftuch, die beiden nach rechts gewendeten Männer und endlich links einen Vater, der, seinen Knaben auf dem Arm, wartet, bis an ihn die Reihe kommt. Unserer ganz besonderen Aufmerksamkeit würdig ist aber die Füllfigur des kandelabertragenden Tempeldieners im Vordergrunde links. Wir werden ihr später nochmals begegnen.

6. Der zwölfjährige Jesus im Tempel. (Abb. 29 und 30.) Auch auf diesem Bilde muss man die Hauptperson erst suchen. Im Hintergrunde sitzt der junge Jesus auf einem Katheder und legt die Schrift aus. Auf dem Gemälde wird seine Auffindung durch den Kreuznimbus erleichtert, der hier das Haupt des Jünglings umstrahlt wie vorher das des Kindes und nachher das des Mannes. Seine staunenden Zuhörer sind auf dem zugrunde liegenden Holzschnitt des Marienlebens auf Hinter-, Mittel- und Vordergrund verteilt, und mit Ausnahme weniger Mittelgrundfiguren kehren alle auf dem Gemälde wieder. Im Vordergrunde ist dies am augenfälligsten. In der Mitte ein Stehender, der uns den Rücken zukehrt und sich mit der linken Hand auf das auf einem Tischchen liegende Buch stützt. Sein Mantel ist togaartig um die rechte Schulter ge-

schlagen, von der der Zipfel rückwärts herunterhängt. Die diagonale Strichlage, die dadurch entsteht, wiederholt sich beim Unterkörper in einer Falte, die von der rechten Hüfte zum linken Fuss verläuft. Der Maler hat alles dieses mit der grössten Genauigkeit wiedergegeben. Zur Linken stützt ein bärtiger Mann sich mit dem Ellbogen auf das nämliche Tischchen, wieder unter Benutzung einer Buchunterlage, und zwischen beiden ist der Kopf eines davor auf einer Bank sitzenden Zuhörers noch gerade festzustellen. Auf der rechten Seite sitzen zwei Männer nebeneinander auf einer Bank mit Lehne, auf die sie die inneren Arme gelegt haben, während ihre Gesichter einander zugewendet sind. Der Linke, bartlose, mit dem charakteristischen Profil ist auf dem Gemälde deutlich, der Rechte, bärtige, nur undeutlich wiederzuerkennen. — Wo aber ist Maria? Sie hat ihren Sohn mit Schmerzen gesucht, sie findet ihn endlich im Tempel. Bei Dürer ist sie wenigstens in ganzer Figur sichtbar, wenn auch nur im Mittelgrunde, Joseph und andere Verwandte hinter sich. Der Maler lässt uns nur einen Teil ihres Kopfes sehen, das Übrige verschwindet hinter der gemalten Umrahmung.

Hiermit ist die Zahl der auf dem Marienleben beruhenden Bilder erschöpft. Die noch übrigen vier Bilder dieses Altars gehen sämtlich auf die Kleine Holzschnittpassion zurück.

7. Christus in der Vorhölle. (Abb. 35 und 36.) Zwischen Tod und Auferstehung ist Jesus „niedergefahren zur Hölle“, um die verehrungswürdigen Personen des Alten Testaments, denen das Heil nicht hat verkündigt werden können, zu erlösen. Die Tore der Hölle sind gesprengt; Jesus, mit der Kreuzfahne, ist ein paar Stufen hinabgeschritten und bückt sich zu einem bärtigen Alten hinunter, den er am Arm ergreift, um ihn zu sich emporzuziehen[4]). Hinter Jesu Rücken befindet sich schon eine Gruppe Erlöster: Adam, mit einer Wildschur bekleidet, neben ihm Eva, neben und hinter dieser ein bärtiger Greis; zwischen Adam und Eva ein links gewendeter weiblicher Kopf; links neben und hinter Adam der schöne Männerkopf des Moses, der mit Stierhörnern dargestellt ist. Hinten ragt der Kreuzesstamm empor. Über die Zinnen der Höllenburg aber

---

[4]) Münzenberger (Zur Kenntnis und Würdigung der mittelalterlichen Altäre in Deutschland. I. 1885. S. 113 f.) — oder sein Gewährsmann? — hat diese Situation so völlig verkannt, dass er das Gemälde als eine Heilung des 38jährigen Kranken bezeichnet; er sagt zwar mit Recht, die Bilder der Flügel sind sehr gedunkelt, so dass sie sich nur schwer erkennen lassen; indessen gehört gerade das in Rede stehende zu den am besten erhaltenen. — In seiner Aufzählung der Gemälde dieses Altars fehlen auffallenderweise die vier inneren der mittleren Gesamtansicht.

reckt sich eine gräuliche Teufelsfratze, um mit erhobener Pranke womöglich noch etwas von dem Raub zurückzugewinnen. — Die Veränderungen, die der Maler an dem Holzschnitt vorgenommen hat, sind ganz nebensächlicher Art. Eva ist näher an Adam gerückt und wird von ihm teilweise verdeckt; ihr linker Unterarm ist bei Dürer aufwärts, auf dem Gemälde abwärts gebeugt; den schrägen Fahnenstock stellt er senkrecht; das Banner weht bei ihm nicht nach links, sondern nach rechts. Das ist alles. Das Übrige ist unverändert übernommen.

8. Christus mit der Siegesfahne, der Maria erscheinend. (Abb. 37 und 38.) Die Abhängigkeit dieses Bildes von Dürers Holzschnitt ist nicht auf den ersten Blick erkennbar. Zunächst ist es wieder, wie Marias Tempelgang, ein Spiegelbild. Sodann aber sind auch die Abweichungen von dem Holzschnitt der Kleinen Passion erheblicher als sonst. Der Auferstandene, die Kreuzfahne in der Linken, erscheint, die Rechte erhoben, seiner Mutter, die vor ihrem Betpult kniet. Dieses Pult hat der Maler beseitigt. Marias betend zusammengelegte Hände, auf dem Holzschnitt in Brusthöhe, hat er nun in den Schoss sinken lassen. Aber der Baldachin, unter dem Maria kniet, ist nicht nur beibehalten, sondern sein Behang sogar reicher gestaltet. Das Kostüm ist bei Jesus fast unverändert, bei Maria abweichend gestaltet, wie denn überhaupt die Frauentracht, zumal bei den Kopftüchern, von dem Maler selbständig behandelt worden ist, vielleicht im engen Anschluss an die damalige Elbinger Mode. Ganz aus Eigenem ist auch eine Zutat, die sich nur auf dem Gemälde findet: es sind sieben Engelsbübchen, die an Jesu Mantel hängen oder ihn tragen helfen und seine Figur in einem ovalen Kranz umgeben.

9. Christus als Gärtner, der Maria Magdalena erscheinend. (Abb. 39 und 40.) Maria Magdalena, die trauernd an dem leeren Grabe zurückgeblieben ist, wird angeredet: „Weib, was weinest Du? wen suchest Du?“ In der tiefen Dunkelheit der frühen Morgenstunde glaubt sie, es sei der Gärtner, und erst als Jesus sie beim Namen ruft, erkennt sie erschüttert den Meister. Diese Szene hat die Kunst — etwas rationalistisch — gewöhnlich so dargestellt, dass Christus auch äusserlich einem Gärtner glich, gewissermassen um den Irrtum der Maria Magdalena begreiflich erscheinen zu lassen. Andeutungsweise trägt er deshalb auch bei Dürer einen Hut auf dem Kopf und einen Spaten auf der Schulter. Den Spaten hat der Maler beibehalten, den Hut dagegen fortgelassen, vielleicht weil er die Anbringung des Kreuznimbus zu erschweren schien. Diesem letzteren wurde nun aber auch die aufgehende Sonne

geopfert, die bei Dürer gerade die Welt mit ihren Strahlen zu erfüllen beginnt. Zum Ersatz muss ein nicht recht motivierter Regenbogen dienen. Bei Dürer kniet Maria fast in dem Schatten von Jesu Mantel und bildet mit ihm eine eng zusammengeschlossene, dreieckig aufgebaute Gruppe. Der Maler hat die beiden Gestalten etwas auseinandergerückt. Maria Magdalena, bei Dürer ganz schlicht gekleidet, wurde nun als Gegenspielerin zu Jesus bedeutender gestaltet und durch die reichgeschmückte Haube und den verzierten Krug als Kind der Welt charakterisiert, ihr Oberkörper aufgerichtet. Rechts im Hintergrunde ist aus dem Stadttor von Jerusalem eine Gruppe von drei Personen getreten, die sich nähert. Auch sie zeigt uns das Gemälde. Dagegen lässt letzteres uns auf ferne Gebäude und sogar Bergspitzen sehen, von denen der Holzschnitt nichts weiss. Die den Garten andeutenden Baumgruppen des Mittelgrundes sind unverändert übernommen.

Und endlich das letzte Bild dieses Altars:

10. Die Ausgiessung des heiligen Geistes. (Abb. 41 und 42.) Auch dieses ist ein Spiegelbild des Holzschnitts. Maria sitzend inmitten der stehenden Apostel, ein geöffnetes Buch im Schoss haltend. Ihre Knie sind hier nach links, dort nach rechts gerichtet, ihr Kopf umgekehrt hier nach rechts, dort nach links hinübergeneigt. Den am rechten Bildrande stehenden bärtigen, kahlköpfigen Apostel mit dem weiten Mantel sehen wir auf der linken Seite des Gemäldes, den links stehenden, bartlosen auf der rechten wieder. Die mannigfachen Personen des Mittel- und Hintergrundes sind nur zum Teil verändert. Die Taube, bei Dürer verhältnismässig tief in einem blendenden Lichtschein schwebend, ist von dem Maler weit nach oben gerückt und folgerichtig verkleinert, nur schwach umleuchtet. Die Flämmchen auf den Köpfen Marias und der Apostel hat der Maler weggelassen.

Hiermit nehmen wir von dem Hauptaltar von St. Marien Abschied. Von den zwölf szenischen Darstellungen, die er enthält, weisen die zehn, die wir betrachtet und mit ihren Vorlagen verglichen haben, in weitem Umfange Anlehnungen an Dürer auf. Nur bei zweien fehlen sie ganz, einer Auferweckung des Lazarus und einem Jesus mit der Samariterin am Brunnen. Dürer hat diese beiden Gegenstände nie dargestellt.

II. Der Altar der Mälzenbräuer in der St. Nikolaikirche.

Dieser Altar, der sich ursprünglich ebenfalls in der St. Marienkirche befand, wurde 1820 im Dezember auf Wunsch

eines hohen Staatsbeamten[5]) zu seiner würdigen Aufbewahrung[6]) nach der Marienburg geschickt. Dort wurde er 1869 in sehr defektem Zustande[7]) aufgefunden und seitens der kgl. Staatsregierung der Elbinger St. Nikolaikirche überwiesen, in der er sich noch heute befindet. Er enthält, ganz ebenso wie der Hauptaltar von St. Marien, im ganzen zwölf szenische Darstellungen, von denen drei auf Dürer, und zwar auf sein Marienleben, zurückgehen. Den engsten Anschluss zeigt

11. Die Anbetung der Hl. Drei Könige. (Abb. 21 und 22.) Dürer hat hier seine Personen so angeordnet, dass eine Verbindungslinie der Köpfe in der Diagonale von links unten nach rechts oben verläuft, nämlich von dem knieenden König über die sitzende Maria zu dem stehenden Joseph. Dieses wirksame Kompositionsschema hat der Maler des Mälzenbräueraltars beibehalten. Noch mehr: er hat den alten König, der steif und feierlich wie eine Grabmalfigur aussieht, und ebenso Joseph aus dem Holzschnitt übernommen, Maria mit dem Kinde dagegen ganz ebenso selbständig gestaltet wie die beiden andern Könige, die keine Spur Dürerschen Einflusses erkennen lassen. Dagegen ist das verfallene Bauwerk, in welchem der Vorgang sich abspielt, vollkommen treu nach Dürer kopiert. Die Abweichungen, die hie und da vorkommen, sind ganz unbeträchtlich. Im Vordergrunde die Quadersteine, die den Überrest einer längst verschwundenen Mauer bilden, lenken mit ihrem an Treppenstufen erinnernden Aufbau den Blick zu dem Stall, unter dessen Bretterdach wir Ochs und Esel an der Krippe sehen, den letzteren ganz ebenso wie auf der Vorlage, mit erhobenem Kopfe. Über der hl. Familie ein offener Rundbogen; an dessen linker Seite der Ansatz eines abgebrochenen zweiten Bogens, der im rechten Winkel zu dem ersten stand. Innerhalb dieses ersten Bogens fällt der Blick auf den weiter zurückliegenden einer Türöffnung, die in einen zweiten hinteren Raum führt. In der Mitte des ersten Rundbogens, aber etwas zurückliegend, setzt ein kleinerer, zum oberen Stockwerk gehöriger auf und lässt uns in ein Gemach sehen, in dessen Winkel sich ein Gewölbeansatz befindet. Auch diesen wiederholt das Gemälde. Etwas weiter links nach hinten zu ein massiger Rundturm mit einer ebenfalls rundbogigen Fensteröffnung. Und ganz links, wieder dem Vordergrunde sich nähernd, ein von rohen Baumstämmen getragenes, auf der abgekehrten Seite sehr schadhaftes Strohdach. Über diesem der Stern von Bethlehem, unter ihm

[5]) Döhring. Versuch einer Geschichte und Beschreibung der evangelischen Hauptkirche zu St. Marien in Elbing. Elbing 1846. S. 41.

[6]) Fuchs, Beschreibung der Stadt Elbing usw. Bd. II, S. 621.

[7]) Münzenberger a. a. O. S. 114.

eine ferne Berglandschaft mit einzelnen Gebäuden, aber ohne den morgenländischen Reitersmann des Holzschnitts. Endlich in der rechten oberen Ecke bei Dürer drei, auf dem Gemälde ein lobsingender Engel, in den Händen ein Tuch, das aber eigentlich ein Notenblatt sein soll, wie ein Blick auf den Holzschnitt lehrt. — Also alles in allem: weitgehende Anlehnung an Dürer bei teilweiser Selbständigkeit.

12. Auf der Anbetung der Hirten (Abb. 15 und 16) sind die handelnden Personen völlig das Werk des Malers, das verfallene Gebäude dagegen, in welchem der Vorgang sich abspielt, ebenso entschieden die Abschrift des Holzschnitts aus dem Marienleben. So das Balkendreieck, welches das Bild beherrscht, der Querbalken in halber Höhe, die Sparren, die gewaltigen Lücken in der Strohbedachung, die stark verkürzte, nach vorn zu abbröckelnde Mauer mit der rundbogigen Türöffnung. Sodann im Innern derselbe konsolenartige Quaderstein, dieselbe zweite rundbogige Türöffnung nach dem hinteren Raum zu und dasselbe schräge Bretterdach, das wir von unten sehen. Endlich am linken Bildrande ein schmaler Ausblick ins Freie und in den beiden oberen Ecken des Bildes der lobsingende Engel (Dürer zeichnet deren vier) und auf der andern Seite der durch die Nacht schimmernde Stern. Man kann fast nicht treuer kopieren.

13. Die hl. Anna selbdritt (Abb. 24 und 26), ein Vorwurf, der im Marienleben gar nicht vorkommt, entlehnt aus einem seiner Holzschnitte, und zwar aus der Darstellung Jesu im Tempel, eine wichtige Einzelheit, die die Abhängigkeit auch dieses Gemäldes von Dürer unwiderleglich beweist. Es ist jene merkwürdige Saaldecke, die Dürer aus der Perspektivlehre des Jean Pelerin, genannt Viator, entlehnte[8]) und in sehr gewagter Weise so veränderte, dass er die zwischen den Kreuzlagen der Balken befindlichen Kassetten als Öffnungen darstellte, durch welche man auf ein noch darüber liegendes Tonnengewölbe blickt. Diese Saaldecke, und zwar die Dürersche, nicht etwa die des Viator, finden wir auf unserem Gemälde wieder, auch sie im Gegensinne, als Spiegelbild der Vorlage[9]).

Wir verlassen nun die Altstadt und wenden uns der Neustadt zu.

---

[8]) Alfred Lichtwark, der Ornamentstich der Frührenaissance nach seinem sachlichen Inhalt. Berlin 1888. S. 129 machte hierauf aufmerksam. Das Werk des Viator erschien zuerst in Toul 1505, eine deutsche Ausgabe in Nürnberg 1509 bei Jörg Glockendon.

[9]) Auch Holbein hat sie kopiert in dem Urteil Salomonis in der fürstlichen Sammlung in Sigmaringen, abgebildet bei Dehio, Geschichte der Deutschen Kunst, der Abb. III. Bd., Abb. 160, S. 137.

III. Der Hauptaltar der Hl. Drei Königen-Kirche.

Von allen Altären, die die Neustadt einst gehabt hat[10]), ist in der Kirche nur der Hauptaltar und von diesem nur der Schrein und die inneren Flügel erhalten. Die äusseren fehlen; nur die Angeln, in denen sie gehangen haben, sind noch an den Innenflügeln sichtbar und gleichzeitig unverwerfliche Zeugen, dass Aussenflügel einst vorhanden waren. Wann sie entfernt worden sind und wohin sie gekommen sein mögen, ist nicht bekannt. — Die Aussenseiten der inneren Altarflügel sind mit vier Gemälden bedeckt.

A. Das Malwerk.

14. Marias Tempelgang. (Abb. 7 und 9.) Wir haben bei dem Hauptaltar der Hl. Drei Königen-Kirche mit einer Darstellung desselben Vorganges zu beginnen, wie bei dem der St. Marien-Kirche. Auch haben beide Darstellungen untereinander die grösste Ähnlichkeit und vereinfachen den Holzschnitt des Marienlebens ganz in derselben Weise. Was über die Einzelheiten oben bei Nr. 1 gesagt wurde, gilt daher auch hier. Nur in einem Punkt unterscheiden sie sich voneinander auffallend: jenes ist ein Spiegelbild des Holzschnitts, dieses nicht. Bei dem letzteren unterliegt es daher keinem Zweifel, dass der Holzschnitt selbst seine Vorlage gebildet hat.

15. Marias Heimsuchung. (Abb. 12 und 13.) So hat man sich gewöhnt, diesen Vorgang zu nennen, wiewohl es Elisabeth ist, die von Maria heimgesucht wird. — Die Stellung beider Frauen zueinander, auch ihre Kleidung bis in Einzelheiten, ist ziemlich treu übernommen. Ein Windhauch schmiegt bei Dürer Marias Rock gegen ihr Bein, das sich darunter abzeichnet, und lässt Tuch- und Gewandzipfel flattern; das Gemälde wiederholt zwar die erstere, aber nicht die letztere Wirkung; es ist nicht so streng durchdacht wie der Holzschnitt. Marias Kopftuch lässt der Maler fort. Auf dem Holzschnitt erscheint links in der Haustür Elisabeths Gatte Zacharias, den Hut in den Händen; auf dem Gemälde ist die Türöffnung samt den sie einrahmenden Steinbänken treu wiederholt, Zacharias weggelassen. Der Maler hat auch hier wieder seine Vorlage vereinfacht. So fehlt auch die Gruppe der drei Frauen am rechten Bildrande. Dagegen ist die bis an den oberen Rand reichende Baumgruppe rechts beibehalten, ebenso der Fernblick in eine reiche sonnige Berglandschaft, die fast die ganze Breite des Hintergrundes einnimmt. „Maria ging auf das Gebirge," sagt das Lukasevangelium. Beibehalten hat der Maler auch

[10]) Toeppen, Elbinger Antiquitäten. Danzig 1871. S. 158 f. weist deren fünf nach.

den drolligen löwenartig geschorenen Pudel im Vordergrunde links, dessen wir uns später noch zu erinnern haben werden.

16. Die Anbetung der Hirten. (Abb. 15 und 17.) Die kniende Maria, hinter ihr auf der Türschwelle der kniende alte, und hinter diesem der stehende jüngere Hirt mit dem Dudelsack, der erstere mit entblösstem, der letztere mit bedecktem Haupte, sind treu nach dem Holzschnitt. Ganz ähnlich wie auf der Anbetung der Könige, die wir vorhin betrachteten, verläuft auch hier eine schräg aufsteigende Linie durch die Köpfe der genannten Personen, ja es scheint, als habe der Maler diese Diagonallinie noch bewusster herausgearbeitet. Bei Dürer ist hinter dem jungen Hirten der Durchblick durch die Türöffnung ins freie Feld mit den winzigen Figürchen einer Verkündigung an die Hirten ausgefüllt, worauf der Maler füglich verzichten durfte. Das Haupt Marias ist von einem ganz zarten Strahlenschein umsäumt, eine überaus liebenswürdige Besonderheit des Neustädtischen Altars, die auf dem nächsten Bilde wiederkehrt. Statt der drei Engel des Holzschnitts beugt nur einer — genug für die Zwecke des Altarbildes — sich staunend und gerührt über das Jesuskind. Joseph, von links kommend, die Laterne in der erhobenen Hand, mit den über den Schuhen getragenen Holzpantinen mit Stegen, wird sogleich durch die stark verkürzte Türöffnung treten. Über seinem Kopf, an abbröckelndem Mauerwerk vorbei, fällt der Blick auf ein fernes Haus, das von dem hängenden Fruchtgewinde der gemalten Umrahmung nur teilweise verdeckt wird. In der Mitte der Hauswand rechts sehen wir zwei rundbogige Fensteröffnungen, weiter hinten eine Konsole, noch weiter im Stall Ochs und Esel an der Krippe. Das schadhafte Dach, das Balkenwerk — alles treu nach dem Holzschnitt. Der Stern von Bethlehem schimmert über dem einrahmenden Laubgewinde. Die lobsingenden Engel sind ebendaselbst, aber auf der andern Seite sichtbar.

17. Die Flucht nach Aegypten. (Abb. 27 und 28.) Das Gemälde ist eine vollkommen treue Wiedergabe des Holzschnitts. Der mit gebogenen Knien rüstig voranschreitende Joseph zieht, den Kopf zurückwendend, am Zügel den Esel nach sich, auf dem Maria mit dem Kinde sitzt. Der schmale Lichtsaum, der auch hier Marias Haupt umgibt, hebt sich von dem tiefen Waldesdunkel geheimnisvoll ab. Engel, über Wolkenränder herabschauend, begleiten den Zug.

B. Das Schnitzwerk.

Schlagen wir nun die beiden Flügel zurück, so zeigt sich der geschnitzte Schrein und die geschnitzten Darstellungen auf

den Innenseiten der Flügel, sämtlich reife Arbeiten desselben Künstlers und im 16. Jahrhundert entstanden. Die Form der Schuhe beweist das, und schon dieser Umstand hätte vor dem Irrtum schützen sollen, diese Schnitzarbeiten auf das Jahr 1494 zu datieren. Es gibt aber einen noch zwingenderen Anhalt für die Zeitbestimmung; auch diese Schnitzwerke setzen nämlich Dürers Marienleben voraus und können daher frühestens 1511 entstanden sein.

Wir betrachten zunächst die beiden Darstellungen des rechten Flügels.

18. Marias Heimsuchung. (Abb. 12 und 14.) Die Heimsuchung Elisabeths durch Maria weicht freilich in der Behandlung des Kostüms recht erheblich von Dürer ab, die Gewänder bauschen sich und flattern in der aufgeregten Art des ausgehenden Mittelalters, die auch noch für Veit Stoss so bezeichnend ist. Auch sind die Köpfe der beiden Frauen, die bei Dürer im Profil stehen, bei Elisabeth wenig, bei Maria ganz dem Beschauer zugekehrt. Aber da ist links vorn der drollige kleine Löwenpudel, den wir aus einem Flügelgemälde desselben Altars bereits kennen, und wo hätte der Künstler den wohl herhaben sollen, wenn nicht von Dürer! Nichts beweist stärker eine Anlehnung als Übereinstimmung in Nebenfiguren. Übereinstimmung in dem Hauptmotiv liesse sich zur Not aus dem Gegenstand erklären.

Ähnlich verhält es sich mit der unteren Darstellung desselben Flügels, nämlich

19. Jesu Beschneidung. (Abb. 18 und 20.) Der alte Simeon, das bärtige, ehrwürdige Haupt von einem auf die Schultern fallenden Tuch verhüllt, ebenso die Körperhaltung des Kindes, sind mit Dürer völlig übereinstimmend gebildet. Alles übrige weicht ab: Die Operation geschieht bei dem Schnitzer auf einem Tische, der Arzt ist nach rechts herumgerückt, so dass wir sein Gesicht zu sehen bekommen, und trägt eine Bischofsmütze. Die übrigen männlichen und weiblichen Personen, die dem Vorgange beiwohnen, sind ganz freie Schöpfungen des Schnitzers, porträtmässig gebildet und in betontem Zeitkostüm. Aber unverkennbar dürerisch ist wiederum der kandelabertragende Diener am linken Bildrande, eine Figur, die die Kenntnis des Holzschnitts voraussetzt und ohne sie nicht zu erklären wäre.

20. Anbetung der Könige. (Abb. 23b.) Aber auch der Schrein zeigt an die Dürersche Anbetung der Könige im Marienleben, wenn auch nur in einer bemerkenswerten Einzelheit, einen Anklang, der nicht zufällig sein kann. Der Mohrenkönig trägt nämlich da wie dort einen kurzen Mantel mit langem

Zipfel, in welchem die Linien der Borte einander überschneiden. Dürer hat diesen Mantelschnitt, der im Zeitkostüm ohne Beispiel dasteht, erfunden, um den Mohrenkönig möglichst fremdartig erscheinen zu lassen.

IV. Der Altar der Weichselfahrer in der St. Marienkirche.

21. Anbetung der Könige. (Abb. 23c.) Auch hier trägt der Mohrenkönig denselben bizarren Mantel. Obwohl er von dem knienden König teilweise verdeckt wird, ist doch genug von ihm sichtbar, um die gleiche Bildung gerade noch erkennen zu lassen. Dies ist allerdings auch das einzige, was bei diesem Altar, wiewohl deutlich genug, auf Dürer hinweist, von dem im übrigen sowohl sein Malwerk wie sein Schnitzwerk völlig unabhängig ist.

Ehe wir das Ergebnis der vorstehenden Erörterungen feststellen, haben wir uns noch mit zwei überlieferten Datierungen auseinanderzusetzen, nämlich mit der Jahreszahl 1494 bei dem Hauptaltar von Hl. Drei Königen und der Jahreszahl 1431 bei dem Hauptaltar von St. Marien.

Als die alte Drei Königen-Kirche im Anfang der 80er Jahre abgebrochen wurde, um dem Neubau Platz zu machen, musste auch ihr Altar für einige Zeit von seiner Stelle entfernt werden. Bei dieser Gelegenheit fand man in ihm eine kleine Bleikapsel und in dieser einen fingerlangen und fingerbreiten Pergamentzettel mit der anscheinend gleichzeitigen Inschrift: Ao. Dni. 1494 consecratum est hoc altare — Im Jahre des Herrn 1494 ist dieser Altar geweiht worden[11]). Dieser Altar? Zweifellos nicht. Der Altar, den wir heute in der Kirche sehen und dessen Bildwerke wir gezeigt und besprochen haben, kann vor dem Erscheinen von Dürers Marienleben, d. h. vor 1511, schlechterdings nicht entstanden sein. Was hat es also mit dem Zettel auf sich? Er kann sich nur auf den älteren Hauptaltar beziehen, an dessen Stelle der gegenwärtige getreten ist. Und wenn man die Neigung der alten Zeit kennt, Erzeugnissen ihrer Tage durch Zurückdatierung ein noch ehrwürdigeres Ansehen zu verleihen[12]), so wird kaum zu bezweifeln sein, dass man den aus dem alten Altar stammenden Zettel in den neuen gebracht hat, ohne sich der Irreführung, die daraus entstehen musste, bewusst zu werden.

---

[11]) Dieser Pergamentstreifen befindet sich jetzt in der von dem Prediger Rhode angelegten Chronik der Kirche.

[12]) Toeppen, Elbinger Antiquitäten, SS. 165 ff. Anmerkgn.

Eine ganz ähnliche Bewandtnis dürfte es mit der Jahreszahl 1431 haben, die sich als einzige Inschrift eines gemalten Schrifttäfelchens auf dem Gemälde der Darstellung Jesu im Tempel am Hauptaltar von St. Marien befindet. (Vgl. oben Nr. 4 und Abb. 25.) Was meint diese Zahl? Auf das Gemälde, auf dem sie sich befindet, überhaupt auf die gemalten Altarbilder, kann sie sich, wie sich von selbst versteht, nicht beziehen. Man hat sie nun auf die altertümliche, durch den in ihr enthaltenen kleineren Schrein merkwürdige Madonna bezogen, die die Mittelfigur des grossen Schreins bildet[13]). Indessen lag es wohl schwerlich in den Gewohnheiten der Zeit, auf diese Art und Weise ein ursprünglich nicht einmal zu diesem Altar gehöriges Bildwerk zu datieren. Wenn man aber nach Analogie des Drei Königen-Altars annimmt, dass im Jahre 1431 der Vorgänger des Hauptaltars in St. Marien geweiht worden ist, und wenn man ferner, was durchaus zulässig erscheint, annimmt, dass die Madonna aus diesem vorletzten Hauptaltar von St. Marien als einziges noch verwendbares, aus dem Kirchenbrande von 1505 allein noch unversehrtes Stück erhalten geblieben war, so könnte ihre Datierung auf 1431 recht wohl zutreffen, obwohl diese Jahreszahl, zumal an der Stelle, wo sie angebracht wurde, sich nicht eigentlich auf sie, sondern vielmehr auf den alten Altar beziehen wird. Man hat dadurch andeuten wollen, dass der neue Altar der Ersatz des alten von 1431 sein sollte. Die schriftlichen Nachrichten[14]) sind leider zu dürftig, um die obige Annahme zu bestätigen.

Als gesichertes Ergebnis unserer gesamten Erörterungen ist anzusehen, dass der Hauptaltar von St. Marien nicht vor 1513 (Kupferstichpassion), und die übrigen besprochenen Altäre nicht vor 1511 (Marienleben) entstanden sind. Es fragt sich nun, wie spät wir sie im äussersten Falle anzusetzen haben. Ich möchte darauf antworten: so lange der frische Eindruck des Marienlebens und der Passionen Dürers vorhielt, also längstens zwei Jahrzehnte lang, etwa bis 1530. Sie noch später anzusetzen, erscheint kaum angängig. Die reformatorische Bewegung, deren erste Anfänge in Elbing für das Jahr 1523 bezeugt sind[15]), war den Bildwerken in den Kirchen bekanntlich nicht günstig; andererseits begann gleichzeitig die Verarmung des Dominikanerkonvents, die endlich 1542 zur Übergabe des Klosters und der Kirche an den Rat führte. Zudem sind die paarweise auftretenden Heiligenfiguren auf den Aussenflügeln der Altäre von St. Marien und St. Nikolai in protestantischer Zeit nicht gut

[13]) Dr. Herm. Ehrenberg, Deutsche Malerei und Plastik von 1350—1450. Bonn und Leipzig 1920. SS. 90 u. 97.

[14]) Toeppen, Elbinger Antiquitäten, S. 130 f.

[15]) Hartknoch, Preussische Kirchen-Historia. Frankf. u. Lpz. 1686, S. 976.

denkbar (Abb. 1). Auch trägt der Mälzenbräueraltar mit seinen Märtyrerszenen durchaus das Gepräge katholischer Gedankengänge.

Einen Anhalt gibt uns der oben nicht besprochene Schuhmacheraltar in der St. Marienkirche, der durch eine völlig unverdächtige Inschrift auf das Jahr 1520 datiert ist, in Verbindung mit dem Umstand, dass alle diese Elbinger Altäre in dem dekorativen Beiwerk so grosse Ähnlichkeit untereinander aufweisen, dass sie annähernd gleichzeitig entstanden sein müssen. Es ist wie eine letzte Äusserung katholischer Bilderfreudigkeit.

Nun ist aber noch eine Tatsache zu nennen, die unter Umständen noch weitere Aufschlüsse verspricht. Wie seit langem bekannt ist[16]), sind auch die gemalten und geschnitzten Bildwerke des Hauptaltars der St. Marienkirche in Danzig in weitestem Umfange von den Dürerschen Holzschnittwerken abhängig, die meisten vom Marienleben. Dies würde nun an sich nicht viel zu bedeuten haben, denn die gleiche Erscheinung ist auch an andern, manchmal ganz entlegenen Stellen in unserer Provinz anzutreffen[17]). Auffällig ist aber der Umstand, dass auch von den Danziger Bildwerken drei die Spiegelbilder der entsprechenden Holzschnitte sind, wenn auch nicht ganz dieselben wie in Elbing. Nur Marias Tempelgang erscheint dort wie hier verkehrt. (Vgl. oben Nr. 1, 8, 10.) Ich möchte dies daraus erklären, dass den Künstlern Handzeichnungen Dürers zur Vorlage gedient haben. Lediglich aus diesem Umstande möchte ich den Schluss ziehen, dass der Augsburger Maler Michael, der als der Künstler des Danziger Hauptaltars urkundlich feststeht, tatsächlich ein Schüler Albrecht Dürers gewesen ist, eine Annahme, zu deren Begründung die blosse Benutzung Dürerscher Holzschnitte selbstverständlich nicht ausreichen würde[18]). Mindestens muss eine persönliche Beziehung zwischen beiden Männern bestanden haben, und Handzeichnungen Dürers sind entweder von diesem selbst dem Augsburger Kunstgenossen geschenkt worden oder sonstwie in dessen Besitz gelangt. Nun werde ich von befreundeter Seite darauf aufmerksam gemacht, dass Gemälde, die Spiegelbilder der Holzschnitte sind, auch auf andere Weise entstanden sein können, nämlich durch Benutzung von Nachschnitten der Original-Holzschnitte, die dann freilich verkehrt erscheinen müssten. Ich muss die Möglichkeit zugeben, wenngleich mir solche Nachschnitte, wenigstens von den

[16]) Hirsch, Die Oberpfarrkirche von St. Marien zu Danzig. Danzig 1843. S. 207 f.

[17]) Thierenberg und Medenau im Samland; Reichenau bei Osterode. Freundliche Mitteilungen des Herrn Provinzialkonservators Oberbaurat Dr. Schmid in Marienburg und des Herrn Dr. Frentzel in Elbing.

[18]) Wiewohl Hirsch das angenommen zu haben scheint, a. a. O. I, S. 208.

Passionen und dem Marienleben, nicht vor Augen gekommen und auch sonst nicht nachgewiesen sind[19]). Indessen ist es mir äusserst unwahrscheinlich, dass der Künstler, dem doch die reine Quelle zur Verfügung stand, daneben o h n e N o t eine getrübte benutzt haben sollte. Es ist auch geltend gemacht worden, es seien keineswegs für alle Blätter der Holzschnittwerke Dürers Handzeichnungen gemacht worden; Dürer hätte vielmehr die meisten unmittelbar auf den Holzstock gezeichnet. Dies ist indessen eine Annahme, die durch keine mir bekannte Tatsache gestützt wird[20]).

Ich halte es daher nach wie vor für wahrscheinlich, dass den verkehrt erscheinenden Bildwerken, in Elbing gemalten, in Danzig auch geschnitzten, Dürersche Handzeichnungen als Vorlagen gedient haben. Und dies ist nun der Punkt, wo die Vermutung gewagt werden darf, die Gemälde des Elbinger Marienaltars seien von demselben Michael gemalt wie die des Danziger Altars, oder doch wenigstens unter seiner Leitung von seinen Gesellen. Wenn ich auch nicht so weit gehen will wie Ehrenberg, der geradezu ausspricht, Michael hätte „in seinem Wohnsitz Danzig eine umfangreiche Tätigkeit für ganz Ost- und Westpreussen entfaltet“ [21]), und der den Altarschrein unserer Marienkirche ohne einschränkenden Zusatz eine Arbeit Meister Michaels nennt[22]), so halte ich doch bei den nahen Beziehungen zwischen Danzig und Elbing und bei den bestehenden Analogien aus früherer und späterer Zeit die Möglichkeit für gegeben. Denn es passt hierzu merkwürdig gut, dass Michael in den Jahren 1526/27 ärgerlicher Vorkommnisse wegen aus Danzig weichen musste und erst auf Fürsprache hoher weltlicher und geistlicher Gönner wieder dorthin zurückkehren durfte[23]). Wo er sich in der Zwischenzeit aufgehalten hat, ist nicht bekannt. Sollte er in Elbing gewesen sein?

Die Gemälde des Danziger Altars befinden sich zum grossen Teil noch heute auf dessen Rückseite, zum Teil auch in der Allerheiligen-Kapelle der Marienkirche. Sie sollen jetzt photographiert werden, und es wird sich dann aus der Vergleichung mit den Elbinger Bildern ergeben, ob die oben ausgesprochene Vermutung aufrecht erhalten werden darf.

---

[19]) Die Luthersche Septemberbibel enthält sehr freie Nachschnitte der Dürerschen Apokalypse, von denen einer verkehrt ist.

[20]) Eine Handzeichnung zu dem ersten Blatt der Kleinen Passion, dem Sündenfall (Lippmann 518), ist wiedergegeben in Albrecht Dürers Zeichnungen, Hrsg. Willibald Franke. Berlin-Leipzig o. J. (Comeniusbücher 4) S. 87.

[21]) A. a. O. S. 29, Anm.

[22]) A. a. O. S. 97.

[23]) Hirsch, a. a. O. I, S. 208/9.

Beiträge zur Geschichte der Elbinger Uhren

von Wilhelm Link.

(Mit 4 Abbildungen.)

Nachstehende Abhandlung verdankt ihre Entstehung einer Anregung des Vorsitzenden der Elbinger Altertums-Gesellschaft, Herrn Professor Dr. Ehrlich, für das Elbinger Jahrbuch eine Beschreibung der Elbinger Uhren zu verfassen und auch hierdurch ein Stück Heimatgeschichte der Allgemeinheit bekannt zu machen.

Diesem Wunsche bin ich gern nachgekommen, zumal mein Interesse an den Uhren meiner Vaterstadt seit meiner Jugend ein sehr grosses ist.

Als Quellen habe ich benutzt:

1. Die Akten des Magistrats in Elbing, betreffend den Stadtuhrmacher und die Stadtuhren.
2. Fuchs, Beschreibung der Stadt Elbing und ihres Gebiets.
3. Selbst gesammeltes Material u. dgl.

Ganz besonders wertvoll war für mich die Überlassung der Magistrats-Akten.

Herr Oberbürgermeister Dr. Merten stellte mir dieselben in liebenswürdigster Weise zur Verfügung. Daher erlaube ich mir, auch an dieser Stelle Herrn Oberbürgermeister Dr. Merten meinen ergebensten Dank abzustatten.

Wenn es mir gelingen sollte, das geschichtliche Interesse an der Uhr, der treuesten, aber leider oft missachteten Begleiterin des Menschen, zu heben, so wäre mir damit eine ganz besondere Freude bereitet.

In einer Stadt von der Bedeutung wie Elbing, in welcher seit der Gründung durch Lübecker Kaufleute im Jahre 1237 der Handel eine hervorragende Stellung einnahm und der Spruch „Zeit ist Geld“, wenn auch nicht so stark ausgeprägt wie heute, die Losung war, ist es ganz natürlich, dass sich bald auch das Bedürfnis nach Zeitmessinstrumenten einstellte, obwohl man die Möglichkeit hatte, bei Sonnenschein eine immerhin leidlich gute Zeitaufnahme zu machen.

Die erste Zeitbestimmung nahm in grauer Vorzeit der Mensch durch den Schatten seines eigenen Körpers vor, oder er mass die Schattenlänge eines in die Erde gesteckten Stabes. Ein grosser Fortschritt war daher die Erfindung der Sonnenuhren. Wie war es aber möglich, auch nur annähernd die Zeit bei Regenwetter oder in der Nacht zu bestimmen? Da erfand man die Wasseruhr. Alles blieb aber nur ein notdürftiger Behelf. So ist es eigentlich ganz selbstverständlich, dass verhältnismässig bald nach der Erfindung der Räderuhren — man nimmt an, dass die ersten derartigen Stücke um die Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert gebaut sind — auch in Elbing solche Uhren ihren Einzug hielten. Ebenso selbstverständlich ist es auch, dass das Rathaus dazu ausersehen war, mit einer Uhr gekrönt zu werden.

Ich lasse nun eine Beschreibung der öffentlichen Uhren folgen und beginne zunächst mit den

Turmuhren.

I. Die Rathausuhren.

Es kommen die Uhren auf drei verschiedenen Gebäuden in Betracht.

Zunächst die Uhr auf dem Turme des alten Rathauses am Alten Markt.

1383 wurde an Stelle des alten Turmes ein neuer „mit vergoldetem Knopf aufgesetzt und darin ein Uhrwerk mit einer Glocke und einer vergoldeten Uhrscheibe eingebracht“.[1])

1594, den 3. Dezember, wurde eine zweite Uhr aufgestellt. Die für das Schlagwerk nötige Glocke hatte aber einen schlechten Ton und wurde deshalb im Volksmunde der „Kohlhacker“ genannt.

Weitere Nachrichten sind nicht vorhanden.

In dem neuen Rathause, welches nach dem Brande von 1777 auf dem Neuen Markt, späteren Friedrich Wilhelm-Platz, errichtet wurde, war zunächst keine Uhr vorhanden.

1846 erst wurde eine Uhr aufgestellt, und da dieselbe ein transparentes Zifferblatt hatte, in den Wintermonaten zuerst von 5 bis 12 Uhr abends durch zwei Öllampen, welche alle zwei Stunden geputzt werden mussten, beleuchtet. Da aber jede Lampe täglich 10½ Lot Öl brauchte, wurde aus Sparsamkeitsgründen bald darauf die Beleuchtung schon um 10 Uhr gelöscht. In einem Bericht des Magistrats vom 4. April 1848 an die Kgl.

[1]) Fuchs, Beschreibung der Stadt Elbing u. ihres Gebiets. Elbing 1821 ff. Bd. 1 Seite 165.

Regierung in Danzig, in welchem angegeben wird, wie die öffentlichen Uhren auf richtige Zeit gestellt werden, heisst es wörtlich: „Wir zeigen gehorsamst an, dass wir bereits vor zwei Jahren eine, von unserem geschickten Uhrmacher Hinz gefertigte Normaluhr. angebracht haben, welche mit einem transparenten Zifferblatte versehen, abends erleuchtet ist und nach welcher die übrigen Stadtuhren gestellt werden. Diese Uhr wird, so oft es nötig, nach der Mittagslinie auf die mittlere Zeit reguliert.“ [2]) Bis zum Abbruche des Rathauses versah diese Uhr dort ihren Dienst. Es war dieses die letzte Uhr, die der allseitig bekannte und geschätzte Uhrmacher Christian Hinz aus Elbing gebaut hatte, da eine Erkältung, die er sich bei der Aufstellung der Uhr zugezogen hatte, die Ursache seines am 10. Februar 1847 erfolgten Todes war.

1894 wurde in den Turm des neuesten Rathauses eine Uhr mit Voll- und Viertelschlagwerk aufgestellt. Das Gehwerk hat konstante Kraft. Das Zifferblatt hat einen Durchmesser von 1,60 Meter. Die Uhr stammt von Rochlitz in Berlin und hat bei guter Wartung eine tägliche Gangdifferenz von 2 bis 5 Sekunden. Aufgestellt wurde dieselbe durch den Uhrmachermeister Th. Stäbe hierselbst. Die beiden Bronzeglocken der Uhr wurden im Kriege 1914—18 von dem Reichsmilitärfiskus beschlagnahmt, 1917 abgeliefert und durch eiserne ersetzt.

II. Die Markttoruhren.

1639 ist die älteste Nachricht datiert. In diesem Jahre schenkte der Kaufmann Isaak Spiering eine Uhr für den Turm. Dieses dürfte auch die erste Uhr gewesen sein.

1755 erfolgte die Aufstellung einer neuen Uhr mit Schlagwerk.

1777 nach dem Brande des grünen Turmes der St. Nikolaikirche und des Rathauses „ward zur Uhr eine neue Glocke verfertigt, damit sie weiter zu hören wäre als die alte“, weil diese Schlaguhr damals die einzige öffentliche in der Stadt war. Diese Absicht aber ward schlecht erreicht. Denn die neue Glocke hatte keinen stärkeren Ton, als die alte ihn hatte.[3]) Diese Glocke hängt noch heute auf dem Turm; 1805 sollte der Turm, da er sehr baufällig sei, abgebrochen werden. Hiergegen richtete die Bürgerschaft eine Petition an den Magistrat, in welcher um die Erhaltung des Turmes gebeten wurde. In derselben heisst es wörtlich[4]): „Jeder, der seine und seiner Leute

[2]) Magistratsakten.
[3]) Fuchs, a. a. O. Bd. 1 Seite 84.
[4]) Ebenda, II. S. 134.

Arbeiten nach den Stunden abmisst, bittet um die Erhaltung dieses Turms, der nach seiner Lage am schicklichsten Orte steht, wo die Uhr in der Stadt und von dem grösten Teil der Vorstädte gehört werden kann."

1807 im Januar hatte die Bürgerschaft auf ihre Kosten, die durch Beiträge gesammelt wurden, noch die Uhr instand setzen lassen, um eine brauchbare Stadtuhr zu haben. Hieraus ist zu ersehen, wie wenige Uhren sich damals im Privatbesitz befunden haben mögen.

1814 wurde angeregt, die Uhr, die bisher nur volle Stunden schlug, mit einem Viertelstundenschlagwerk zu versehen und die Glocke von 1777 umzugiessen, um ihr einen helleren Klang zu geben. Die Kosten wurden mit 210 Taler veranschlagt.

1819 wurden die Zifferblätter hergestellt, die Uhr zur Hälfte neu verfertigt und dabei ein Viertelschlagwerk angebracht. Die Gewichte bestanden aus eisernen Kästen, welche mit Steinen ausgefüllt waren. Sie war in der Mitte der Stube des Feuerwächters aufgestellt, um sie im Winter im Gange zu erhalten. Heutzutage lächelt jeder Fachmann über diese Fürsorge, denn die heutigen Uhrenöle und Fette sowie die fortschreitende Technik überwinden die Einwirkungen der Kälte. Als neue Uhrglocken sollten Tellerglocken zu 2 und 3 Fuss im Durchmesser gegossen werden. „V o r d e r H a n d", wie es in der Chronik heisst, „ward die alte Uhrglocke und eine kleinere zu den Viertelschlägen, welche aus Eisen ist, aufgebracht." Und so ist es bis heute, nach 107 Jahren, geblieben. Also dieser Zustand, welcher mit „vor der Hand" bezeichnet wurde, dauert nun schon über 100 Jahre! Allmählich wurde der Zustand der Uhr immer schlechter und dadurch die Klagen über den schlechten Gang häufiger.

1848 am 6. April wurde dieselbe nochmals gründlich repariert und hierüber eine öffentliche Bekanntmachung erlassen.[5]) Trotz dieser Reparatur verschlechterte sich der Zustand von Jahr zu Jahr, so dass die Anschaffung einer neuen Uhr, also der dritten, nötig wurde. Es wurde deshalb am 22. Dezember 1856 von der Baudeputation der Beschluss gefasst, wegen Herstellung einer neuen Uhr mit einem Gross-Uhrmacher in Verbindung zu treten. Mehrere Firmen wurden zur Abgabe von Angeboten aufgefordert, und die Wahl fiel am 23. Februar 1857 auf den Gross-Uhrmacher E. Möllinger in Berlin, Zimmerstr. 88. Es wurde demselben der Auftrag auf Lieferung einer eisernen Pendeluhr mit Viertel- und Vollschlagwerk, aber unter Beibehaltung der beiden alten Zifferblätter sowie der Zeiger, am

[5]) Magistratsakten.

24. April 1857 erteilt. Auf Anregung des Fabrikanten wurde die neue Uhr auch mit Minutenzeigern versehen, da die alte Uhr, wie damals üblich, nur Stundenzeiger hatte. Die Uhr kostete fix und fertig aufgestellt 422 Taler.[6])

1857 am Montag, dem 12. Oktober, wurde nach vorheriger Bekanntmachung mit der Aufstellung begonnen. Diese Uhr befindet sich noch heute im Betriebe und kündet den Bürgern von Elbing die Zeit.

Ihr Zifferblatt hat einen Durchmesser von 3,75 Meter. Das Gehwerk besteht aus Metall—Bronze —, die beiden Schlagwerke sind aus Gusseisen hergestellt. (Abb. 1.) DerFabrikant versicherte bei der Abgabe seines Angebotes, dass Gusseisen geeigneter wäre, dem Druck der schweren Gewichte auf die Dauer zu widerstehen als Metall. Die Ansichten darüber haben sich geändert; heute werden die Räder nur aus Metall — allerdings in besonderer Bronzelegierung — gearbeitet. Als Hemmung besitzt die Uhr einen Lepauteschen Stiftengang. Die Gangdifferenz gab der Fabrikant auf eine Minute in acht bis zehn Tagen an und versicherte, ein Werk zu liefern, das „noch nach mehr denn hundert Jahren ein nicht unrühmliches Zeugniß abgeben soll, was die Jetztzeit in diesem Zweige der Uhrmacherei leisten könnte“.[7])

1904 sind die Zifferblätter frisch gestrichen, Ziffern und Zeiger mit 22½ Karat Blattgold neu vergoldet. Diese Arbeit kostete 200 Mark.

1925 im Oktober führte Verfasser dieser Zeilen eine grosse Reparatur aus, zerlegte das Werk vollständig und besserte vorhandene Schäden aus.

Die tägliche Differenz beträgt 3 bis 5 Sekunden, vorausgesetzt, dass keine starken Temperaturschwankungen auftreten. In diesem Falle kommen auch Gangabweichungen bis zu 30 Sekunden täglich vor. Allerdings wird dieses gute Gangresultat nur bei allerbester Pflege erreicht. Für ein Werk der damaligen Zeit eine sehr gute Leistung. Überhaupt kann man sagen, dass das Werk seinem Erbauer heute, nach 70 Jahren, noch alle Ehre macht.

III. Die Kirchenuhren.

Obwohl die Herstellung der ersten Räderuhren zweifellos zuerst in Klöstern stattgefunden hat, und die Uhren von hier aus ihren Weg zunächst in die Kirchen und deren Türme nahmen, finden wir dieselben in Elbinger Kirchen erst verhältnismässig

[6]) Magistratsakten.

[7]) Ebenda.

spät. Kleinere eiserne Uhren werden ja dort vorhanden gewesen sein, nach deren Zeitangaben das Läuten der Glocken vor Beginn der Gottesdienste stattfand, aber Turmuhren, wie das Rathaus schon lange eine solche besass, kamen erst nach dem Einzuge der Reformation in den Kirchen auf..

Es muss auf die interessante Tatsache hingewiesen werden, dass die Kirchen-Turmuhr auf dem höchsten und schönsten Turme, den Elbing hatte, dem grünen Turm von St. Nikolai, erst zu der Zeit aufgestellt wurde, als diese Kirche sich im Besitz der Lutheraner befand. Auch die älteste Turmuhr der Neustadt, die im Glockenturm der Heiligen Drei Königen-Kirche, wurde erst angeschafft, nachdem die Reformation auch hier ihren Einzug gehalten hatte.

Bleiben wir zuerst bei der Uhr der

St. Nikolai-Kirche.

1576 wurde die erste Uhr, welche volle und Viertelstunden schlug, aufgestellt. Dieselbe hatte zwei Zifferblätter, nach Osten und Westen gelegen. Jede Ziffer auf denselben war 1⅜ kulmische Ellen lang.

1746 „ward von dem hiesigen Stadtuhrmacher Meyer ein ganz neues Schlagwerk verfertigt. Während des Baues, damit die Stadt nicht ohne das Schlagen der Stunden und Viertelstunden wäre, wurden sie an der Glocke des grünen Thurmes, welche unter der obersten Kuppel desselben aufgehängt war, angeschlagen, wozu ein Strick diente, der bis in die Wohnung des Stadtuhrmachers hinabreichte.[8]) Die Wohnung, die „der publike Uhrsteller“[9]) inne hatte, befand sich auf der Stelle, auf welcher jetzt das Haus Fischerstrasse 11 steht. Dieses wurde 1787 baufällig und abgebrochen“.

1652 am 25. August, abends 8 Uhr, es war ein Sonntag, traf ein Blitzstrahl die Kirche und „zündete bei dem Zeiger nach Westen“.

1777 den 26. April, vormittags 10½ Uhr, während der Messe, traf wieder ein Blitz den Turm. Derselbe brannte ganz ab, und hierbei wurde auch die Uhr vernichtet.

Die Chronik berichtet noch: „Die Glocke, die volle Stunden schlug, hing gegen 5 Uhr im vollen Feuer und konnte nicht mehr schlagen, da fünf Minuten vorher der Hammer abfiel.“ [10]) Also mindestens 6½ Stunden nach Beginn des Brandes hat die Uhr noch ihren Dienst getan.

---

[8]) Fuchs, a. a. O. Bd. 2 Seite 214.
[9]) Ebenda, II, S. 275.
[10]) Ebenda, II S. 225.

Die zweite Uhr wurde nach Erbauung des neuen Turmes **1908** von dem Fabrikanten Hörz - Ulm a. d. D. geliefert und aufgestellt. Das Schlagwerk schlägt nur volle und halbe Stunden. Der Antrieb des Gehwerks erfolgt minutlich durch konstante Kraft. Es ist dieses das grösste Turmuhrwerk in Elbing. Leider ist die Anlage der Zeigerwerke mangelhaft, so dass die Zeiger dem Einfluss des Windes gegenüber machtlos sind und selten die richtige Zeit angeben.

Jedes der vier Zifferblätter — aus Kupfer — hat einen Durchmesser von 4,30 Meter und wiegt rund 7 Zentner, jede Ziffer hat eine Länge von 60 Zentimeter. Jeder Minutenzeiger wiegt 18 Pfund, jeder Stundenzeiger 16 Pfund. Das Werk hat ein Gewicht von 15 Zentner. Das grösste Rad hat einen Durchmesser von 62 Zentimeter und wiegt mit der Seiltrommel zusammen 220 Pfund. Das Pendel ist 17 Pfund schwer, jedes Gewicht wiegt 5 Zentner, jedes der vier Zeigerwerke 15 Pfund. Die Zeigerleitungsstangen wiegen 130 Pfund, die acht Stück Winkelgetriebe 130 Pfund. Im Kriege 1914—18 wurde der Gemeinde keine der neuen Glocken gelassen; das prächtige Geläute — sechs Stück — kam herunter, um eingeschmolzen zu werden. Daher ist der Schlag der Uhr — es wurde die grösste der Glocken, St. Maria genannt, angeschlagen — seit 1917 verstummt.

Die einzige Uhr der Neustadt war die der

Heiligen Drei Königen-Kirche.

Die Nachrichten über diese Uhr sind recht spärlich.

1575 ist die erste Uhr gefertigt, welche 75 Mark Arbeitslohn kostete.

1601 ist „eine neue Uhr im Glockenturm aufgestellt, die aber nur volle Stunden schlug".

1686 „ward sie eingerichtet, dass sie Viertelstunden schlug. Die erstere Einrichtung hat 141 Florin, die letztere 200 Florin gekostet".[11])

Diese beiden Uhren waren in dem Glockenturm untergebracht, welcher neben der Kirche stand.

1843 wurde die 1601 aufgestellte Uhr von dem Stadtuhrmacher Claassen repariert. Die Kosten betrugen 49 Taler.

Mit dem Neubau der jetzigen Kirche ist auch eine neue Uhr, die Viertel- und volle Stunden schlägt und vier Zifferblätter hat, aufgestellt.

---

[11]) Fuchs I Seite 459.

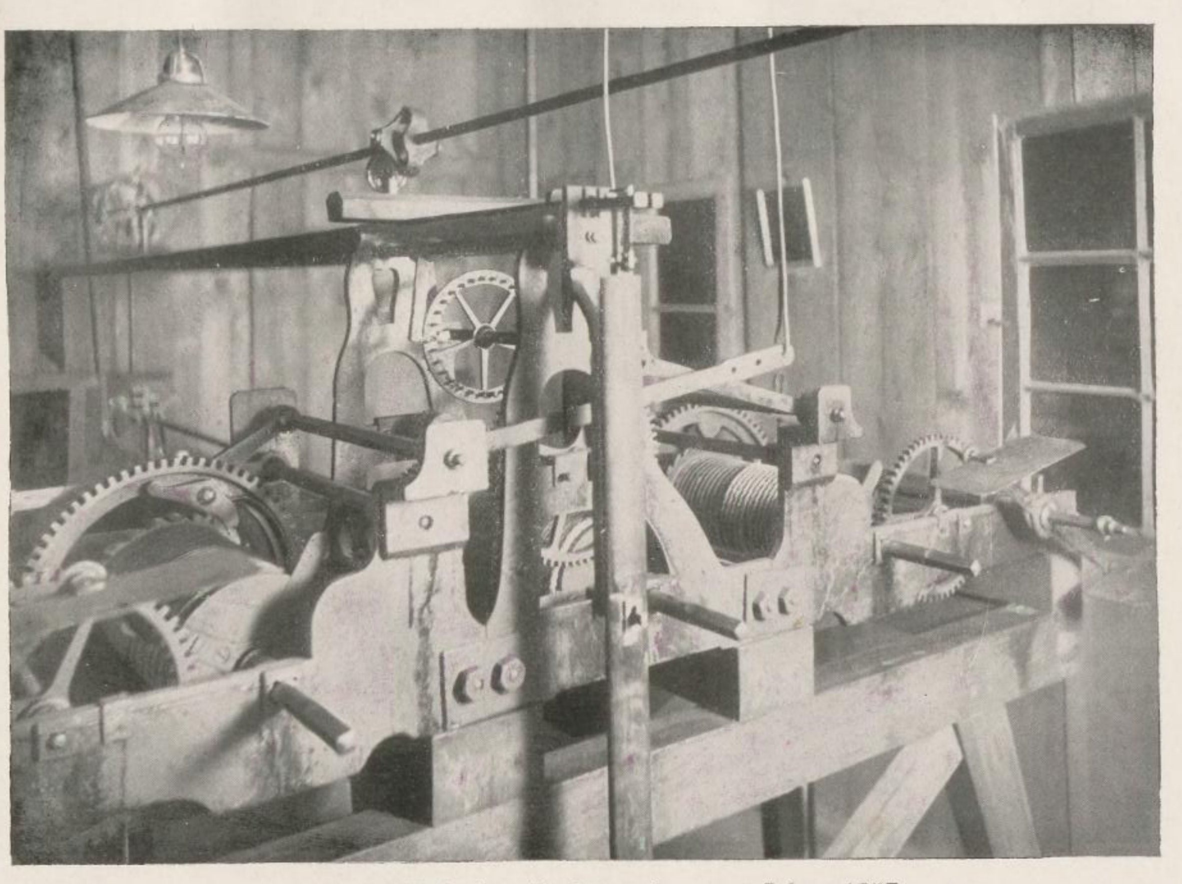


Abb. 1. Werk der Markttoruhr vom Jahre 1857



Abb. 2. Ratsuhr von 1559



Abb. 3. Werk der Ratsuhr von 1559

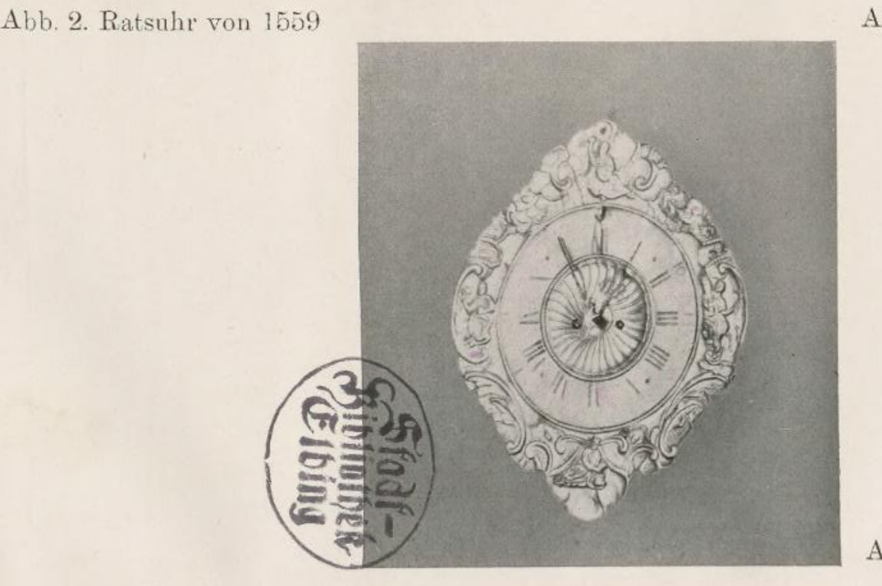


Abb. 4. Hängeuhr mit Spindelgang

Heilige Leichnam-Kirche.

Ebenso spärlich sind die Nachrichten über die Uhr auf dem Turm dieser Kirche. Die erste Mitteilung lautet:

1638 „ward eine Uhr in den Turm gekauft".

1738 „liess der Vorsteher der Kirche, der Kaufmann Thomas Fuchs, durch eine Kollekte, die er unter seinen Freunden hielt, wodurch er 328 Florin 8 gr. zusammenbrachte, die Turmuhr ausbessern und auf der Ostseite des Giebels der Kirche auf seine Kosten eine Uhrscheibe machen, an welcher der Zeiger vermittelst einer Stange, die durch das ganze Dach der Kirche ging, regiert ward".[12])

1826 sagt Fuchs: „Die Scheibe ist noch, aber das Werk ist nicht mehr im Gange."

So ist es auch mit kurzen Unterbrechungen bis heute geblieben, denn nur hin und wieder ist die Uhr im Gange gewesen.

St. Annenkirche.

Die Annenkirche hatte, als sie noch das „Kirchlein auf dem Berge" war, keine Turmuhr. Die Aufstellung der Uhr ist erst mit dem Neubau dieser Kirche im Jahre **1901** erfolgt. Die Uhr stammt von Rochlitz-Berlin, aufgestellt wurde dieselbe durch den Uhrmacher Th. Stäbe hierselbst. Die Uhr schlägt volle und halbe Stunden, hat ein achttägiges Gangwerk mit konstanter Kraft und vier Zifferblätter. Das Werk war auf dem Turm sehr stark den Unbilden der Witterung ausgesetzt und daher total verrostet.

1910 nahm Verfasser dieser Zeilen das Werk vollständig auseinander und reparierte es. Ferner wurde ein Holzgehäuse um das ganze Uhrwerk gebaut; dieses war eine sehr umständliche und zeitraubende Arbeit, weil wegen der engen auf den Turm führenden Treppe nur kleine Teile heraufgebracht werden konnten, die dann oben zusammengesetzt wurden.

Die Glocke, welche für den Stundenschlag benutzt wurde — es war dies die grösste — musste

1917 abgeliefert werden und ist auch für Kriegsbedarf eingeschmolzen worden. Um die Glocke herunterzubekommen, ist sie auf dem Turm zerschlagen worden, da die innere Bauart des letzteren keine andere Möglichkeit zuliess.

Unter meiner Leitung fand in demselben Jahre eine Umlegung des Hammers vom Schlagwerke statt, so dass dieser nunmehr an die noch vorhandene Glocke anschlägt.

---

[12]) Fuchs III Seite 249.

Eine weitere Turmuhr besass das alte Gymnasium, jetzt Mädchen-Mittelschule. Wann die erste Uhr aufgestellt worden ist, lässt sich nicht mehr feststellen. Aus den Akten ist nur zu ersehen, dass „die Uhr auf dem Gymnasio, bestehend aus einem Stundenschlagwerke, mit Gewichten von Feldsteinen, zweyen Zeigern“ [13]), dem Stadtuhrmacher Ludwig Pfalmer am 26. November 1823 in Pflege gegeben worden ist. Dieses Werk befindet sich jetzt nebst dem Zifferblatt im Städt. Museum. Es muss aus dem 18. Jahrhundert stammen.

1898 wurde die zweite Uhr aufgestellt. Dieselbe stammte von Rochlitz-Berlin und wurde durch den Uhrmacher Lessing in Gang gesetzt.

1923 bei dem Brande des Turmes und Daches schmolz die Uhr zum grössten Teil zusammen. Die Reste liegen noch auf dem Boden der Schule, sollen aber auch in das Museum kommen.

1926, Dienstag, den 5. Januar, wurde vom Verfasser dieser Zeilen eine neue Turmuhr geliefert. Genau ausgedrückt ist dieses eine elektrische Uhranlage, d. h. im Rektorzimmer hängt eine Hauptuhr, welche jede Minute einen Stromkreis schliesst, wodurch die beiden elektrischen Nebenuhren, welche sich im Turm auf der Ost- und Westseite befinden, jedesmal um eine Minute fortgestellt werden. Die Zifferblätter haben jedes einen Durchmesser von 100 Zentimeter. Die Hauptuhr betätigt auch automatisch zwei elektrische Läutewerke, welche jeden Tag den Schulanfang sowie den Beginn und das Ende der Pausen anzeigen. Die Gangdifferenz der Hauptuhr beträgt in einer Woche ca. 8 Sekunden. Den für die Anlage erforderlichen Gleichstrom liefert ein Edison-Akkumulator. Diese Turmuhranlage ist am hiesigen Platze zurzeit die neueste und modernste.

Margaretenschule.

Nachdem das Rathaus um 1892 abgebrochen war, wurde die Uhr, welche 1846 dort aufgestellt worden war, in dem Westgiebel der in der Sternstrasse gelegenen Schule aufgestellt. Dieselbe besitzt noch das alte transparente Zifferblatt, welches aber nicht mehr beleuchtet wird, und besteht nur aus einem Gehwerk mit einer Gangdauer von acht Tagen. Die Uhr ist 1926 von den Söhnen des Verfassers gründlich durchrepariert worden.

In dem Westgiebel des Gebäudes der

Loge Constantia zur gekrönten Eintracht

befindet sich auch eine Uhr, die ehemals ebenso wie die städt. Uhren der Stadtuhrmacher in Pflege hatte.

[13]) Magistratsakten.

Nach Fertigstellung des neuen

Städt. Reform-Realgymnasiums

und des Westpr. Taubstummenheims erhielten die Türme derselben je eine Uhr, ebenso wurde auch auf dem turmartig ausgebauten Stabsgebäude der Kaserne eine Uhr aufgestellt.

Innenuhren.

Eine der schon vorhin erwähnten Innenuhren besass die

Marienkirche.

Die Nachrichten über dieselbe sind sehr spärlich. Im Chor der Kirche, an der Südseite, war das Werk der Uhr angebracht, das Zifferblatt dagegen hoch an der Mauer, welche Chor und Kirchenschiff trennt, damit es von der Gemeinde gesehen werden konnte. Es hat aber Zeiten gegeben, in welchen die Uhr als Zeitmesser störend empfunden wurde, denn in einer Anweisung vom 4. Juli 1785 an den Stadtuhrmacher Kühnapfel heisst es: „Die Uhr in der Kirche zu St. Marien ausser Sonnabends und Sonntags aufziehen."[14]) Die Uhr schlug Viertel- und ganze Stunden. Das Werk ist vermutlich bis zur grossen Renovierung der Kirche im Jahre 1887 in Tätigkeit gewesen. Das Zifferblatt von 1,40 Meter Durchmesser mit der Jahreszahl 1717 befindet sich nebst dem Zeiger im Städt. Museum. Das Werk selbst ist verschwunden.

Eine andere Innenuhr besitzt die

Heilige Geist-Kirche.

Es ist eine eiserne Wanduhr aus dem 18. Jahrhundert mit Viertel- und Voll-Schlagwerk. Auf dem Zifferblatt sowie auf den Seitentüren — für letztere ist es eine Seltenheit — befinden sich Darstellungen aus dem Leben Jesu.

1892 reparierte Verfasser dieser Zeilen, als derselbe noch Lehrling bei dem Uhrmacher Lessing war, diese Uhr. Sie hatte bis dahin Aufzugräder für Hanfseile. Diese waren völlig ausgelaufen und wurden durch Kettenräder ersetzt. Mit den damals bei vielen Uhrmachern für Grossuhren unzulänglichen Werkzeugen war es eine entsetzliche Arbeit.

1925 wurde die Uhr, die einer grossen Reparatur bedürftig war, von den Söhnen des Verfassers wieder hergestellt.

---

[14]) Magistratsakten.

Aber nicht nur Räderuhren besitzt Elbing aus früheren Jahrhunderten, sondern auch

Sonnenuhren.

Betrachten wir zunächst das vermutlich ältere Stück. Diese Uhr, ein Holzzifferblatt mit weisser Mitte und schwarzer Umrahmung — in letzterer befinden sich die vergoldeten Ziffern, dazu im richtigen Winkel stehend der schattenwerfende Zeiger, Gnomon genannt —, bietet absolut keinen Anhaltspunkt zur Beurteilung ihres Entstehungsjahres. Sie befindet sich an der in der Spieringstrasse gelegenen Seite des Hauses Alter Markt 14, in früheren Zeiten das Königshaus genannt. Gab sie schon zu der Zeit, als der Polenkönig Johann Kasimir in dem Hause als Gast war, den Anfang des Tages kund, oder zeigte sie erst Jahrhunderte später dem grossen Preussenkönig Friedrich II. die Stunden an? Niemand kann es heute sagen. Die andere Sonnenuhr befindet sich an der in der Schmiedestrasse gelegenen Seite des Hauses Alter Markt 45, Georgenbrüderhaus genannt, wo früher der zweite Artushof stand. Auch dieses Stück bietet keinen Anhalt seines Entstehungsjahres. Diese Uhr hat auf dem Zifferblatt eine Malerei, eine auf eine Armillarsphäre — astronomisches Zeitmessinstrument — schauende Frauengestalt. Darunter befindet sich das Wappen der Altstadt von Elbing. Unter dem Wappen steht:

Renov. 1786
1828, 1860
1878, 1901

Quer über dem ganzen Zifferblatt oberhalb der Figur stehen die lateinischen Worte:

Tempus et Occasio.

Links und rechts sowie unterhalb der Figur hart am Rande befinden sich die Ziffern. Vom Beschauer aus betrachtet in der rechten unteren Ecke stehen die Namen:

Chr. Hingelberg
Abrah. Grübnau
Joh. Convent
Deputierte.

Zum Schluss wollen wir unsere Schritte zum Städt. Museum wenden, um dessen Schätze zu besichtigen.

Wenn auch die Anzahl der dort befindlichen Uhren erst noch bescheiden genannt werden muss, so sind doch Stücke darunter, die wirklich als Seltenheiten angesprochen werden können.

Als ältestes Stück der dort vorhandenen Räderuhren sehen wir im Ausstellungsschrank eine Ratsuhr von 1559. (Abb. 2.) Peter Henlein, ein Nürnberger Schlosser, erfand um das Jahr 1509 eine Uhr, welche in allen Lagen gangbar war, folglich auch als Taschenuhr gebraucht werden konnte.

Nach demselben Prinzip ist diese Ratsuhr gearbeitet. Vermutlich eine Danziger Arbeit — das Danziger Wappen und die Jahreszahl 1559 befinden sich auf dem Zifferblatt, durch den oberen Rand verdeckt —, ist das Werk aus Eisen hergestellt. Eine Kette, wie bei späteren Spindeluhren üblich, kannte man noch nicht, und daher ist an Stelle derselben eine Darmsaite verwandt. Das Werk besitzt eine Löffelunruhe. (Abb. 3.) Schwer zu erklären ist es, weshalb die Uhr einen Wecker hat. Sollten damit die Ratsherren geweckt werden, die während der wichtigen Sitzungen in Morpheus' Armen geruht hatten?

Es sind ferner vorhanden:

1 Sonnenuhr von 1600 mit Gehäuse aus Elfenbein

1 Sonnenuhr aus Silber von Butterfield in Paris (von demselben Verfertiger befindet sich auch ein Astrolabium im Museum)

1 Sanduhr mit 4 Gläsern, dieselbe zeigte damit auch ¼ Stunden an

1 Spindeluhr aus Silber von ca. 1800

1 Spindeluhr aus Silber. Dieselbe hat auch einen Datumzeiger und ist gefertigt vom Uhrmacher Chr. Hinz-Elbing. Dieser war Stadtuhrmacher in Elbing von 1828—1843

1 Zylinderuhr mit einem goldenen Gehäuse, welches noch die bei Spindeluhren übliche Form hat.

Diese Uhr besitzt ein Schlagwerk — Repitition —, ein Spielwerk, in der Art der Schweizer Spieldosen, und ein links gehendes Zylinderrad mit linkem Zylinder. Ein Spielwerk und ein linker Zylinder kommen in Uhren selten vor. Diese Uhr stammt aus dem Besitz des verstorbenen Kaufmanns Silber.

In einem anderen Schrank befinden sich bei den astronomischen Instrumenten:

3 Astrolabien aus Messing. Dieselben sind gefertigt von: Bion in Paris, Chapotot in Paris, Butterfield in Paris. Ein Astrolabium ist ein von Hipparchus konstruiertes Instrument zur Winkelmessung, bestehend aus zwei konzentrischen, gegeneinander verdrehbaren und mit Dioptern versehenen Kreisen.

1 Aequinoktial-Sonnenuhr. Aequinoktium oder Nachtgleiche, die beiden Zeitpunkte im Jahre, an denen Tag und Nacht gleich lang (12 Stunden) sind

1 Sonnenuhr in zylindrischer Form von Endersch aus dem Jahre 1734.

An den Wänden hängen oder stehen, auf verschiedene Zimmer und Etagen verteilt:

1 eiserne Wanduhr
1 eiserne Wanduhr von 1690
1 eiserne Hausuhr von Mathias Barthlewsky, 1788
1 holländische Hausuhr
1 messingne Wanduhr von Ferd. Adolph Pfalmer-Elbing (derselbe war Stadtuhrmacher in Elbing von 1847—1849)
1 Sägeuhr, 17. Jahrhundert, das Gehäuse späteren Datums. Diese Art Uhren erfordern als Triebkraft kein Gewicht und auch keine Feder, sondern ihr Eigengewicht setzt das Gangwerk in Bewegung. An einer gezahnten Stange bewegt sich ein Rad herunter, dessen Zähne in die Zähne der Zahnstange greifen; mit dem Rade ist ein Uhrwerk verbunden, welches sich zugleich mit herunter bewegt und durch seine eigene Schwere die Triebkraft bildet. Die hin und wieder vertretene Ansicht, die Sägeuhr hätte ihren Namen von Seeger = Seiger oder Zeiger, in einigen Gegenden auch die Bezeichnung für das Pendel (Perpendikel), ist eine irrige.
1 Hängeuhr mit Spindelgang. Das Zifferblatt ist aus Messing, getrieben, und zeigt als allegorischen Schmuck:
Frühling, Sommer, Herbst und Winter (Abb. 4)
vermutlich auch 17. Jahrhundert.
1 Hängeuhr von Boudry in Tourcoing.
Diese Uhr besitzt ein Rostpendel mit ungewöhnlich grosser Linse v o r den Gewichten.

Ferner hängt an einer Wand das Zifferblatt der Marienkirchenuhr nebst Zeiger. Jahreszahl 1717. Augenblicklich auf dem Hofe aufgestellt, jedoch vor Regen geschützt, steht das alte Werk der Gymnasiumuhr, allerdings nicht mehr komplett.

Anhang.

Verzeichnis derjenigen Uhrmacher, welchen der Magistrat die städtischen Uhren in Pflege gegeben hat.

Die Akten datieren vom 27. Juni 1780. Als erste wird eine Uhrmacherin Meyer genannt. Der Name Meyer als Stadtuhrmacher befindet sich bereits 1746 in der Chronik der Uhr von St. Nikolai.

1. Meyer, Witwe des Stadtuhrmachers Johann Jacob Meyer, gestorben 27. Juni 1780
2. Kicktuhn, 27. Juni 1780 bis 11. September 1780.

3. Döring, N., bisher Stadtuhrmacher in Konitz, 11. Sept. 1780 bis 8. Juni 1785, gestorben
4. Kühnapfel, Carl, 8. Juni 1785 bis 18. Februar 1793, gest.
5. Kühnapfel, Maria, Witwe des vorigen, bis 3. März 1795
6. Vanselow, Daniel Friedrich, aus Dt. Krone, gewählt 4. Aug. 1794. Trotz seines Versprechens, Michaelis 1794 die Stelle zu übernehmen, kam derselbe nicht nach Elbing, schrieb nicht einmal ab. Der Magistrat wählte daher
7. Zoll, Benjamin, 3. März 1795 bis 8. Oktober 1804
8. Stooss, Gottfried, 8. Oktober 1804 bis 15. Oktober 1823, gest.
9. Stooss, Maria geb. Strohfeld, Witwe des vorigen, 15. Okt. 1823 bis 26. Nov. 1823
10. Pfalmer, Joh. Ludwig, der ältere, 26. November 1823 bis 31. März 1828
11. Hinz, Chr., 1. April 1828 bis 1. April 1843
12. Claassen, Ludwig, 1. April 1843 bis 31. Dezember 1846
13. Pfalmer, Ferd. Adolph, 1. Jan. 1847 bis 31. März 1849
14. Hinz, August, 1. April 1849 bis 1. April 1855. Das Aufziehen besorgte ein Schlossermeister B. Hinz.
15. Leonhardt, F. W., 1. April 1855 bis 9. Juli 1856

16. Preuss, Christian, Schlossermstr., 10. Juli 1856 bis 31. Dez. 1856	Die Aufsicht hatte Uhrmacher A. Hinz
17. Hinz, Benjamin, Schlossermstr., 1. Jan. 1857 bis 1. April 1867	
18. Grau, Heinrich, Monteur, 1. April 1867 bis 1. April 1877	

19. Lessing, Rudolf, Uhrmacher, 1. April 1877 bis 1. April 1879
20. Firma Hinz, August, Inhaber: die Witwe von Aug. Hinz, Eleonore, und deren Sohn Gustav, Uhrmacher, 1. April 1879 bis 22. Dez. 1893, nach dem Tode von Gustav Hinz
21. Hinz, Eleonore, vom 22. Dezember 1893 bis 1. Okt. 1894
22. Lessing, Rudolf, Uhrmachermstr., 1. Okt. 1894 bis 1. April 1904
23. Moeck, Johannes, Uhrmachermstr., 1. April 1904 bis 1. April 1925
24. Firma Link, Wilhelm, Uhrmachermstr., Inhaber: Wilhelm Link, Curt Link, Erich Link, seit 1. April 1925.

Elbinger Modekarikaturen aus dem Jahre 1621.

Von Hanns Bauer.

(Mit 15 Abbildungen.)

Auf den Elbinger Maler Adam Wolski oder Volscius († 1636) und seine Spottbildchen über die heimische Mode hat zuerst Ernst August Hagen vor 75 Jahren in den Neuen Preussischen Provinzial-Blättern hingewiesen.[1]) Die Zeichnungen — es handelt sich um 32 Blätter, meist nur in Spielkartengrösse — waren damals im Besitz des Danziger Arztes und Bibliophilen Karl Ludwig v. Duisburg, der sie aus der Kunstsammlung des 1842 in Danzig verstorbenen Divisionsauditeurs Würtemberg erhalten hatte.[2]) Wie es scheint, ist diese kleine Sammlung das Einzige, was uns von den Werken Adam Wolskis verblieben ist und über sein Können, wenn auch nur sehr dürftig, Aufschluss zu bieten vermag.[3]) Obwohl nun die Beschreibung und Beurteilung der Zeichnungen durch einen Kenner wie Hagen hinreichend darzutun schien, dass man es hier mit keinem schlechten Künstler zu tun habe und dass die Karikaturen auch in kulturgeschichtlicher Hinsicht einige Beachtung verdienten, so sind diese doch bisher nicht weiter bekannt geworden.[4]) Erst die kürzliche Auffindung von Kopien durch

[1]) Hagen, Zur Geschichte der Kunst in Preussen, 2. Die Zeichnungen Adam Volscius' mit den Versen Friedrich Zamehls. Neue Preuss. Prov. Blätter Bd. 11, 1851, S. 401 ff.

[2]) a. a. O., S. 401, Anm. 1; v. Duisburg starb 1868. Vgl. die Kataloge der Würtemberg'schen und v. Duisburg'schen Sammlungen in der Danziger Stadtbibliothek. — Über frühere Besitzer der Zeichnungen s. Anm. 9.

[3]) Von sonstigen Arbeiten Wolskis liegen nur sehr dürftige Nachrichten vor. In den Variantes Lectiones von J. H. Dewitz und D. G. Fuchs (Stadtarchiv Elbing E 112), S. 350a, wird berichtet, dass Wolski „das Gericht Salomonis, so in der Rahts-Stube stehet, gemahlet" habe. Das Gemälde ist wohl bei dem Rathausbrande von 1777 vernichtet worden. Ferner hat W. 1626 einige Malereien für das Zamehl'sche Haus angefertigt. Vgl. Friedr. Zamehl, Epigramma de Adama Volscio pictore sollertissimo Silvani et Thetidos, 1642, dazu Hagen, a. a. O., S. 413.

[4]) Nur zwei (Windmühle und Lastträger mit Halskrause) sind veröffentlicht. Vgl. A. Lindner, Danzig (Berühmte Kunststätten Bd. 19) 2. Aufl. 1913, S. 51, u. H. Bauer im Danziger Heimatkalender a. d. Jahr 1926. Hrsg. v. d. Vereinigung für Volks- und Heimatkunde im Dt. Heimatbund, Danzig. Jg. 2, S. 67.

Dr. Walther Recke im Danziger Staatsarchiv[5]) lenkte die Aufmerksamkeit wieder auf den Elbinger Zeichner. Wenn auch bei der Durchsicht der Originale, die sich heute im Kupferstichkabinett zu Berlin befinden, nicht ganz die von Hagen geweckten Erwartungen erfüllt wurden, so dürfte doch die Wiedergabe wenigstens einiger Proben der Sammlung gerechtfertigt erscheinen.

Die Zeichnungen stammen aus der armseligen Hinterlassenschaft Wolskis, der einst als Flüchtling aus Mähren nach Preussen gelangt war und in Elbing eine bescheidene Existenz gefunden hatte.[6]) Einer seiner Freunde und Verehrer, der „Dichter des Drausensees“ Friedrich Zamehl (1590—1647), berichtet, wie er nach dem Tode Wolskis 1636 jene wenigen „Reliquien vor dem Untergange gerettet“ habe.[7]) Er versah die Blättchen später mit erklärenden lateinischen Distichen, die freilich in ihrer Witzlosigkeit und Geschraubtheit mehr verderben als bessern, fügte noch ein Lobgedicht auf den Verstorbenen und seine für das Zamehlsche Haus gefertigen Gemälde hinzu[8]) und stellte das Ganze in ziemlich willkürlicher Folge zu jenem Querquartbändchen zusammen, wie es noch heute vorliegt.[9])

Mit Ausnahme eines vereinzelten Stückes, einer Kreidezeichnung von 1622 mit vier Porträtfiguren[10]), enthält die Sammlung nur den erwähnten Karikaturenzyklus. Es sind 31 Federzeichnungen, die — nach der Datierung einiger Blätter — im Jahre 1621, bald nach Wolskis Ankunft in Elbing, entstanden sind und in vier Gruppen zerfallen. Mit einem spielerisch freundlichen Humor, der in seiner grotesken Übertreibung niemand verletzen kann, macht sich der Künstler über die elegante Jungmännerwelt Elbings und ihre Modeäffereien her, wobei auch sonst noch manches bespöttelt wird, was dem Zugewanderten an seinen neuen Landsleuten auffiel, besonders ihre grosse Trinkfreudigkeit. Ja, eine Gruppe dieses Zyklus, die leider nur

[5]) Drei Kartons mit Bleistiftkopien von ungeübter Hand, die vermutlich bei Durchsicht des Würtemberg'schen Nachlasses 1842/43 angefertigt wurden.

[6]) Hagen, S. 402 f.

[7]) Vgl. Zamehls Verse in Wolskis Karikaturenbuch Bl. 23, 37, 38; Hagen, S. 407. Über Zamehl vgl. Toeppen, Die Elbinger Geschichtsschreiber, Ztschr. d. Wpr. Gesch.-V. 32, 1893, S. 12 ff. — Die Zeichnungen sind von Zamehl beschnitten und auf Blätter aufgezogen worden.

[8]) S. oben Anm. 3.

[9]) Nach der Eintragung auf dem Vorsatzblatt kam das Büchlein von Friedrich Zamehl auf seinen Sohn Gottfried Zamehl († 1684). Ein weiterer Besitzer war Joachim Trzebiatowski, „Buchhalter bey der Cron Artillerie“, der es 1754 an einen J. E. verkaufte. (Vgl. Innenseite des vord. Einbanddeckels.)

[10]) Schwarze Kreidezeichnung mit Rötel schattiert, Bl. 39. Erläuterungen zu der Szene bei Hagen, S. 403 f., dazu F. Neumann, ebenda Anm. 3.

noch mit zwei Blättern vertreten ist, war speziell der Schwelgerei in der damals sehr wohlhabenden Stadt gewidmet.[11]) Von den übrigen drei Serien beschäftigt sich eine mit der Mode des grossen Filzhutes (16 Blatt) und eine mit der grossen Halskrause (9 Blatt), während die letzte Gruppe offenbar der berühmten Pluderhose gegolten hat. Von dieser Reihe ist nichts mehr vorhanden, aber dass sie einmal bestand oder zum mindesten geplant war, beweist das schlecht erhaltene vorletzte Blatt des Büchleins, das die Verbrüderung zweier wandelnder Hosen mit zwei Trägern von Riesenhüten und Riesenkragen darstellt und m. E. als Titelbild des ganzen Zyklus zu gelten hat.

Die Hutserie wird durch die mit Monogramm und genauem Datum[12]) versehene Darstellung eines „Pileatus", eines Hutträgers, eingeleitet (Abb. 1). Mit flottem, sicherem Strich, der eine recht geschickte Hand verrät, ist die Figur aufs Papier geworfen. Die zwanglos herrische, etwas großspurige Haltung, wie sie diesem damals neuen, am soldatischen Muster sich heranbildenden Kavaliertyp eignet, ist trefflich gegeben, in deutlicher Empfindung des Gegensatzes zur älteren Generation, die noch unter der Herrschaft der spanischen Mode mit ihrem salonmässig zierlichen Wesen aufgewachsen war. Mit Ausnahme des grossen Filzhutes hat Wolski hier nichts karikiert. Und selbst diese Übertreibung erscheint unserem Auge nicht allzu stark und entbehrt heute ihrer ursprünglichen Komik, weil sich unserer Vorstellung unwillkürlich die bekannten Kostümbilder der Folgezeit aufdrängen, die solche Hutgrössen in voller Wirklichkeit zeigen. Und durch ihren abenteuerlichen Federschmuck „à la Fuchsschwanz" ist die Hutmode ja später noch viel weiter gegangen, als die Phantasie des Zeichners von 1621 es zu träumen gewagt hätte.[13]) Als Wolski seine Bildchen machte, befand sich der Krempenhut eigentlich noch in einem ganz erträglichen Stadium. Er war einfach, praktisch, kleidsam, nicht kostbar und verdiente fraglos den Vorzug vor dem spitzen spanischen Hütchen der bisherigen Mode, das innen mit Draht ausgesteift war, das keinen schützenden Rand hatte, dafür aber aus Samt oder Seide

---

[11]) Ein durch Schellacküberzug stark gebräuntes Blatt stellt die tafelnden Brüder der St. Georgs- u. St. Martinsbank vom Elbinger Artushof dar, wie sie von Teufeln in den Höllenrachen gezerrt werden. Um dieselbe Zeit ist auch bei den Danziger Artushofbruderschaften eine zunehmende Schlemmerei zu beobachten, vgl. P. Simson: Der Artushof zu Danzig, 1900, S. 188 ff. u. 206 f. — Die andere Zeichnung s. Abb. 15.

[12]) A. V. fecit 2. (Sonnabend) 8bris Ao 1621. Hinter der 2 ist das astronomische Zeichen für Sonnabend eingefügt.

[13]) Vgl. z. B. die Darstellungen französischer Kavaliere a. d. J. 1629 von Abraham Boße. Schon die Callot'schen Figuren haben kl. Federhüte (1617).

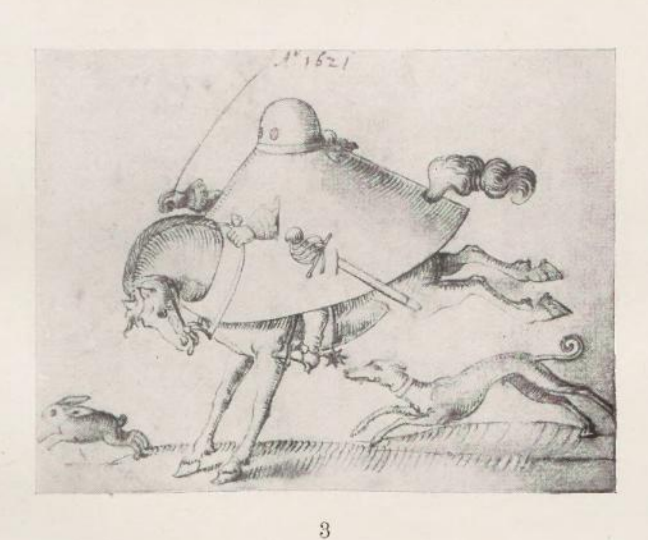
Aus Wolskis Karikaturenbuch



1
Wolski, Bl. 7. Federz. in Sepia
13,8 : 8,8 cm



2
Bl. 24. Federz. in schwarz
11 : 7,3 cm

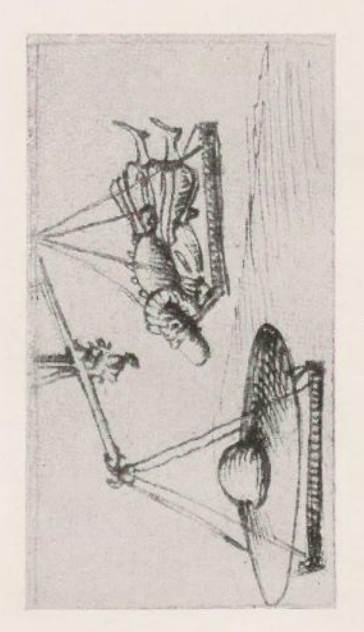


3
Bl. 6, schwarz mit Lavierung, 14,1 : 18,8 cm

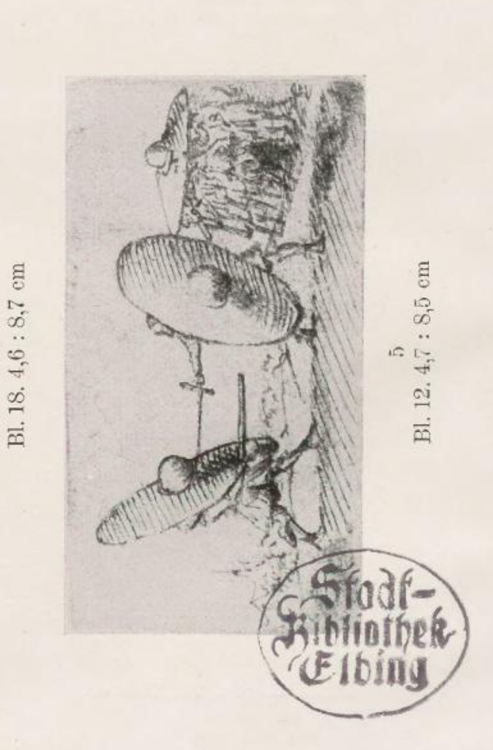


6
Bl. 20. 4,7 : 8,7 cm

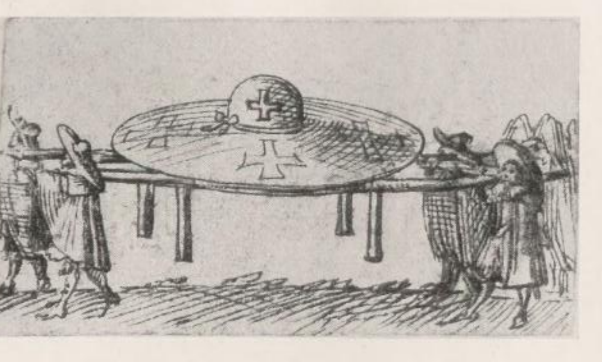
7
Bl. 15. 4,6 : 8,6 cm



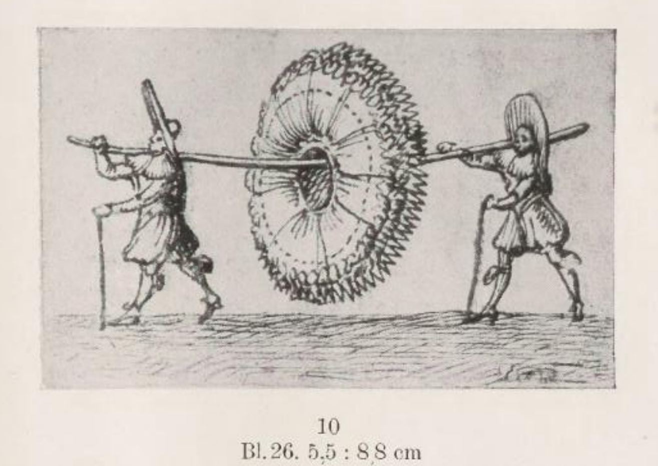
4
Bl. 18. 4,6 : 8,7 cm



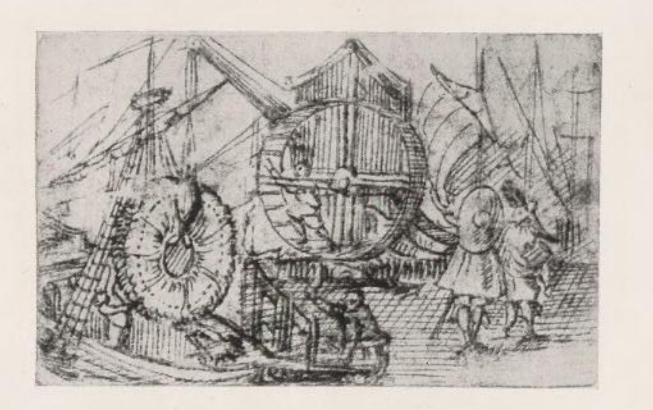
5
Bl. 12. 4,7 : 8,5 cm



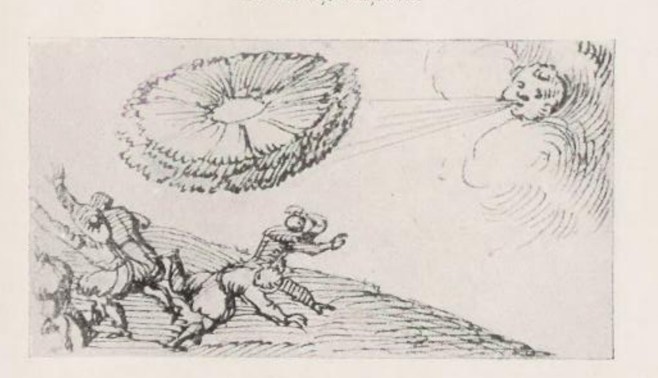
8
Bl. 19. 4,7 : 8,7 cm



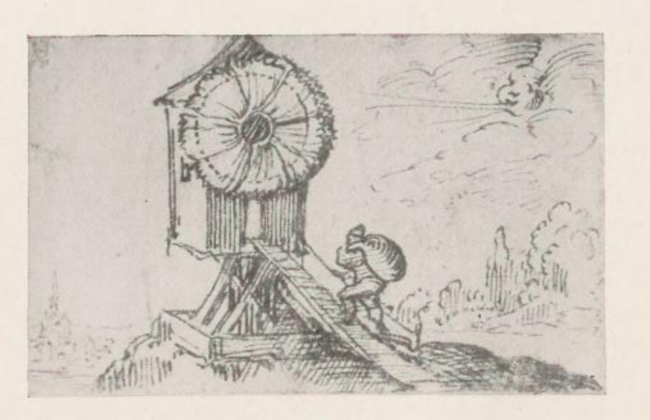
10
Bl. 26. 5,5 : 8,8 cm



9
Bl. 25. 5,6 : 8,9 cm



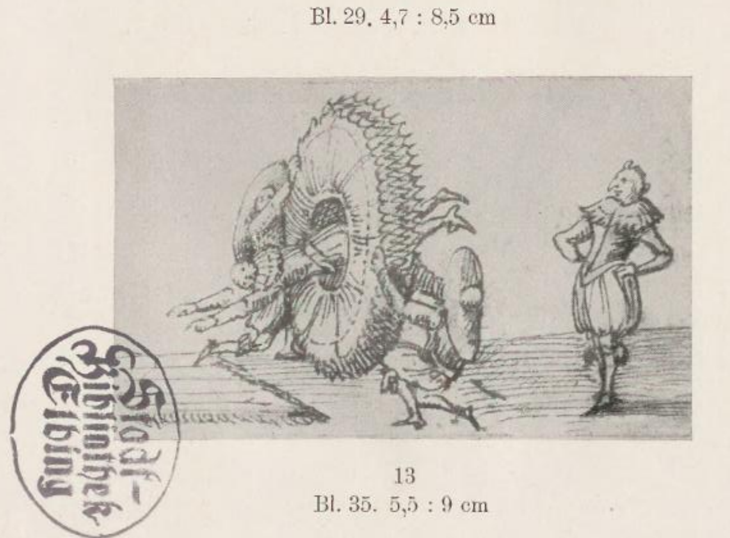
11
Bl. 31. 4,7 : 8,5 cm



12
Bl. 29. 4,7 : 8,5 cm



14
Bl. 36, mit leichter Lavierung, 5,5 : 8,9 cm



13
Bl. 35. 5,5 : 9 cm



15
Bl. 13. 5,4 : 8,8 cm

sein musste und allerlei teure Schnüre und Spangen zur Verzierung verlangte. Nicht mit Unrecht hatte daher mancher dies Hütchen als ein unnützes und hoffärtiges Ding bezeichnet. Wenn nun die neue Kopfbedeckung trotz ihrer Vorzüge den Künstler zur Satire reizt, so ist er damit eben nur der Sohn seiner Zeit, einer Zeit, die mit dem „zucht- und ehrvergessenen" Modeteufel in heftigstem Kampfe lag. Wenn Wolski auch zum Glück nicht zu jenen brav-bornierten Eiferern gehört, die die Christenheit von der Mode befreien wollten, die ihr eigenes lächerliches Habit als das althergebrachte und einzig ehrbare ansahen, ohne zu merken, dass dieses gleichfalls einst von der Mode diktiert war, so steckt doch auch in ihm etwas von jenem Misstrauen, das dem Neuen nicht gerecht wird, eben weil es neu ist.[14]) Es ist nicht allein die ihm zu ausschweifend und närrisch dünkende Hutkrempe, die seinen Spott herausfordert. Ihn ärgert die ungewöhnliche, revolutionäre Kopfbedeckung überhaupt; sie ist für ihn der grobe, gemeine Filz, der sich aus der niederen Region des Bauern- und Kriegsvolks[15]) in die gute Gesellschaft einzudrängen wagt, ein unmögliches Monstrum, das schwerer ist, so witzelt Wolski, als ein spanischer Hut samt seinem ganzen Träger! Man sehe nur, wie es dem Herrn Lento ergangen ist, als er sich wiegen liess. (Abb. 4.)

Und mit diesem Scherzbildchen beginnt der Künstler, der Elbinger Jugend, die sich so anstandswidrig bekleidet auf den Gassen sehen lässt und womöglich noch auf ordentliche Bürgersleute herabsieht, vorzuführen, was eigentlich an ihrer herrlichen Hutnovität daran ist. Zu nichts ist der Filz zu gebrauchen, höchstens zu allerhand Dummheiten. Etwa wenn die wilden Herren Studiosi miteinander fechten wollen, dürfte der dicke, grosse Hut als Schild gute Dienste leisten (Abb. 5). Auch ist die Krempe breit genug, um als Schauplatz für eine solenne Kneiperei in Betracht gezogen zu werden (Abb. 6). Diese Szene ist recht gut komponiert und gehört in ihrer Lebendigkeit und Drollig-

[14]) Auch die Elbinger „Hochzeit- und Kleider Ordnung" von 1630, Abschn. 19, wendet sich nicht nur gegen den Prunk mit teuren Stoffen und Zieraten, sondern auch gegen die ärgerniserregende Sucht, sich mit neuen Mustern hervorzutun.

[15]) Zamehl, der spätere Kommentator Wolskis, macht die Schweden dafür verantwortlich, die grossen Schlapphüte und ebenso die grossen Halskrausen nach Preussen gebracht zu haben. Vgl. die Verse auf Bl. 4b u. 22b des Karikaturenbuches. Doch hat hier den Dichter seine Erinnerung getäuscht. Denn von einer Nachahmung schwedischer Kostümbesonderheiten kann erst später, zur Zeit der Besetzung Elbings durch Gustav Adolfs Truppen 1626 bis 1636, die Rede sein, während man sich sonst in den preussischen Hansestädten nach niederdeutschem und holländischem Vorbild zu tragen pflegte. In Elbing, dem Sitz der Eastland Company, mögen sich die jungen Stutzer gelegentlich auch noch einer englischen Modeneuheit bedient haben. S. Abb. 9, eine Halskrause aus England.

keit zu den bestgelungenen des ganzen Zyklus. Begegnet aber solch ein geckenhafter Pileatus einem Freund, so kann er ihm gar nicht ins Gesicht sehen, sondern muss erst mühsam die Krempe aufheben. In der Sonnenglut versagen dem Jüngling unter seiner Hutlast bald die Knie, und er muss wie eine Schildkröte am Boden kriechen. Höchst phantastisch ist die Jagdszene, in grösserem Format, als die übrigen Bilder (Abb. 3). Sie zeigt einen Reiter, dessen Riesenhut ihn selbst und sein Ross fast ganz bedecken. Ehe er das verfolgte Häschen zu erreichen vermag, wird er von seinem Panzerhut erdrückt. Der Hase bemächtigt sich des gefallenen Feindes und lässt ihn am Bratspiess schmoren, über der Feuerstelle ist der Hut angebracht, welcher nun als Schornstein dienen muss. (Abb. 7.) Endlich treibt die Hasenwelt ihr Spiel mit dem erbeuteten Hutungetüm und benutzt es als Lagerstätte. Den Schluss der Serie macht die Darstellung eines Leichenbegängnisses. Der Künstler gönnt dem totgehetzten Filz wenigstens ein christliches Begräbnis. Mit Kreuzen geschmückt, die denen des Elbinger Wappens nachgebildet sind, wird er in feierlichem Zuge aus dieser Welt hinausgeleitet. (Abb. 8.)

Bedeutete der grosse Krempenhut ein Novum, das der spanischen Tracht wesensfremd und feindlich entgegentrat, so war die grosse Halskrause die eigenste Erfindung der spanischen Mode, ja eines ihrer Hauptmerkmale. Ein Muster von Unbequemlichkeit durch ihren Umfang und die brettartige Steifheit, ein überaus kompliziertes, empfindliches und kostbares Putzstück, das seinem Träger gar manche stille Qual bereitete. Der Wunsch nach freierer Bewegung des Halses führte die Männermode dazu, diesen „Mühlsteinkragen" in weichem Gefältel herabfallen zu lassen. Der Umfang blieb zunächst derselbe wie bisher, wuchs aber dann allmählich, so dass die Schultern schliesslich ganz bedeckt wurden. Während diese Entwicklung in den westlichen Ländern bereits im Gang war[16]), hielt sich, wie das Bild des Pileatus (Abb. 1) beweist, die Elbinger Kragenmode um 1621 durchaus noch in bescheidenen Grenzen. Das hindert Wolski indessen nicht, diesen Fallkragen dennoch unmässig gross zu finden. Auch hier ist es ihm also mehr um die neue ungewohnte Form überhaupt zu tun, die der Anhänger des Alten ohne Rücksicht auf ihre Vorzüge ablehnt. Die Titelfigur der zweiten Serie, ein Kavalier in Tanzstellung (Abb. 2) ist barhäuptig, damit zugleich sichtbar wird, was der abscheulich weibische Kragen, der fast einem Schultermäntelchen

---

[16]) Vgl. z. B. das Gemälde von Duyster: Die Hochzeit des Adriaen Ploos van Amstel von 1616. — Neben der weichen Halskrause gab es noch Scheiben- und Umlegekragen, die oft dasselbe Mass hatten wie Wolskis übertriebene Krausen.

gleicht, noch für weiteres Unheil gestiftet hat, nämlich eine neue Haarmode.[17]) In neckischen Szenen, die teilweise sehr lebensvoll ausgeführt sind und manches kulturgeschichtliche Detail enthalten, wird nun die komische Rolle der Halskrause gezeigt. Auf einem Elbinger Hafenbild sieht man, wie sie mit dem Kran, den das Tretrad bewegt, von einem englischen Schiff gehoben wird (Abb. 9). Von zwei Männern muss sie dann an der Stange fortgeschafft werden. (Abb. 10.) Unsägliche Mühe verursacht der Transport den Berg hinauf. Dank ihrer Grösse kann die Krause aber eine Windmühle treiben (Abb. 12; im Hintergrunde links die Nikolaikirche). Die Krause gibt ferner ein prächtiges Feld für Hetzjagden ab, sie dient als Sprungreif für die turnenden Studenten des Gymnasiums (Abb. 13), als Zielscheibe für ihre Schiessübungen, als behaglicher Nistplatz für die Tauben. Doch wehe, wenn der Sturm ein solches Kragenungetüm losreisst und vor sich herjagt, dann flüchten die kleinen Menschen in wahnsinnigem Schreck nach allen Seiten (Abb. 11). Dem schlafbedürftigen Zecher aber ersetzt die Krause das Federbett, während ihm sein Riesenhut als Matratze dient (Abb. 14). Angefügt sei hier noch die köstliche Zeichnung aus der Serie über die Schlemmerei, einen Trinker darstellend, der unaufhörlich sich aus sich selbst heraus zu bedienen versteht (Abb. 15).

Die nicht mehr erhaltene Bilderreihe über das neue Beinkleid wird in ähnlicher Weise wie die Hut- und Kragenkarikaturen ausgeführt gewesen sein. So widersinnig und unbequem die steifen, kugelförmigen Höschen der spanischen Mode, die kaum den halben Oberschenkel bedeckten, auch sein mochten, sie scheinen dem Künstler doch besser als die weite, hängende Form, die, wenn auch nicht kleidsamer, so doch wesentlich angenehmer für den Träger war.

Die von Wolski gezeichneten Elbinger Modebilder von 1621 gehören kostümgeschichtlich in die Übergangszeit von der spanischen Tracht zu der des 30jährigen Krieges. Die Tendenz zur Befreiung aus der Enge und Steifheit ist bereits deutlich sichtbar, wenn auch gegenüber der Mode von 1630 die einzelnen Kleidungsstücke, mit Ausnahme des Hutes, noch den alten Formen näher stehen. Gleichzeitige Kostümbilder aus Frankreich und Holland zeigen, dass man dort schon um ein Stück weiter war. Irgendwelche einheimischen Besonderheiten sind nicht zu erkennen. Sie waren ohnehin damals bei der Männer-

---

[17]) Die steife, hinten hochstehende spanische Krause hatte die Männer genötigt, ihr Haar kurz zu tragen. Mit dem Fallkragen hörte dieser Zwang auf, man durfte wieder allerlei Frisierkünste treiben, und der Weg für die Perücke war frei geworden. Die ersten Perücken tauchten um 1615 in Frankreich auf.

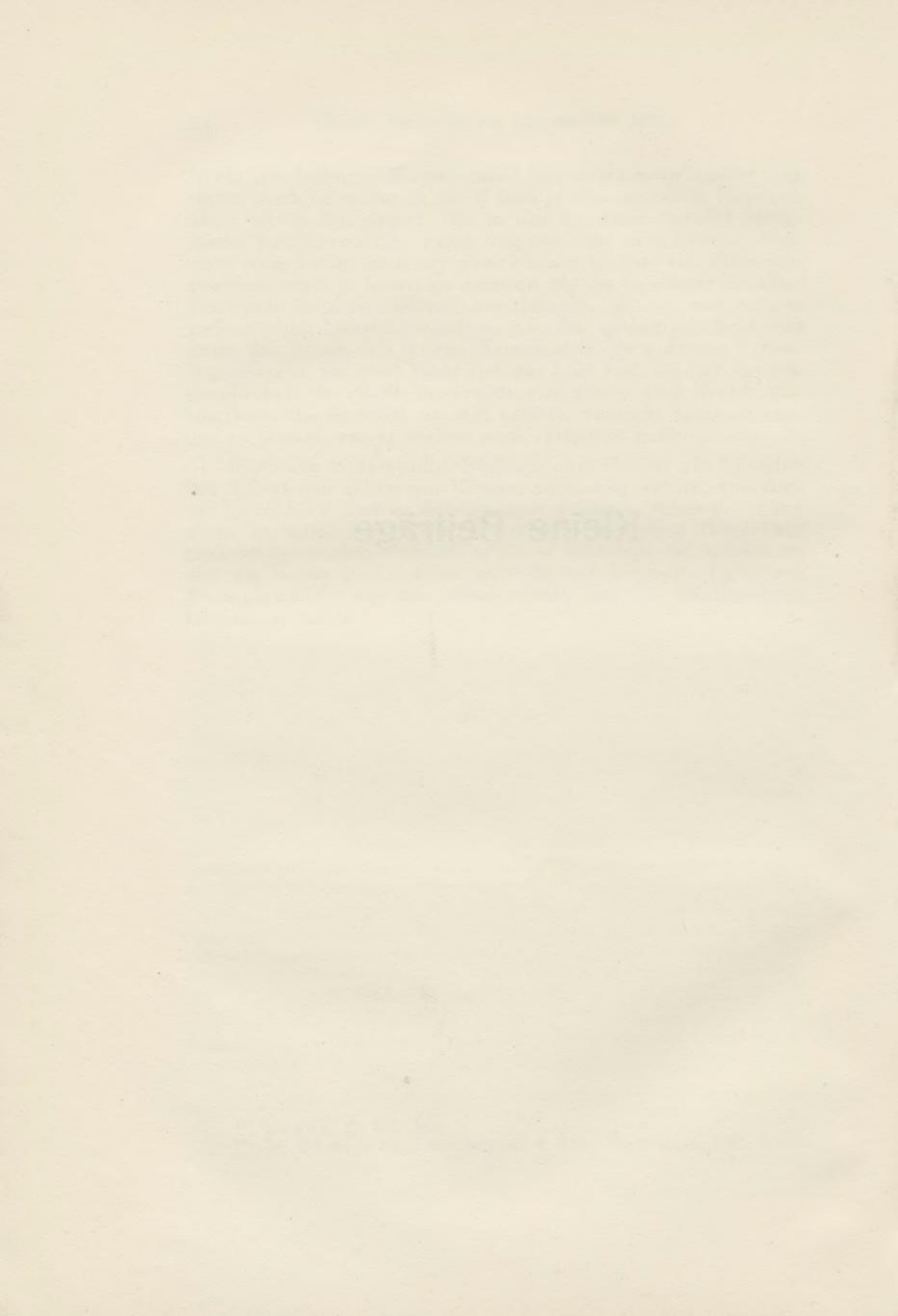
tracht der höheren Bürgerschicht kaum mehr vorhanden, und zudem handelte es sich ja für Wolski gerade um solche Elemente unter seinen Mitbürgern, die in der Annahme fremder Modestücke besonders eifrig waren und das Alte verachteten. Aber wenn diese Bilder auch nur einer kleinen Gruppe von Elbingern gewidmet sind, so haben sie dennoch für die heimische Kostümgeschichte insofern allgemeinere Geltung, als — von einigen geckenhaften Übertriebenheiten, wie den gewaltigen Schleifen unter den Knien, den langen Manschetten, der koketten Frisur, abgesehen — die neue Mode sich gar bald auch bei der übrigen Gesellschaft der Stadt durchsetzte und gewiss auch Wolski das tragikomische Geschick an sich erlebte, nunmehr anzuerkennen und zu tragen, was er gestern noch verspottet hatte.

Nach den vorliegenden Bildchen darf Wolski als Künstler von Talent und achtbarem Können angesehen werden, von dem wir gern noch andere Schöpfungen erhalten wüssten. Aber wenn er auch mit Ehren in unserer heimischen Geschichte genannt zu werden verdient, so ist es jedenfalls bei weitem zu viel des Guten getan, wenn man ihn mit Duisburg[18]) und Pompecki[19]) als den Chodowiecki des 17. Jahrhunderts bezeichnen wollte.

---

[18]) Hagen, S. 402, Anm.
[19]) Br. Pompecki, Literaturgesch. d. Prov. Westpreussen 1915, S. 66.

Kleine Beiträge



Elbinger Gaststätten- u. Straßenordnungen aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Von Hermann Fischer.

Wohl mancher Elbinger Bürger hat, wenn er mit lieben Freunden im heiteren Gespräch in einem ruhigen Eckchen beim Glase Bier sass, mit Bedauern vom Eintritt der Polizeistunde Kenntnis genommen. Und doch hätte er allen Grund, zufrieden zu sein in dem Gedanken, dass die Verordnungen[1]) über die Schliessung der Lokale am Abend vor 500 Jahren weit härter waren.

Kein Schankwirt durfte sein Haus für die Gäste länger geöffnet haben als im Winter bis 9 Uhr, im Sommer bis 10 Uhr abends. Nach dieser Zeit war es ihm verboten, sowohl seinen Gästen Bier aufzutragen als auch es in Krügen in und ausser dem Hause zu verkaufen.[2]) Die Überschreitung dieser vom Rat der Stadt im Einverständnis mit dem Hauskomtur von Elbing festgesetzten Zeit zog für den Krüger, wie die Gastwirte damals genannt wurden, eine Geldstrafe von einem Vierdung[3]) nach sich.

Da es wahrscheinlich damals genau so wie heute Gäste gab, die unter allen Umständen noch eine Weile sitzen bleiben

[1]) Drei dieser Verordnungen, Willküren genannt, sind uns in einer Abschrift aus dem verloren gegangenen alten Wettbuch der Altstadt Elbing von Jakob Wunderlich Sekretarius († 1691) in dessen Elbingensia, Elbinger Stadtarchiv H 16, erhalten. Die erste betrifft den Schluss des Bierausschanks, den Bierpreis und das Spielverbot und stammt aus dem Jahre 1421. Die zweite verbietet die nächtliche Ruhestörung. Sie ist undatiert, muss aber ihrer Einordnung nach in der Zeit von 1422 bis 1428 erlassen worden sein. Die dritte ist gleichfalls undatiert, stammt ihrer Einordnung nach aus der Zeit von 1411 bis 1413 und bezieht sich auf den Ausschank an Sonn- und Feiertagen.

[2]) „Es soll kein bier Zapper sein hausz offen halten den wintter obir, Alsz von Barthelemei bisz zu pfingsten, lenger den zu 9 der Glocke, darnach er Niemand bir aufftragen, noch Verkauffen soll, binnen ader baussen hauses, bey Verlust eines Vierdings. Den Sommer über, alsz von pfingsten bisz zu Bartholomei, So mag man bir zappen bisz zu zehn der Glocke.“ a. a. O. S. 474.

[3]) 4 Vierdung = 1 preussische Mark, in Reichswährung (nach der Tabelle bei Max Foltz, Geschichte des Danziger Stadthaushalts, Danzig 1912, S. 17) = 5,16 Mark.

wollten, war es ausdrücklich verboten, sich tätlich oder auch nur mit Worten gegen den Wirt aufzulehnen, wenn dieser zum Verlassen der Gaststätte aufforderte. In diesem Falle wolle man, so heisst es in der Verordnung, mit dem Übeltäter „Alszo richten, dasz sämtliche andere daran werden Gedencken".[4]) Das Strafmass wurde also offenbar von Fall zu Fall je nach den näheren Umständen festgesetzt.

An Sonn- und Feiertagen mussten die Gasthäuser ihren Ausschank geschlossen halten, bis die „Hohe Messe" vorbei war. Kein Gastwirt durfte früher den Gästen das Betreten seiner Gaststätte erlauben, widrigenfalls ihm eine Geldbusse von einer preussischen Mark[5]) auferlegt wurde.[6]) Jedoch war es ihnen gestattet, Wein, Met oder Bier abgefüllt an Ordensritter, Reisende oder „Sonsten Erbahre Gäste", besonders wenn diese es sich nach ihrer Herberge holen liessen, nicht aber „Trunkenbulden" zu verkaufen.[7])

Glücksspiele aller Art waren genau so wie heutzutage in den Gastwirtschaften verboten. Es machten sich die Gäste strafbar, wenn sie dabei betroffen wurden oder es ihnen sonst irgendwie nachgewiesen werden konnte, aber auch der Wirt selbst, dem dann eine Busse von einem Vierdung auferlegt wurde.[8])

Um eine Übervorteilung der Gäste zu verhindern, war bestimmt worden, dass Wein, Met oder Bier nur in Gemässen mit festgesetztem Inhalt zum Ausschank gelangen durfte. Den Preis für ein Mass Bier hatte der Rat in der Willkür von 1421 auf ½ Vierdung festgesetzt.[9]) Da Gastwirte vermutlich gelegentlich den Versuch gemacht hatten, ihren Gästen, besonders wohl in etwas vorgerückter Stunde, falsche Gemässe vorzusetzen, obwohl sie solche mit dem richtigen Inhalt zur Verfügung hatten, wurde diesen unredlichen Krügern eine Geldstrafe von einem halben Pfunde[10]) in Aussicht gestellt.[11])

---

[4]) a. a. O. S. 474.

[5]) Vgl. Anm. 3.

[6]) „Kein weinschenck, mettschenck, noch birschenck soll am heilig Sontage, oder Sonst an andern heiligen Tagen, die die Heilige Kirche Gebeitt zu feyren, jemandes binnen seinem hause und Keller, oder baussen hauses, frey Ortte geben, oder getränke vortragen, Ehe dan die hohe Messe hir zur Pfarre Gesungen ist, bey Verlust einer Mark." a. a. O. S. 465.

[7]) a. a. O. S. 465.

[8]) „Wer da befunden wird über dem doppelt Spiel, oder sonst mit der warheit überwunden wird, das will der Raht richten nach alter Gewohnheit." — „Kein bier Zapper soll duppelt Spiel gestatten in seinem hausz bey Verlust eines Vierdungs." a. a. O. S. 474.

[9]) a. a. O. S. 474. — ½ Vierdung gleich 0,64 Mark Reichswährung.

[10]) Nach Foltz, a. a. O. S. 17 u. 49, gleich 2,58 Mark Reichswährung.

[11]) „. . . ob jemand eine Rechte Maasz hatte und die nicht vortrüge, das soll er büszen mit einem halben Pfunde." a. a. O. S. 475.

Eine besondere Aufgabe erwuchs den Herbergswirten daraus, dass sie die bei ihnen als Gäste eingekehrten Reisenden auf die Strassenordnung aufmerksam machen mussten. Kein Bürger oder Fremder auf der Durchreise durfte nämlich nach dem Läuten der Wächterglocke, d. h. im Sommer gleich nach 10 Uhr, im Winter gleich nach 9 Uhr, auf der Strasse angetroffen werden. Dies Verbot war erlassen worden, „umb Mancherley Grosser Gebrechen willen, die da in vorigen zeitten geschehen sindt, und noch Geschehen möchten".[12]) Den Elbinger Bürgern wurde in diesem Falle eine Geldstrafe von einem Vierdung zudiktiert.[13]) Fassten die Wächter aber einen Stadtfremden, so musste dieser sie zu seiner Herberge führen, um sich von dem Herbergswirt legitimieren zu lassen. Geschah dieses, so kam der Gefasste mit derselben Busse wie ein Bürger weg. Andernfalls wurde er in den Turm gelegt, bis der Zweck seines Aufenthalts und seine Personalien festgestellt worden waren.[14])

Während im allgemeinen Unkenntnis des Gesetzes nicht vor Strafe schützt, war der Stadtfremde straffrei, wenn der ihn legitimierende Herbergswirt dessen überführt wurde, dass er seinen Gast nicht über diese bestehende Verordnung orientiert hatte. Das Strafgeld musste in diesem Falle vom Wirte selbst gezahlt werden.[15])

Die Strafbestimmungen traten aber nicht in Kraft, wenn jemand „Nohtsachen hette, die da redlich weren", d. h. einen dringenden Gang, beispielsweise zum Arzt, machen musste, oder wenn er „suchte seine redliche Narung", also beruflich unterwegs war.[16]) Ferner war es erlaubt, dass ehrbare Leute von Festen im Artushof und im Schiessgarten, von Hochzeiten und Gildenveranstaltungen oder auch von einem guten Freunde erst nach dem Läuten der Wächterglocke heimkehrten.[17])

Doch durften sie nicht schattenhaft durch die Gassen schleichen, sondern mussten mit einem brennenden Lichte —

[12]) a. a. O. S. 477.

[13]) „Wer da nach dem leütten der Glocke auff der Gasse gefunden wird, . . . Ist er ein bürger, so soll er Geben 1 Vierding." a. a. O. S. 477.

[14]) „. . . ist er ein Gast, die wächter sollen mit Gehen vor seines wihrts Thür, bestehet ihn der wihrt der Herberge, so soll er geben ein vierdung, Gleich den bürgern, bestehet ihn aber der wihrt der Herberge nicht, man soll ihn legen in den Turm, bisz man erfähret, was sein betreib ist." a. a. O. S. 477.

[15]) „. . . Thut er das nicht, und der gast kombt also zu schaden, so soll der wihrt geben die busse, und nicht der gast." a. a. O. S. 477.

[16]) a. a. O. S. 477.

[17]) „Were es aber das Erbare leütte, in ziemlichen und Ehrlichen freüden, Alsz von König Artus Hoff, schiszgarten, hochzeitten, gülden oder ein Freund von dem andern, nach der wächter Glocke hin heim Ginge, das mag wol geschehen." a. a. O. S. 478.

Strassenbeleuchtung gab es damals nicht — ihres Weges gehen. Nächtliche Ruhestörung, wie Geschrei, Gesang oder Benutzung von Pfeifen, Pauken oder Saiteninstrumenten zur Verschönerung des Heimweges wie auch die Belästigung anderer Passanten war jedoch strengstens untersagt[18]) „bey der vorgeschrieben busse, der herschafft (dem Orden) und der Stadt die zwei Theil, und den Wächtern das dritte Theil davon zu geben".[19])

Wenn aber jemand gar aus Übermut, etwa um den Wächtern einen Schabernack zu spielen, eine nächtliche Ruhestörung verursachte, dann hatte der Rat noch weniger Verständnis dafür als für ein Lärmen aus der Stimmung heraus. In diesem Falle hatte der Übeltäter drei preussische Mark[20]) als Busse für sein Verhalten zu entrichten.[21]) Konnte er diese nicht geringe Summe aber nicht aufbringen, so erging es ihm noch erheblich schlimmer, denn dann musste er „im Turm 4 Wochen lang wasser und brot essen".[22])

---

[18]) „. . . doch ia mit einem Lichte, und ohne Geschrey, ohne gesäng, und ohne alle pfeiffen, Paucken und Seitten spiel, und ohne Verdruss Erbahrer leütte . . ." a. a. O. S. 478.

[19]) a. a. O. S. 478.

[20]) Gleich 14,94 Reichswährung.

[21]) „Were es auch, das iemandes mitt frevel diese Vorgeschriebene artikel brechen wolte umb seines über muhts willen, der soll büssen 3 M. der herschafft und der Stadt." a. a. O. S. 478.

[22]) a. a. O. S. 478.

Castrum Weklitze, Tolkemita, Truso.

Von M. Ebert.

(Mit 4 Abbildungen.)

Von Professor B. Ehrlich und mir sind in den Jahren 1925 und 1926 mit Unterstützung der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft in Berlin, des Landeshauptmannes der Provinz Ostpreussen, des Kreises Elbing und der Altertumsgesellschaft Elbing, denen wir dafür auch hier unseren wärmsten Dank aussprechen, umfangreichere Burgen- und Siedlungsgrabungen eingeleitet worden, wie sie bisher in der Provinz Ostpreussen noch nicht stattgefunden hatten. Untersucht sind bisher die Schwedenschanze bei Wöklitz, die Tolkemita bei Tolkemit und das Gebiet von Meislatein.

Das wichtigste Ergebnis der Untersuchungen bei Wöklitz und Tolkemit ist in kurzem dies: Wir kennen jetzt drei Perioden des Burgenbaues im Weichselgebiet: 1. die früheste Eisenzeit (ca. 800—500/400 v. C.), vertreten durch die älteste Schicht der Tolkemita (Abb. 1), 2. die ältere Völkerwanderungszeit (5. bis 6. Jh. n. C.), vertreten durch die zweite Schicht der Tolkemita, 3. die Preussische Spätzeit, in ihren spätesten Ausläufern (12. bis 13. Jh. n. C.), vertreten durch die Schicht der Schwedenschanze, schwach auch durch die dritte Schicht der Tolkemita. Die Schwedenschanze (Abb. 2), über die ich ausführlich in den Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft 3, 1 (1926) S. 40 ff. berichtet habe, lässt sich identifizieren mit dem „Castrum Weklitze" des Peter von Dusburg, ein sehr schönes, selten in solcher Evidenz zu erreichendes Resultat. Schwedenschanze und Tolkemita sind beide für die Bewaffnung damaliger Zeiten stark ausgebaute, durch Gräben und Holzmauern bewehrte Burgen gewesen, deren Anlage in den wesentlichen Teilen durch die Grabungen aufgeklärt sind. Bei der Tolkemita ist es geglückt, durch den Wallschnitt F grosse Teile der jüngsten Holzmauer, zu Holzkohle gebrannt, aber sonst vollständig unversehrt, anzutreffen (Abb. 3 u. 4). Die Untersuchungen an dieser Burg können jedoch nicht als abgeschlossen angesehen werden.

Abb. 1. Masstab 1 : 2500

Die Grabungen im Gebiete von Meislatein (1925 und 1926) beschäftigen sich mit der Truso-Frage, dem Problem von der „versunkenen“ Stadt an der ehemaligen Weichselmündung.

Von „rätselhaften Ländern“ der Vergangenheit, von „versunkenen Stätten der Geschichte“ hat allezeit die Menschheit wie der einzelne Mensch seit den Kindertagen geträumt, sie mit den Ranken der Phantasie umwoben, sie neu hinzustellen und wieder aufzubauen gesucht. Das ferne Goldland Ophir, wie die vom Meer verschlungene Insel Atlantis, Alkinoos' Scheria, die Ultima Thule, das Vinland der Normannen, Vineta und viele andere, sie haben ebensoviele Freunde wie manche Stätte des Altertums, an deren Wirklichkeit niemals jemand gezweifelt hat.

Auch das Mündungsgebiet des grossen, in den südlichen Raum des baltischen Meeres fliessenden Stromes, der Weichsel, die vielbegangene Handelsstrasse des alten Ostdeutschland, hat eine solche „versunkene“ Stadt, die den Anspruch erheben kann, die Vorläuferin Elbings und Danzigs zu sein, mit der freilich weniger die Sage als die historisch-antiquarische Forschung sich seit vielen Jahrhunderten beschäftigte: T r u s o.

Über sie gibt es nur eine, aber sehr zuverlässige und für die Forschung brauchbare Quelle, den Reisebericht des Seefahrers Wulfstan in der ca. 890 n. C. geschriebenen angelsächsischen Übersetzung des Orosius von König Alfred dem Grossen (871—901), und auf ihn haben, seit im Jahre 1598 zuerst Teile dieses Textes veröffentlicht wurden, alle die das Truso-Problem behandelten, sich ausschliesslich gestützt. Erst seit den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts hat man — es ist dies das Verdienst von Anger und Dorr — auch die archäologischen Funde zu Rate gezogen, zunächst freilich noch ohne Erfolg.

Es liegt auf der Hand, dass, da an der Existenz der Stadt wenigstens am Ende des 9. Jh. kein Zweifel zu bestehen braucht, begründete Aussicht war, die Truso-Frage nach sorgfältiger Analyse des Alfred-Textes und umfassender Berücksichtigung aller historischen und siedlungsgeographischen Momente mit dem Spaten zu lösen. Dies ist mir im Jahre 1925 in Zusammenarbeit mit meinem verehrten Freunde, Herrn Prof. Ehrlich, gelungen.

Über die grundlegenden Erwägungen und die Grabungen des Jahres 1925 habe ich bereits in meiner Arbeit „Truso“ (Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft 3, 1 [1926]) berichtet und kann deshalb die Ergebnisse hier kurz zusammenfassen.

1. Der Reisebericht Wulfstans ist, wie schon Kolberg richtig erkannte, eine praktischen Zwecken dienende Seekurs-

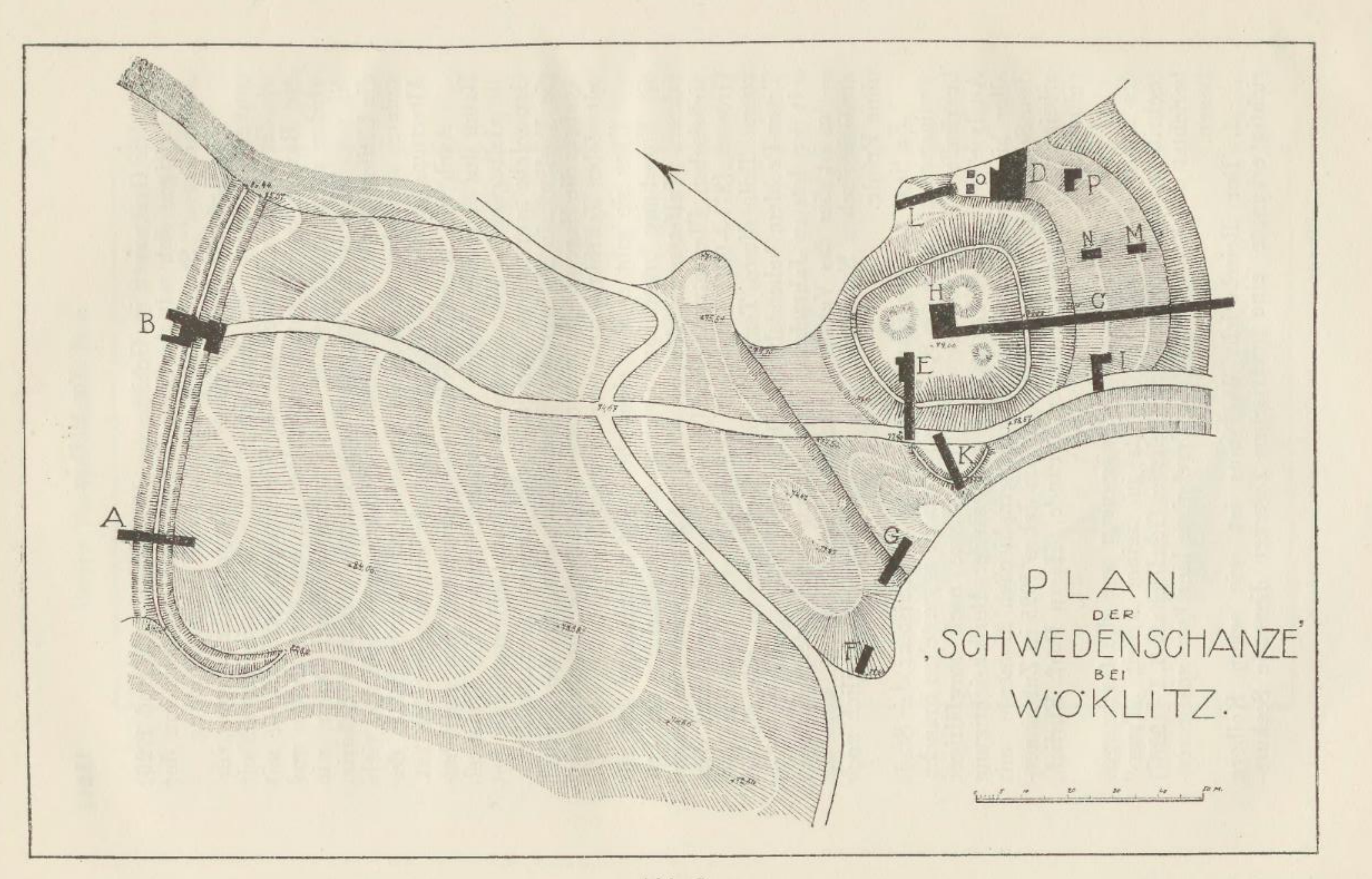


Abb. 2.

beschreibung, die vom jeweiligen Standpunkt des Schiffes aus gegeben wird. Danach sind seine geographischen Angaben zu bewerten.

2. Die Reise Wulfstans geht an der Küste Norddeutschlands entlang durch die Danziger Bucht bis zu einem jetzt verlandeten Tief in der Frischen Nehrung.

3. Neuere geologische und hydrologische Untersuchungen (Bertram) haben gezeigt, dass sich das heutige Weichsel-Nogat-Delta von dem des 13. Jh. n. C. und entsprechend auch dem der älteren Zeit stark unterscheidet. Der Lauf der Stromweichsel ging damals von der Montauer Spitze bis zum Danziger Haupt und dann durch die Elbinger Weichsel ins Frische Haff. Die Weichselmündung (Wislemutha), von der Wulfstan spricht, ist ein Seegatt im westlichen Teil der Frischen Nehrung.

4. Für die Lagebestimmung dieses Gattes vom Ende des 9. Jh. sind die älteren historischen Nachrichten über Tiefe in der Nehrung wertlos. Das Gatt lässt sich aber durch die Massangaben bei Wulfstan festlegen. Es lag etwa 5 km östlich von Kahlberg, nahe dem zwischen 1644 und 1728 verwehten Dorfe Schmergrube.

5. Über die Lage von Truso lässt sich aus dem Wulfstan-Bericht nichts weiter entnehmen, als dass es am Ufer eines Sees lag, der der jetzt zum grossen Teil verlandete Drausen-See gewesen sein muss.

6. Die Uferlinie des Trusonischen Drausen-Sees im frühen Mittelalter entsprach annähernd der heutigen $\pm$O-Linie der Generalstabskarte.

7. Die Lage eines viel besuchten Handelsplatzes der Wikingerzeit, wie es Truso war, wird weiter bestimmt durch die politischen und verkehrsgeographischen Gegebenheiten jener Zeit. Mit Berücksichtigung aller oben erwähnten Punkte muss demnach Truso am Ostufer des alten Drausen-Sees, am ehesten da, wo auf seiner preussischen Seite eine auf drei Seiten geschlossene Bucht nördlich der Weeske-Mündung ein natürliches, nur nach Westen offenes Hafenbassin bildete, gesucht werden.

8. An diesem oben bezeichneten Uferstreifen zieht sich in mindestens 1 Kilometer Länge auf dem Gelände des Dörfchens Meislatein (Kr. Elbing) und beiderseits davon nach Norden und Süden längs des alten Seeufers ein Gebiet hin, das zahllose Kulturreste (Siedlungsreste) aus vorgeschichtlicher und historischer Zeit (Ordenszeitliche Scherben) darbietet, auf die das Elbinger Museum aufmerksam gemacht zu haben das Verdienst des Lehrers in Meislatein, Herrn Klink, ist.

9. Die Untersuchungen des Jahres 1925 ergaben einmal, dass sich auf dieser Fläche Reste aus vier Perioden: a) der vorrömischen Eisenzeit, b) der römischen Kaiserzeit, c) der Wikingerzeit — Preussischen Spätzeit und d) in geringerer Zahl aus der Ordenszeit vorfanden. Der ältere Abschnitt der Wikingerzeit — Preussischen Spätzeit entspricht der „Trusonischen" Periode (9. und 10. Jh.), d. h. der Zeit, als Wulfstan den Ort besuchte.

10. Zum erstenmal wurden hier in Ostpreussen Hausgrundrisse aus drei Stufen, der vorrömischen Eisenzeit, der römischen Kaiserzeit und der Wikingerzeit — Preussischen Spätzeit, in wohlerhaltener Lagerung aufgedeckt. Es handelt sich überall um Holzhäuser von viereckigem Grundriss im Schwellenbau. In den Häusern der römischen Kaiserzeit fanden sich durchgehend steinerne Herdsockel.

11. Da die Kultur der römischen Kaiserzeit an der unteren Weichsel den Goten und Gepiden zuzuschreiben ist, so haben wir hier zum erstenmal gotische Häuser auf dem Kontinente kennen gelernt.

12. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass dieser kaiserzeitliche gotische Platz, der nach der Abwanderung der Goten, soweit die bisherigen Funde ein Urteil erlauben, verödete, ein wichtiger Stapelplatz für den Bernsteinhandel vom Samland nach Carnuntum war, vielleicht sogar das Endziel der Reise jenes von Plinius genannten römischen Ritters.

13. Spätestens in der zweiten Hälfte des 9. Jh., wahrscheinlich aber früher, entsteht an derselben Stelle ein neuer Handelsplatz, der jetzt an der Grenze zwischen preussischem und slawischem Gebiet in der Nähe einer grossen, von den Wikingern viel befahrenen Handelsstrasse liegt, das Truso des Wulfstan.

14. Diese Niederlassung war geschützt von einer kleinen Burg, die für den „praefectus Trusonis" bestimmt war und wohl nur eine Wachtmannschaft aufnahm, und dieser Periode gehören auch nach den Untersuchungen am „Ochsenberg" und „Sandberg" die aus natürlichen Hügeln künstlich hergerichteten Erdwälle an, die an drei Stellen noch erhalten sind und Teile eines Beringes (der z. T. aus einer hölzernen Palisadenmauer bestanden haben kann) gebildet haben mögen, der das Gebiet des Marktfriedens umschloss. Dann würde Truso in seiner Anlage mit Haithabu und Birka nahe Verwandtschaft zeigen.

15. Das Auftreten von ordenszeitlicher Ware deutet darauf hin, dass Truso, obwohl wir in der Literatur nichts mehr von ihm hören, noch in der Zeit nach der Gründung Elbings (1237



Abb. 3. Tolkemita. Wallschnitt F. Seitliche Ansicht der Holzmauer



Tolkemita. Wallschnitt F. Die Rückseite der Holzmauer

n. C.), wenn auch nur als bedeutungsloser Uferplatz, eine Weile fortgedauert hat.

Endlich sei noch bemerkt, dass im Juli 1926 an der Stelle, wo anscheinend der „Hafen" Trusos lag, eine grössere Anzahl von altpreussischen Hausgrundrissen (sämtlich Schwellenbau) mit zahlreichen keramischen Resten aufgedeckt werden konnte.

Ich schliesse diese knappen Andeutungen mit ein paar notwendigen Bemerkungen zur Gotenfrage in Ost- und Westpreussen. Die von E. Blume (Germanische Stämme I [1912], II [1915]) verfochtene Ansicht, dass das untere Weichselgebiet von den Gepiden, das Land östlich der Passarge, insbesondere das Samland, in der römischen Kaiserzeit von den Goten besiedelt war, der sich Kossinna, Jahn, Åberg u. a. angeschlossen haben, ist nicht haltbar, stellt vielmehr gegenüber der schon von Müllenhoff (DAK II[2] [1906] S. 4, 12, 18) im ganzen richtig gegebenen Abgrenzung der Germanen gegen Osten einen Rückschritt dar. Die gemischten Gräberfelder an der unteren Weichsel und die Kultur des samländisch-natangischen Kreises zeigen trotz wichtiger Übereinstimmungen doch derartige Abweichungen, namentlich im Grabritus und in der Keramik, dass die Zuweisung Samland-Natangens an die Goten damit im höchsten Grade unwahrscheinlich wird. Dass der am dichtesten besiedelte Teil, der Kreis Fischhausen, fast nur reine Brandbestattung bietet, darauf ist schon von Almgren (Mannus 8 S. 287 ff.), ohne dass man dies beachtete, hingewiesen worden. Dass die Waffenbeigabe sich nur bei den samländischen „Goten" findet, weiss Jahn (Bewaffnung 1916 S. 11) nur vom Blumeschen Standpunkte her, und keineswegs überzeugend, zu erklären, ohne eine andere Möglichkeit in Erwägung zu ziehen. Das Auftreten ausgesprochener Degenerationserscheinungen, wie z. B. Almgren Abb. 60/61, in einem Gebiet, wo man klopfendes Leben erwarten sollte, macht auch Blume zu schaffen und führt ihn zu gequälten Hypothesen, während für Kossinna umgekehrt Typen wie Almgren 42, 72 die, höchstens typologisch interessant, in hybriden Formen in den samländischen und masurischen Grabinventaren auftreten, „Höhepunkte feinsten Geschmackes" (Almgren Fibelformen[2] Einl. S. VI) sind, die dann auch zu den Galinden übergehen. Auch die Galinden hält Kossinna, ohne sich mit den Ergebnissen der baltischen Philologie auseinanderzusetzen, für Ostgermanen, nachdem Jahn (Bewaffnung S. 12) schon vorher für den germanischen Charakter der masurischen Gruppe plädiert hatte. In Wirklichkeit steht uns hier wie namentlich im Samland eine ebenso archäologisch wie historisch interessante Mischkultur, für die es noch dazu literarische Bestätigung gibt (Aestiorum gentes . . ., quibus ritus

habitusque Sueborum; Germania 45), gegenüber. Ganz richtig hebt Blume hervor, dass die bekannten germanischen Gräberfelder im Kiewschen Gebiet (Brand- und Skelettbestattung mit Beigaben der Stufen C/D) nicht den samländisch-natangischen, sondern den weichselländischen („gepidischen") in ihrem Inventar nahestehen, z. B. fehlt die Armbrustfibel mit Ringgarnitur u. a., und er sucht diese Unstimmigkeit dadurch zu beseitigen (IS. 198), dass er die Kiewer Funde mit keineswegs zwingenden Gründen für gepidisch erklärt. Diculescu (Gepiden I [1923] S. 39 f.), der sich die Richtigkeit seiner Ansichten von Kossinna hatte bestätigen lassen (ebd. Einleitung S. IX; vgl. auch Kossinna, Das Weichselland S. 22), stimmt ihm darin bei. Nun kannte zwar noch nicht Blume, wohl aber mussten seine Nachfolger in dieser Meinung, die nach dem Jahre 1911 ans Licht getretenen Materialien gotischer Provenienz (vgl. z. B. Brenner in VII. Bericht der römisch-germ. Kommission 1912 S. 262 ff.; Rostovcev, Iranians 1922 S. 235 f.; Mazulevitsch, Silberne Schale aus Kertsch (russ.) 1926) aus Südrussland und dem Balkangebiet kennen, die, unzweifelhaft gotisch aus dem 3./4. Jh. n. C., den Versuch Blumes, die Goten im Kiewschen Gebiete durch die Gepiden zu ersetzen, für seine Beweisführung unfruchtbar machen. Es gibt keine ostgermanischen Materialien aus Südrussland und dem Balkan, die als Beweis für die Fortsetzung der samländisch-natangischen Kultur in dem neuen Gebiete in Anspruch genommen werden können.

Von Tacitus bis zu Theoderich dem Grossen sind die Aestii Besitzer des Bernsteinlandes, das heisst der samländischen Halbinsel und Nachbarn der Ostgermanen, und zwar, wie aus der Tradition deutlich hervorleuchtet, befreundete Nachbarn; das könnte nicht so sein, wenn die kriegerische Expansion der Goten über die Passarge nach Osten hinübergegriffen hätte. Ich meine also hier „Mischkultur" nicht im Sinne einer „Knechtungstheorie", wie sie von slawischen Gelehrten für das Verhältnis von Germanen und Slawen im Altertum und später vielfach behauptet und widerlegt ist (Niederle Les theories nouvelles de Jan Peisker sur les anciens slaves, Rev. des études slaves 2 [1922] S. 19 ff.), und wie sie neuerdings von Kostrzewski, Karpinska u. a. wieder in die Debatte über die ethnische Zugehörigkeit der Lausitzischen Kultur und späterer Erscheinungen ohne jede Überzeugungskraft hineingezogen ist — auch bei Blume, der das „Einheimische" in der samländisch-natangischen Kultur nicht ganz übersehen kann, schimmert dies durch — sondern ich verstehe darunter die friedliche kulturelle Beeinflussung von seiten der überlegenen germanischen Kultur des Westens auf die alt-

preussisch-aistische, wobei die Einsprengung ethnischer Splitter gotischer Herkunft innerhalb des aistischen Besiedlungsgebietes nicht ausgeschlossen sei.

Man erhält übrigens bei der Lektüre von Blumes Buch den Eindruck, dass sich seine eigenen Anschauungen während der Arbeit verschoben hatten, und dass aus dem gepidisch-gotischen Nacheinander, wie es aus der gotischen Wandersage und historischer Überlieferung erhellt, und an der möglicherweise zwei Einwanderungswellen aus Skandinavien zu erschliessen sind, erst dann ein räumliches Nebeneinander wurde (Weichselgebiet—Samland und Natangen), nachdem sich ihm ein zeitliches Aufeinander aus dem archäologischen Material im Weichselgebiet nicht ableiten liess. Jedenfalls ist es auffällig, dass bei der Wichtigkeit des Goten-Problems Blume immer wieder hervorhebt, dass seine Materialsammlung für das Gebiet östlich der Passarge nicht abgeschlossen sei (vgl. den Titel seines Buches). — Der Klärung der ganzen Frage des gotischen Wanderzuges von Skandinavien mit der Zwischenstation im Weichselgebiet nach Südrussland fehlt bisher ein wichtiges Lösungsglied, die systematische Untersuchung der ethnischen Stellung der Urnenfelder, die seit den letzten Jahrhunderten v. C. am mittleren Dnjepr auftreten und zeitlich annähernd zusammenfallen mit dem fast vollständigen Aufhören der pantikapäischen Einfuhr in dieses Gebiet, sowie die Erforschung der Burgen ebendort. Doch will ich auf diese Frage hier nicht näher eingehen, sondern beschränke mich darauf, noch einmal festzustellen, dass die immer wiederholten Behauptungen von einem kaiserzeitlichen Gotenreich im östlichen Ostpreussen (zuletzt ohne Nachprüfung übernommen von Menghin, Einführung in Urgeschichte Böhmens und Mährens 1926 S. 100), die hier und da auch in der historischen und philologischen Literatur Eingang gefunden haben (v. Friesen, Rökstenen 1920 S. 122 ff.), im archäologischen Material keine tragfähige Unterlage haben.

Anhang:

Truso.*)

Von Agnes Miegel.

Der Feldwind fährt sausend über den schmalen Kamm des langgezogenen, gewundenen Schlangenbergs, durch Schlehdorn und Haselgebüsch am alten Walldurchstich über schwankende, rosenrote Pechnelken, durch wehende Grashalme, durch Wegerich und breitblättrigen Frauenmantel über den stufigen Lehmabhang nach dem schweren, umgeworfenen Acker, aus dessen Furchen noch die warme Feuchte des Gewitterregens dampft, hinter dem im Schutz des nächsten runden Hügels junger Roggen flüsternd schält.

Unter grünen Wipfeln liegt unten hinter dem kleinen Teich das Dorf mit seinen hübschen Vorlaubenhäusern. Sonst geht der Blick weit in die Niederung vor dem Hockerland. Durch die grüne Chaussee rollen die Autos der Sonntagsausflügler. Aus silbrigem Dunst taucht im Westen der Kuppelumriss eines grossen Baus unter bläulichem Waldstreifen: die Marienburg, sonst monstranzhaft von der Niederung emporgehalten, liegt verdeckt von blauendem Glast.

Links vor dem sanft ansteigenden Höhenzug ragt Preussisch-Holland mit Wall und Türmen auf dem grünen Schlossberg, zierlich und streng wie die Burg auf einem mittelalterlichen Altarbild. Und blau wie der Mantel unserer lieben Frau breitet sich der Junihimmel über weite Wiesen, Gutshöfe und Dörfer, über Buchenwälder und weiche Höhenzüge — der östlich klare strahlende Himmel des Ordenslandes, unter dessen Licht die Ferne nachrückt.

Der Wind singt, der Laubwald rauscht über den Lehmhügeln mit den tiefen geschnittenen Schluchten. Aus ihrer Schatten Kühle führt ein gelber Weg mit kinderjungen Birken nach dem Dorf.

Dort, wo sich die Wiesen breiten wie ein grünes Tuch, glitzerte einst der Spiegel des Drausensees. Weitab liegt

*) Zuerst erschienen in der Königsberger Allgemeinen Zeitung Nr. 290, 1927, Zweite Beilage. Abgedruckt mit gütiger Erlaubnis der geschätzten Verfasserin und der Schriftleitung der Königsberger Allg. Ztg., wofür auch hier bestens gedankt sei.

Die Schriftleitung.

er heute, verschilft und vermoost. Hier war die letzte Ausbuchtung des Haffs, damals, als die Nogat noch anders mündete als heute, als die kleinen Flüsse und Bäche hier von Wasser quollen, als ein uraltes Tief die Nehrung in der Mitte zerschnitt. Als bunt und fest die Schiffe der Nordleute von Schweden, von Bornholm, von Gotland über Meer und Haff kamen, stromauf ruderten in diese Bucht. Als von diesen Hügeln Kind und Kegel ihnen entgegenliefen, wenn ihr Wimpel flatterte und ihr Kiel da unten knirschend auflief zwischen den anderen Schiffen und Fischerkähnen in die Bucht, wo Muscheln, Fischreste, Algen auf dem nassen Sand dunsteten. Wo die Fischerfrauen ihre Netze flickten, wo die Kinder hin und her sprangen wie kleine Frösche und ihnen überall wohlvertraute Rede entgegenschrie — denn um die Drausenbucht herum, auf allen Hügeln bis tief in den Wald stand Germanengehöft an Germanengehöft, hingen die Grützkessel über dem runden Herd, tranken Gotenkinder ihre Milch aus den hübschen, glatten, dunklen Töpfen, die man dort so schön brannte, und ging unterm Strohdach neben all dem lieben Alltagsgeklöhne von Haus, Hof und Nachbar das bunte Gefabel der Waterkant, der Skandinavien und Irenmeer vertrauter waren, als Rom es ahnte — das Rom der Cäsaren, von dem man Wunderdinge an dieser Bucht erzählte: eine Mischung aus wilden Seemannsabenteuern, aus dem Geprahle der fremden Bernsteinhändler, die auf dem Landweg hier vorüberzogen nach dem Eschengebirge oder den Stromschnellen zu, und von soliden einheimischen Prophezeiungen und Gespenstergeschichten. Eine Mischung, an der man sich so gegen den Frühling, wenn man untätig und unruhig die Tage länger werden sah und die Zugvögel schreien hörte, mehr betrank wie an Birkenmet und Honigschnaps. Bis diese ganze blonde Masse gesunder, starker Menschen davon erfasst wurde, wie das Bienenvolk vom Schwarmfieber. Ein Misswachsjahr, ein schlechter Fischzug unterm Wintereis, eine Schauermär von grässlichen, reitenden Feldgeistern, die von Osten kamen und Kinder frassen — und sie machten sich auf, auf den Weg nach Rom — fort von diesen Eschen und Eichen, diesen Stubbelweiden, diesem Gras- und Wassergeruch, von dem Qualm der Räuchergruben, dem Herddunst und dem Grützkessel in dem kleinen, viereckigen Wohnhaus am Lehmhügel. Um irgendwo an einem römischen Meilenstein, einen römischen Speer in der Lunge, in weissem Kalkstaub zu verrecken. Oder im besten Fall, reich geworden und behäbig, in einer aus allen Ländern zusammengestoppelten Prunktracht, alt und kahl unter dem Feigenbaum im Garten zu liegen, auf die Rebengehänge unter den Ulmen zu sehen, auf die weissen, breitrindrigen Ochsengespanne Etruriens. Und wenn die Malaria die alten Glieder schüttelte, an diese kleine Bucht hier oben zu

denken, an den Fischgeruch, an das Hochwasser des Ilfing in dem bösen Jahr, als der Damm brach und die Leute unten auf die Strohdächer krochen, ihre Schweinchen im Arm. An die alte Esche oben über Vaters Haus, an den Grossvater, wie er das letzte Mal auf den Schlangenberg stieg im Frühling, um noch einmal mit den erblindenden Augen Walvater über Wasser und Saat strahlen zu sehen. An ein qualmendes Sommersonnenwendfeuer unter kristallklarem, hellem Nachthimmel, über das man mit anderen braunbeinigen Flachsköpfen sprang — doll und voll vor Lebenslust, sorglos, gesund — und daheim!

Man hörte so gar nichts mehr von da oben. Ausgelöscht schien es mit der letzten Herdglut, die man im rissigen Topf mitgeschleppt hatte und die da unten gerade an dem grossen See ausging, der so an zu Hause erinnerte, und wo man das kleine Jungchen begraben musste, das der heisse Wind tötete, der über die Berge kam — erste Schneeberge, vor denen es sich noch im Sterben graute. Man hatte noch mal durch den alten Goten, der nach der Kaup zurückwanderte, eine schöne Kupferkanne mit geschweiftem Bronzehals hingeschickt, damit sie sahen, wie es einem hier ging. Aber nichts hatte man gehört. Der alte gepidische Bettler mit den vielen Narben hatte mal erzählt, leer sei es dort oben geworden, alte Leute hausten in verfallenen Höfen — und drüben an der Seebucht in Vaters Hof sässe ein Aestenhäuptling. Aber der Alte hatte eine Schmarre überm Kopf. Nein, nichts hörte man mehr von dem Land, wie man auch fragte. Und Thidarik, der da unten auf der Villa in Ravenna sass und Sätze drechselte wie ein Rhetor, wollte nicht davon reden und tat taub, wenn man davon anfing — als hätte man nie zusammen im Drausen Stichlinge gefangen!

Ja, es war vorbei mit den Höfen da oben, mit dem lustigen Geschrei der breiten ostgermanischen Zunge von Boot zu Boot. Aber dann krümelten sie sich wieder an — nicht immer liebevoll empfangen und auch nicht immer mit der Absicht, bloss zu handeln, die bunten Drachenschiffe, und die Leute aus Schweden und Haithabu, die da drauf sassen, kauderwelschten mit aller Gewandtheit in der Sprache, die jetzt hier herrschte. Ja, östlich von Jomsburg liess der Boden viel sonderbare Leute wachsen. Das sah aus wie man selbst, höchstens einen Schein weissblonder, ganz und gar nicht wie die starrgesichtigen Wendenheiden, und sprach so was Gottverlassenes. Aber dafür gaben sie auch gerne was zum besten an Essen und Trinken und wohnten in richtigen Häusern, in etwas was einer Stadt so weit ähnlich sah wie das hier oben bloss möglich. Kantige Herde hatten sie drin — komisch —, aber hübsche Töpfe brannten sie mit Ringwülsten, nett zum Mitbringen, webten bunte Bortengürtel und brauten

einen Honigschnaps, von dem einem warm wurde vom Ilfing bis zur Schlei. Wo man jetzt in der alten nach Räucherfisch, Kien und Fellen stinkenden Kneipe des ausgerückten Klosterhörigen dem dicken Ulfstein, dem alten Fuchskopf aus Birka, mit dem man hier bei dem verfluchten Ostenwind eingefroren war, Wunderdinge erzählte von Metgelagen beim Häuptlingszarm, von Hecht am Spiess, Schweinebraten und Elchleber, von einer weissblonden Preussin mit vor Alter rotbraunem Bernsteinhalsband, von der in aller Herbstglut gefrorenen Leiche ihres Vaters, und von einer Pferdehatz um die verschilfte Südbucht des Drausen, bei der ihre Brüder Haus, Hof, Schwester und Bernsteinschmuck verspielten. — Ja, schön ist's da, Ulfstein, Bruderherz, alter Räuber — fahr nach Truso, es lohnt!

Und Ulfstein fuhr nach Truso. Und nach Haithabu zurückgekehrt, traf er — nicht in der Kneipe des Klostersassen, sondern in der Gästestube der Hochburg, wo eine Tonampel ihr Flockenlicht über die vornehmen Schiffsführer der Friesenbischöfe und der sieben Königreiche streute — dort, wo man Äl trank aus Trondheimer Silberbechern — den Otthar, der in seinem finnischen Weissfuchspelz, dem seidenen gestickten Hemd und den silbernen Ohrringen sehr viel mehr aussah wie eine Byzantinerexzellenz, als das, was er war: des ehrgeizigen Alfred ehrgeiziger Kapitän. Aber nobel war er, dieser Angelsachse, freigebig wie ein Preusse. Er liess Äl bringen und süsses, schwarzes Bremer Bier, goss es immer umzech ein, lehnte sich in den Wolfsfellsessel und lächelte mit den dünnen bartlosen Lippen, dass man die langen Zähne sah in dem schmalen Sachsengesicht. Immer mehr wollte er hören von Truso. Über diesen einfachen Weg, immer mit dem Westenwind an Wendenland hin, dann am Feuer von Jomsburg ein bisschen nach Norden, dann weiter — „du siehst die Salzpfannen von Kolberg rauchen, und Waldberge und dann ein Bogen und da kommt Wislamünde — ja, das ist noch ein Fluss bei Sankt Olaf! — und dann gleich hinterm Esthenmeer, da ist Witland — ganz einfach. Fahre doch selbst hin! Das ist eine schöne Stadt, Haus an Haus, so was sahst du nicht bei deinen Pelzfinnen. Holzhäuser, Lehmhäuser, Ställe. Nette Leute, forsche Leute, diese Preussen, lustig, gastfrei — ei, ei! Und tapfer, tapfer, wenn sie wütend werden. Ja, die werden dir schon auf den Kopf spucken, wenn du da hinfährst. Da hat dein Alfred nichts zu sagen. Die werden noch mal mit ihren Schiffchen nach den sieben Königreichen kommen, wenn's Thor will . . ."

„Wie Gott will!" murmelte Otthar und bekreuzigte sich. „Erzähle weiter, Wulfstan: Fünfhundert Meilen lang ist das Esthenmeer?"

Und man erzählte, und Otthar mit der Ottermütze auf dem verschorenen schmalen Sachsenkopf beugt sich vor, dass die grossen, silbernen Ohrgehänge schaukelten und bewegte alles in seinem Herzen. Und erzählte Alfred, seinem König, davon — nicht ganz so wortwörtlich im biederen Kapitänsplatt, sondern in wohlgesetzter klarer Rede des Hofmanns, der in der Halle aufwuchs. Und der kleine Schreiber mit der Mönchstonsur überm breiten Walliserschädel schrieb es auf.

Aber es ist niemand nach Truso gefahren von König Alfreds Hof.

Als die deutschen Herren in den weissen Mänteln mit dem schwarzen Kreuz kamen, stand nichts mehr an der verschilften und vermoosten Bucht des flachen Drausensees. Nur auf der Weklitzburg im Nordosten davon sassen noch ein paar sture blonde Preussenhäuptlinge mit ihren Leuten, die durchaus nichts von Kreuz und Unterwerfung wissen wollten und sich hielten und das Hockerland, als alles schon still wurde. Bis Burg und Herr und Knecht dann nach verzweifeltem Kampf unterging in Brand und Blut.

Siedler kamen von Westen, Deiche wurden aufgeworfen, Gräben gezogen. Sumpf wurde Wiese, Brache Acker. Weitab liegt der Drausen. Weit, weit ab das Haff. Und das Tief bei Pillau.

Aber einmal, im März 1888, da brachen die Nogatdämme. Und das Wasser flutete in das Land — genau bis an diese Hügel. Genau so weit, wie es einmal gespült hatte, als die Schiffe der Nordleute hier anlegten.

Der Feldwind fährt sausend über den schmalen Kamm des Schlangenbergs. Die rosenroten Pechnelken, die Grashalme neigen sich. Dampf steigt aus aufgeworfenem Acker. Scherben liegen in den Furchen. Blanke, schwarze. Rötliche Topfscherben mit zierlichem Muster, mit dem fingerdicken Rest eines Wulstes. Und der junge Roggen an dem runden Nachbarhügel schält im Wind wie Wasser.

Ein zerstörtes kaiserzeitliches Gräberfeld bei Wöklitz, Kr. Elbing.

Von Felix Jacobson.

(Mit 6 Abbildungen im Text und auf den Tafeln 54 und 55.)

1. Fundgeschichte. 2. Funde und Fundumstände: a. geschlossene Funde, b. Streufunde. 3. Neue Formen; römische Bronzekanne; Baumsarggräber. 4. Ältere Funde von Wöklitz. 5. Zeit. 6. Benutzungsordnung. 7. Kulturgruppe.

1. Im Monat August 1925 waren bei dem Dorfe Wöklitz vorgeschichtliche Funde gemacht. Davon hatte der eifrige Altertumsfreund Herr Lehrer Klink zu Meislatein Kunde erhalten und einige Nachgrabungen gemacht. Die Funde veranlassten die Herren Professor Dr. Ebert und Dr. Ehrlich, die Stelle zu untersuchen.

Das Dorf Wöklitz, Kr. Elbing, liegt $1\frac{1}{2}$ km von der Eisenbahnstation Güldenboden der Strecke Elbing—Braunsberg auf den Ausläufern des Hügellandes nach der Drausensee-Niederung. (S. Abb. 1.)

Östlich vom Dorf, in unmittelbarer Nähe, befindet sich ein sandiger Hügel, „der schiefe Berg". Die Strasse durch das Dorf verzweigt sich im Norden. Der Weg, welcher nach Osten abbiegt, teilt sich abermals so, dass „der schiefe Berg" in der Gabel bleibt. (Auf beiden nach Osten führenden Wegen kommt man nach dem $1\frac{1}{2}$ km entfernten Dorfe Rapendorf.) Der „schiefe Berg" ist ein s.ö. — n.w. gestreckter Hügel, dessen spitz auslaufendes s. ö. Ende sich in die Niederung verliert, während das breite Ende im NW in das nördliche Hügelland übergeht.

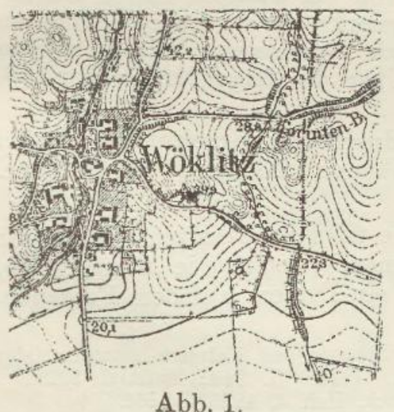


Abb. 1.

Der Hügel steht unter dem Pflug, wird aber auch zum Sandabfahren benutzt. Eine alte, zugewachsene Grube liegt etwa in der Mitte des südwestlichen Abhanges, eine neue nahe am Südostende desselben Abhanges; am Südostende ist eine dritte angeschnitten, wird aber zurzeit zugepflügt. Zwischen den zwei letzten Gruben, südöstlich von dem Punkte 39,9 des Messtischblatts (s. Abb. 1, ein liegendes Kreuz), befinden sich die Gräberfeldreste. Sie liegen da, wo der Abhang des Südostendes beginnt, zum Teil auf dem Abhang selbst. Auch ist noch die Lage der Gräber auf dem Rücken und dem südwestlichen Abhange des Hügelendes hervorzuheben. Von hier öffnet sich ein weiter Blick auf die südwestlich und südlich liegende Ebene.

2. 1923 war in der südlichsten Grube beim Sandfahren ein Skelett nebst einem kleinen Beigefäss aufgedeckt. Auf eine Benachrichtigung durch Herrn Lehrer Klink war in Vertretung des verhinderten Herrn Professors Dr. Ehrlich Herr Professor Dr. T. Müller - Elbing herausgefahren und hatte ein schlecht erhaltenes Skelett konstatiert.

Grab I. Beigefäss mit eingezogenem Unterteil, scharfer Bauchkante, steilem, kaum ausladendem Rand. Wohl auf die Situla wie Blume[1]) Abb. 151 zurückgehend. Oberteil ungegliedert, unverziert, geglättet, dickwandig; gelb ins rötliche und hellgraue. Höhe 72, Gr.-Dm. 72, Mündungs-Dm. 68, Boden-Dm. 50 mm. Gut erhalten. Mus. Elbing 3181.

Weitere Funde sind damals nicht gemacht worden.[2])

Im August 1925 wurde etwa in der Gegend des Grabes VI (s. Plan auf Abb. 2) der Halsteil einer römischen Bronzekanne ausgepflügt. Darauf hat Herr Lehrer Klink an verschiedenen Stellen nachgegraben und stiess auf fünf Bestattungen. Vier von diesen wurden aufgedeckt, von der fünften einige Gegenstände gehoben und die Stelle vermerkt, um sie einer eventuellen fachmännischen Untersuchung zu überlassen. Die von ihm aufgedeckten Gräber sind[3]): (Über die Lage der Gräber vgl. Abb. 2.)

Grab II, gestört, Knochen durcheinandergeworfen. Dabei Fibel mit zweilappiger Rollenkappe, Almgren 41. Bronze. L. 41 mm.

Grab III. Schädel und Beine teilweise erhalten. Beigaben: a. Augenfibel der preuss. Nebenserie, etwa wie Almgren 60, verziert wie Blume Abb. 8, dazu ein Dreieck auf dem Fussende.

---

[1]) E. Blume. Die germanischen Stämme und Kulturen zwischen Oder und Passarge zur Römischen Kaiserzeit. 1912. II. Teil: Material. 1915.

[2]) Fundbericht s. Elbinger Jahrbuch, Heft 4, 1925, S. 164.

[3]) Nach einer freundlichen Mitteilung von Herrn Klink.

Bronze. L. 79 mm. Spirale in der Mitte gebrochen. b. Nadel mit kleinem, über halbkugeligem, durch zwei gekreuzte Linien melonenartig geteiltem Kopf (Abb. 3, b). Auf dem Schaft ein

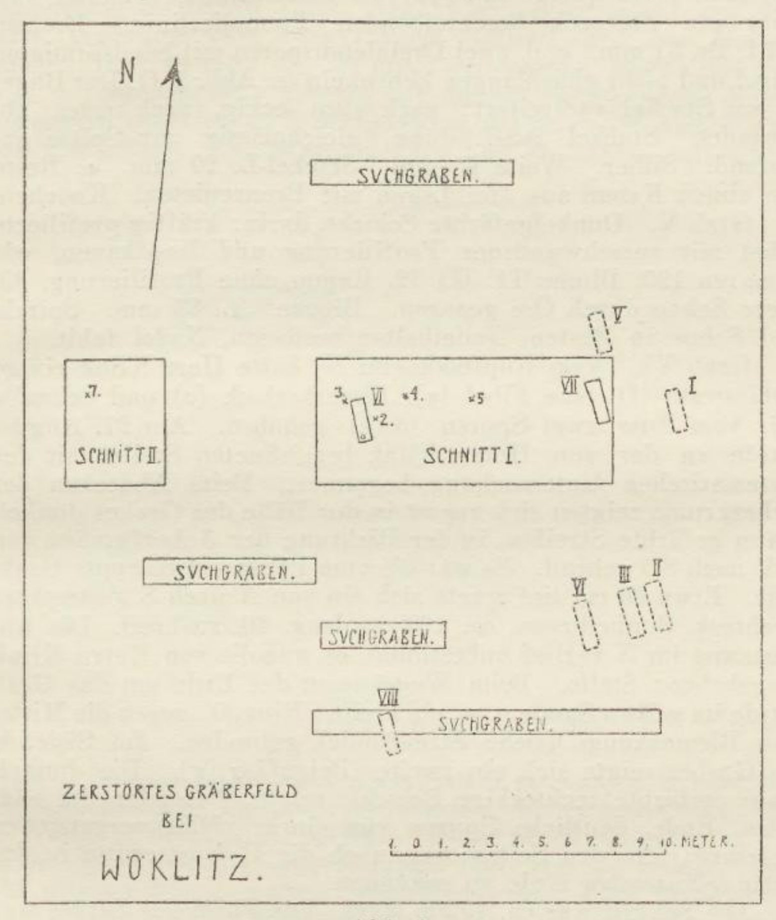


Abb. 2.

kleiner Ring (ob dazu gehörig?). Bronze. L. 45 mm. Spitze abgebrochen. c. Nähnadel, Bronze. L. 52 mm. Fast rechtwinklig gebogen.

Grab IV. Schädel-, Becken- und Beinknochen zum Teil erhalten. Am Kopf Reste eines Kammes (e), am Becken Schnalle (a) und Riemenzunge (b), an der Innenseite der Fussknochen zwei Sporen (c, d). a. Schnalle mit zweigliedrigem Rahmen, wie Blume Tf. V 51, aber fast rechteckig und mit kurzer Riemenkappe. Bronze. L. 34, Br. 45 mm. b. Riemenzunge (s. Abb. 3, c)

breit, viereckig, von einer Doppelplatte. Drei Nieten. Im oberen Teil beiderseits ein kleiner rechteckiger Ausschnitt. Darunter eine quergehende Tremolierstichlinie, begleitet von einer ein Zickzack beschreibenden Tremolierlinie. Bronze. L. 51, Br. 31 mm. c, d. zwei Dreinietensporen mit bandförmigem Bügel und nicht gleichlangen Schenkeln (s. Abb. 3, f). Der Bügel ist am Stachel verbreitert: nach oben eckig, nach unten abgerundet. Stachel rund, dünn, gleichmässig zur Spitze zulaufend. Silber. Weite 65 mm. Stachel-L. 20 mm. e. Reste von einem Kamm aus drei Lagen mit Bronzenieten. Knochen.

Grab V. Dunkelgefärbte Schicht, darin: kräftig profilierte Fibel mit verschwundener Profilierung und Kopfkamm, wie Almgren 120, Blume Tf. III 12, Kamm ohne Profilierung, die obere Sehne durch Öse gezogen. Bronze. L. 33 mm. Spirale und Sehne in Resten, Nadelhalter bestossen, Nadel fehlt.

Grab VI. Vom Kopfende (im N) hatte Herr Klink einige Gefässreste (f), eine Fibel (a), Eimerberlock (c) und Schnalle (b), vom Fuss zwei Sporen (d, e) gehoben. Am 27. August wurde an der von Herrn Klink bezeichneten Stelle mit der systematischen Untersuchung begonnen. Beim Abdecken der Ackerkrume zeigten sich zuerst in der Nähe des Grabes dunkelbraun gefärbte Streifen, in der Richtung der Ackerfurchen von NW nach SO gehend. Es war die vom Pflug verschleppte Graberde. Etwa 30 cm tief zeigte sich ein von N nach S gestrecktes Rechteck, dunkelbraun, ca. 160 cm lang, 60 cm breit. Die Abgrenzung im N verlief unbestimmt, es war die von Herrn Klink ausgehobene Stelle. Beim Wegräumen der Erde um das Grab wurde im gelben Sande n.-w. ein kleiner Ring, ö., gegen die Mitte, eine Riemenzunge (siehe Streufunde) gefunden. Im Südende des Grabes zeigte sich ein zweites Beigefäss (g). Die dunkelbraun gefärbte rechteckige Schicht zeigte, besonders im südlichen Ende, deutliche Spuren von einem völlig vergangenen Holzsarg. An den Seiten war noch die Holzmaserung in der fettig glänzenden Erde zu erkennen.

Die Schicht war ca. 15 cm stark. Die Form des Sarges war im Querschnitt abgerundet. Von Knochen war keine Spur zu finden, auch keine weiteren Beigaben. Doch ist es sicher, dass hier eine Leichenbestattung im Holzsarge vorliegt. Der Kopf lag gegen N, die Füsse gegen S, wie dieses die Beigaben beweisen.

a. Armbrustfibel mit umgeschlagenem Fuss, etwa wie Blume[4]) Abb. 21, rechtwinklig geknickter Bügel, Biegung näher am Kopf, Bügelquerschnitt rund. Silber. L. 57 mm. Spirale und Nadel fehlen. — b. Schnalle mit zweigliedrigem Rahmen wie Blume[4]) Tf. V 51, Bügel eckig, mit abgerundeten Ecken. Ein-

[4]) A. a. O.

tiefung für die Auflage des Dorns (bestossen). Bronze. Dorn L. 21, gr. Br. 36 mm. — c. Eimerberlock (Abb. 3, d) zylindrisch; bandförmiger Bügel, mit leichtem Mittelgrat. Auflage von gepresstem Goldblech (bzw. vergoldetem Silberblech) auf der Seite (zwischen zwei hochkantigen Reifen) und dem Boden. Silber. Dm. 18 mm. H. 20 mm. Seitenbelag beschädigt. — d. e. 2 Hakensporen. Breiter und dünner bandförmiger Bügel mit schmal zulaufenden Schenkelenden, die zu Haken umgebogen sind (Abb. 3, a). Die Schenkelenden und die Haken mit Quer-

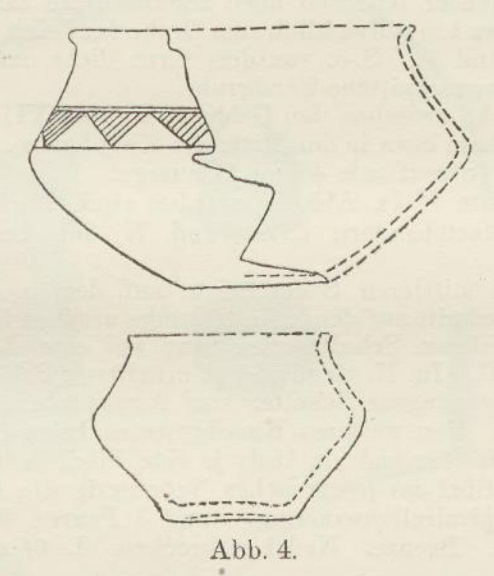


Abb. 4.

strichen verziert. Der Stachel am Sockel vierkantig, mit liegenden Kreuzen und Querstrichen verziert, höher achtkantig mit kl. Rille vor der Spitze. Silber. Weite ca. 95, grösste Br. 17, Stachel-L. 28. Beschädigt, von einem fehlt fast die Hälfte. Die sehr dünnen Bügel waren, wenigstens zum Teil, mit Leder überzogen, von dem Stücke erhalten sind. — f. Beigefäss, breit, terrinenartig mit weiter Mündung, kl. Rand, scharfer Bauchkante (Abb. 4, oben). Über dem Bauchumbruch ein ca. 20 mm breiter Gürtel von zwei horizontalen Linien und einer Zickzacklinie dazwischen. Die auf die Spitze gestellten Dreiecke, welche von der oberen Umlauflinie mit dem Zickzack gebildet werden, sind in einer Richtung schräg schraffiert. Dünnwandig, Sandbeimengungen im Ton. Geglättet. Graubraun bis ins Schwärzliche. H. 140. Gr.-Dm. ca. 240, Mündungs-Dm. ca. 165, Bd.-Dm. 82 mm. H. der Bauchkante 74. Weniger als die Hälfte (in Scherben erhalten).— g. Beigefäss (Abb. 4, unt.) breit, mit starker

abgerundeter Schulter, konischem Hals, kl. Rand, leicht eingezogenem Unterteil. Dickwandig, Sandbeimengungen, geglättet, grünlich-gelb mit schwärzlichen Stellen. H. 97, grösster Dm. 145, Mündungs-Dm. 105, Bd.-Dm. 68, Bauchkanten-H. ca. 58 mm. Etwa die Hälfte erhalten.

Grab VII. In der Nähe einer zweiten, vom Pflug berührten Stelle. Unter der Ackerkrume zeigte sich ein ähnliches nordsüdlich ziehendes Rechteck von braungefärbter Erde wie Grab VI, etwa derselben Grösse. Die Erhaltung der Holzspuren war hier schlechter. Weder Knochen noch irgendwelche Beigaben sind gefunden. Etwa 1 m südwestlich vom Grabe fand sich eine Augenfibel (Streufund 6). S.-ö. von dem Grab dicht daran befindet sich die kl. angeschnittene Sandgrube.

Die Strecke zwischen den Gräbern VI und VII wurde aufgedeckt. Es kam etwa in der Mitte ein Knopfsporn, weiter n.-w. ein Schlüssel (Streufunde 4 und 5) zutage.

Im Schnitte II (s. Abb. 2) wurden zwei Bruchstücke von Schlangenkopfarmbändern (Streufund 7) im hellen Sande gefunden.

Die zwei mittleren Suchschnitte auf dem s.-w. Abhange und der Suchschnitt auf dem n.-ö. Abhange ergaben keine Funde. Nur im südlichsten Schnitt stiess man auf eine Bestattung.

Grab VIII. Im N. ziemlich gut erhaltener Schädel, südlich davon stark vergangene Schulter- und Armknochen, gebettet im gelben Sande. Von weiteren Knochenresten keine Spuren. An der linken Schulter und am Hals je eine Fibel (a, b).

a. Augenfibel der preussischen Nebenserie wie Almgren 57, aber mit 6 Spiralrollenwindungen und 3 Paaren Würfelaugen auf dem Fuss. Bronze. Nadel zerbrochen. L. 64 mm. b. dgl. L. 63 mm.

Streufunde:

a. Um das Grab VI (s. Abb. 2).

1. Bronzekanne (siehe unten).

2. Riemenzunge mit durchlochter Scheibe, etwa wie Blume Tf. V 60, kürzer, oben gerade abgeschnitten, mit einer Niete, die Scheibe schliesst sich unmittelbar an den Oberteil an. Bronze. L. 36 mm. Oben bestossen, unter der Scheibe abgebrochen, Scheibe beschädigt (Abb. 3, c).

3. Ring, kl., vom runden Draht zusammengebogen. Bronze? (Zinn?) Dm. 21 mm.

b. Zwischen den Gräbern VI und VII.

4. Schlüssel, einzinkig, etwa wie Blume S. 111, Abb. 139, aber mit gegossener Ringöse, rundem, unverziertem Schaft. Bronze. L. 152 mm. In der Mitte gebrochen.

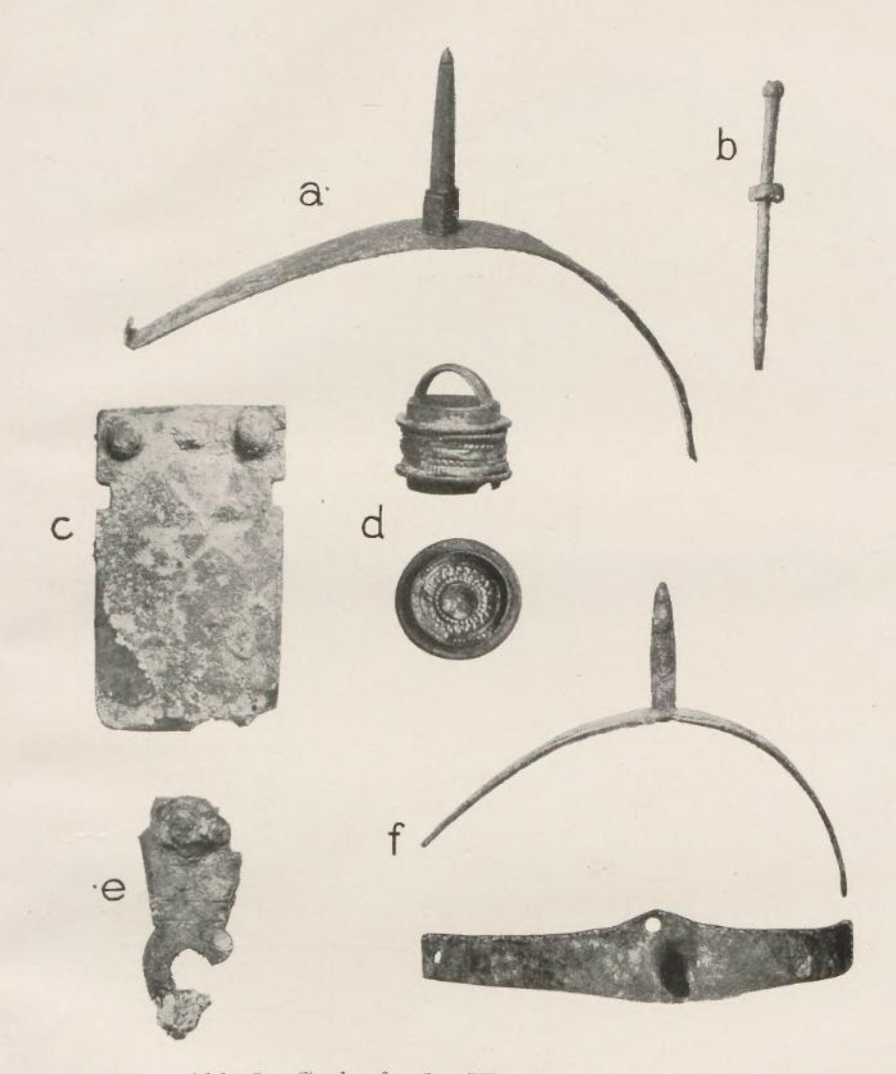


Abb. 3. Gräberfunde. Wöklitz, Kr. Elbing



Abb. 5. Ausgußstück eines römischen Bronzegefäßes
Wöklitz, Kr. Elbing

5. Knopfsporn? mit eingezogenem Stachelhals, dachförmig gewölbtem Bügel, etwa wie Jahn, Reitersporn[5]) Abb. 64, ohne den Mittelhaken, Stachel fazettiert, wie ebenda Abb. 66. Bronze. Bestossen, Schenkelenden fehlen. Restgrösse: Weite 63, Stachel-L. 20 mm.

6. S.-w. vom Grab VII. Augenfibel der Hauptserie, etwa wie Almgren 50, Bronze. In drei bestossenen Bruchstücken. Länge: Kopf 19, Bügel 11, Fussfrgm. 18 mm.

7. Schnitt II. Schlangenkopfarmband, frgm., wahrscheinl. wie Blume Tf. V 87. Silber. a. Endstück mit beschädigtem Schild, L. 55 mm; b. Mittelstück. L. 57 mm.

8. (Kiesgrube s.-ö. vom Grab VII.) Bernsteinperle, paukenförmig. Dm. 25 mm. Unbestimmter Fundort.

9. Spinnwirtel, doppelkonisch, mit Eintiefung um das Achsenloch. Ton. Gelb. Dm. 31, H. 18 mm.

10. Knochenkamm. Grifffragment, von einem einteiligen Kamm etwa wie Blume[6]) Tf. IV 130.

Zuverlässigkeit der Fundkomplexe.

Die meisten Funde stammen von den Gelegenheitsgrabungen des Herrn Lehrers Klink. Wir haben also die betreffenden Funde zu prüfen.

Die Gräber I und II enthalten nur je eine Beigabe. Grab III. Nadel (wie Abb. 3, b) ist nur noch aus den Streufunden des Neustädter Feldes bei Elbing (Mus. Elbing 880 k), nebst verwandten Stücken, die ebenfalls Streufunde sind, bekannt. Eine Prüfung ist daher nicht möglich. Die mitgefundene Augenfibel gehört in die Stufe B jgr. (II. Jh.) von Blume. Grab IV. Die flache, breite Riemenzunge (Abb. 3, c) ist von Blume nicht genau datiert. Vergleicht man die C-Form Blume[7]) S. 57 Abb. 65 mit einer D-Form nahestehender, ebenda Abb. 66, so liegt der Hauptunterschied in dem gerade abgeschnittenen Ende der ersten und dem abgerundeten Ende der zweiten Riemenzunge. Gerade abgeschnitten ist auch das Ende von unserer Riemenzunge. Mit ihrer Breite passt sie vortrefflich zu der mitgefundenen Schnalle, die in die Stufe C gehört. Der Dreinietensporn (Abb. 3, f) ist mit einer Form der Per. C, Blume[7]) S. 121 Abb. 150 insofern zu vergleichen, als die dort vorhandenen drei Haken hier durch drei Nieten ersetzt sind. In die Per. C gehört auch der einseitige Dreilage-Kamm. Das Grab IV ist also einheitlich. In dem

[5]) M. Jahn. Der Reitersporn, seine Entstehung und früheste Entwicklung. 1921.
[6]) A. a. O.
[7]) A. a. O.

Grabe V ist nur eine Fibel gefunden. Grab VI. Die Beigaben ausser dem Beigefäss (Abb. 4, unt.) waren vor der Untersuchung von Herrn Lehrer Klink gehoben. Seine Angaben passen in das Bild, das die Aufdeckung gab, hinein und werden dadurch bestätigt. Die Beigaben gehören sämtlich in die Stufe C. Die Armbrustfibel mit umgeschlagenem Fuss in dieser feinen Form ist ein Leitfaden der Stufe. In dieselbe fällt die zweigliedrige Schnalle, das Eimerberlock und die Sporen. Das von Herrn Klink gehobene Beigefäss (Abb. 4, oben) ist gleich einem solchen aus Krossen I, Kr. Pr. Holland, Grab 27. Zusammen gefunden: ein Glasbecher[8]), Schnalle, wie hier im Grabe IV, 2 Hakensporen (Blume S. 121 Abb. 150), die von den Sporen in diesem Grabe durch einen Mittelhaken, kürzeren, runden Stachel, stärkeren Bügel sich unterscheidet, und anderes. Etwas anstössig ist in unserem Mannesgrabe das Eimerberlock — sonst Frauenschmuck.[9])

Wir können behaupten, dass die von Herrn Klink gehobenen Grabkomplexe keinen stärkeren Anlass geben, ihre Einheitlichkeit zu bezweifeln.

3. Das Gräberfeld bringt eine willkommene Bereicherung des im Vergleich mit dem Samländisch-Natangischen Kulturkreise an Funden ärmeren Gebietes der Weichselmündungskultur. Somit bringt es auch einige neue Formen (bzw. Varianten), wie die Sporen, das Eimerberlock, die breite Riemenzunge und die importierte Bronzekanne. Wir haben gesehen, dass kein Grund vorhanden ist, die von Herrn Klink gehobenen Fundkomplexe zu bezweifeln. Deshalb ist die Datierung einiger bisher nicht fest datierter, bzw. neuer Formen hervorzuheben. Die Nadel mit kl. Melonenkopf (Abb. 3, b), Grab III, gehört in die Stufe B jgr. Die Riemenzunge (Abb. 3, c), die Nietsporen, Grab IV, die Hakensporen, Grab VI (Abb. 3, a), gehören in die Stufe C Blumes. Das wichtigste Stück ist die römische Kanne, leider nur der Halsteil. Es ist wohl die erste dieser Form, die im Norden aufgetaucht ist (Abb. 5). Die Mündung ist oval mit ausladender, hochgehobener, verstärkter, mit Eierstab verzierter Ausgusslippe. Nach unten wird der Hals rundlich, der Unterteil ist kreisrund. Drei Seiten des Halses sind mit Palmetten verziert (die schmale Rückseitenmitte bleibt frei). Sie wachsen von symmetrisch angeordneten Wellenranken hoch, welche seinerseits sich auf vier liegenden bandartigen S-Ranken stützen. Die letzten liegen auf zwei Zonen von intermittierender Wellenranke, die von drei plastischen Linien eingefasst werden. Die plasti-

---

[8]) Die übrigen Stücke sind im Prussia-Museum, Königsberg, der Glasbecher ist verschollen.

[9]) Vgl. Blume S. 198.

schen Linien werden von gravierten begleitet.. (Siehe die Abwickelung Abb. 6, da sind nur die gravierten Linien gezeigt.) H. 104 mm, Dm. unten 87 mm, grösster Dm. der Mündung 82 mm. Das Stück ist für sich gegossen und auf dem Körper der Kanne aufgelötet gewesen (Lötspuren deutlich erhalten). Rückseite des Mündungsrandes ist leicht bestossen, daselbst

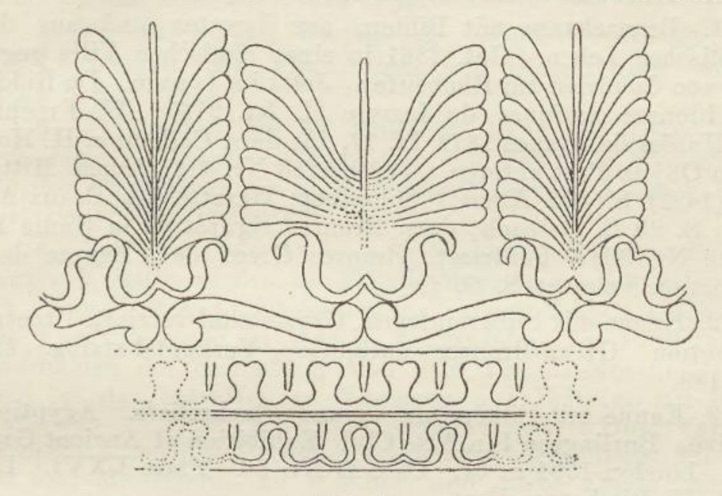


Abb. 6.

eine halbrunde Lötestelle des Henkelansatzes erkennbar. Grüne Patina, wo sie bestossen ist, kommt eine schwärzliche zum Vorschein.

Eine Kanne mit verwandtem, ebenfalls aufgelötetem, aber etwas mehr gedrungenem Halse ist zusammen mit zwei Bruchstücken von Henkeln und einer Pfanne 1831 bei Egyed (Kom. Sopron) in Ungarn gefunden. A. Hekler und Fr. W. v. Bissing veröffentlichen den Fund in Jahrbüchern des Archäologischen Instituts XXIV Berlin 1909 S. 28—46. Aus stilistischen Gründen datieren die genannten Gelehrten die mit ägyptischen Motiven verzierte Kanne in das 3. Jh. v. Chr. Die mitgefundenen Henkelbruchstücke, die zu der Kanne nicht passen, setzt Hekler in die „römische Zeit". Aus einer Bemerkung von Bissing (a. a. O. S. 41) ist ersichtlich, dass Kannen mit gleicher Mündung in den pompeianischen Wandgemälden abgebildet sind. Die Datierung von Hekler und Bissing ist offenbar zu früh. In die Zeit um Christi Geburt datiert Pridik[10]) zwei verwandte Stücke aus dem Kaukasus. Die Kenntnis der letzteren nebst

[10]) Materialien zur Archäologie Russlands 34. 1914. S. 102 Fussnote.

einer Reihe anderer Stücke und die Datierung des Typus in die römische Kaiserzeit verdanke ich Herrn Professor Ebert.[11]) Den Korrekturbogen seiner Arbeit über Truso in den Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft 1926, die er mir freundlichst zur Verfügung stellte, entnehme ich folgende weitere Hinweise auf denselben Kannentypus:

1. Bronzekanne mit Bildern aus Ägypten und aus dem ägyptischen Leben. Gef. 1861 in einer römischen Villa gegenüber von Condrien am Rhoneufer. Jetzt im Louvre. De Ridder, Les bronzes antiques du Louvre II Nr. 2765; ,W. Froehner Les Musées de France 1872 Tf. 17, 18; ders. Collection H. Hoffmann Objets d'art antique. Vente 1888 Nr. 418; Athen. Mitteil. 10. (1885) S. 392 Anm. 1 Schreiber; Gazette des Beaux-Arts 1894, S. 29 S. Reinach; ders. Bronzes figurés de la Gaule Romaine Nr. 394; Perdrizet, Bronzes Grecs de l'Egypte de la Collection Fouquet S. 66 f.

2. Kanne mit Silbereinlagen. Ornamental verziert. Froetrer, Collection Gréau-Bronzes antiques. Verkaufskatalog 1885 Nr. 188.

3. Kanne mit Silbereinlagen und Flachreliefs. Ägyptische Motive. Burlington Fin Arts Club. Exhibition of Ancient Greek Art. London 1904 S. 61. Case D Nr. 96. Plate LXVI. Lent by J. H. Fitzhenry, Esqu.

4. Einfachere Kanne. Ebenda S. 66, Case D Nr. 117. Plate LXXI Lent by P. Morgan.

5. Bronzekannen. Wohl meist von Pompeji. Museum Neapel Nr. 69 077, 69 081, 69 082, 69 087.

6. Kannen gallischen Fundortes (vgl. Nr. 1) bei Reinach Bronzes figurés de la Gaule Romaine Nr. 410, 411, 418.

7. 2 Kannen aus dem Kaukasus, Gouv. Kutaïs, Kreis Scharopanskij, Dorf Bori. Materialien zur Archäologie Russlands 34, 1914. S. 94—110, Tf. III 1 und 3. Pridik.

Danach ist der Typus in Italien, Gallien, Ungarn und im Kaukasus verbreitet, wozu das nach Nordosten verschlagene Stück von Wöklitz hinzukommt. Wahrscheinlich gehört er der frühen römischen Kaiserzeit an.

Baumsarggräber. Hervorzuheben sind die durch die Untersuchung festgestellten Holzsargüberreste in den Gräbern VI und VII. Der abgerundete Querschnitt zeigt, dass hier Baumsärge gewesen sind.

Leichenbestattung in Baumsärgen ist in Ostpreussen schon früher von den Liebhaberforschern der alten Generation kon-

---

[11]) Vgl. auch Archäologischer Anzeiger 1909 S. 563 Anm. 15. R. Zahn.

statiert. (In den Zusammenfassungen von Blume und La Baume[12]) sind sie aber übergangen.)

1. Henriettenfeld bei Korklack, Kr. Gerdauen.[13]) Mit spärlichen Beigaben bestattetes Kind.

2. Wargenau[14]) im Kunterstrauch, Kr. Fischhausen. Grab II (Per. C) und Grab IV Stufe B jgr.

3. Widrinnen, Kr. Rastenburg. Kinderbestattung.[15])

4. Wiekau, Kr. Fischhausen. 10 Bestattungen von der Stufe B jgst.[16])

5. (?) Krossen, Kr. Pr. Holland. Nach den Aussagen von Arbeitern, die bei der Ausgrabung von Kastellan Kretschmann (?) des Prov.-Museums zu Königsberg gearbeitet haben, sollen dort Baumsärge festgestellt sein.[17])

4. Ältere Funde aus Wöklitz. Mit einer Fundortangabe Wöklitz werden im Prussia-Museum zu Königsberg aus der „Königlichen Archiv-Sammlung" einige Sachen aufbewahrt. Die Fundortangabe ist aber zu bezweifeln. Im Protokoll der Übernahme der Sammlung von dem Prussia-Museum (1888) wird bei den betreffenden Nummern auf Beiträge zur Kunde Preussens 7. 1825. S. 72—87 hingewiesen. Dort berichtet Prediger Krause zu Preuss.-Mark über Ausgrabungen bei Wöklitz und Meislatein. In Wöklitz sind keine Funde gemacht. Die Fundsachen, die zum Teil zerstreut, zum Teil an die Königliche Archiv-Sammlung geliefert sind, stammen aus Meislatein. Von einigen Sachen gibt Krause Beschreibungen. Entsprechende Stücke aus der Königlichen Archiv-Sammlung sind:

1. Armbrustfibel mit Ringgarnitur, hohem Nadelhalter, verlängerter Spiralrolle und Dorn, Silber. 2. Anhänger von einer gelbgrünen Glaskugel in bronzener Kreuzbandfassung, wie Blume S. 96 Abb. 125. 3. Rote Emailperlen. 4. Glasperlen. 5. Bernsteinperle. 6. Perle mit Millefiorieinlagen.[18])

Als Fundort wird Meislatein in der Sammlung nur von der Fibel angegeben. Die anderen sollen aus Wöklitz stammen. In der Königlichen Archiv-Sammlung sind aber keine anderen

---

[12]) E. Blume. Die Germanischen Stämme. 1912. W. La Baume. Vorgeschichte von Westpreussen. 1920.

[13]) Altpreuss. Monatsschrift IX 1872 S. 485, Sb. Prussia III S. 48. Katalog des Prussia-Museums II 1897 S. 11 Nr. 31.

[14]) Sb. Prussia XXII 1909 S. 207—216. Über die Ortsangabe vgl. Hollack Erläuterungen 1908 S. 173.

[15]) Sb. Prussia XVII S. 178. Katalog des Prussia-Mus. II 1897 S. 31 Nr. 132. Sb. Prussia XXII 1909 S. 209 und Tf. XXXV.

[16]) Sb. Prussia XIV 1889 S. 273—276; XXII 1909 S. 217—221.

[17]) Zeitschr. für Ethnologie 1908 S. 145—193. Hollack (vgl. S. 173).

[18]) Ausserdem andere bei Krause nicht erwähnte Gegenstände.

Sachen zu finden, die den Krauseschen von Meislatein entsprechen könnten, deshalb müssen wir annehmen, dass hier ein alter Fehler vorliegt.[19]) Die Fundortangabe Wöklitz ist in Meislatein zu ändern.[20])

Die Funde gehören in die Per. B. bis spät D. Bei der Betrachtung der Dauer unseres Gräberfeldes müssen wir sie aber ausser acht lassen.

Nur ein älterer Fund gehört bestimmt hierher: 2 Bruchstücke einer Schlangenkopfarmspirale von dem schiefen Berg bei Wöklitz (Elbinger Museum Nr. 229).[21]) Sie gehören in die Stufe C von Blume.

5. Zeit. Das früheste Stück von unserem Gräberfelde ist die kleine Augenfibel der Hauptserie, mit Löcheraugen (Streufund 6). Die Form ist über das ganze freie Germanien verbreitet und stammt, nach Almgren (Fibelformen 1923, S. 118), von einem Fabrikationszentrum am Rhein. Zu einem ähnlichen Schluss ist Kiekebusch gekommen.[22]) An der Hand von fest datierbaren Kastellenfunden des Rheinlandes hat Kiekebusch eine Form wie unsere in das 3. Jahrzehnt nach Christi datiert. Das importierte Stück wird wohl dem 1. Jh. angehören. Wie aus der Arbeit von Blume ersichtlich ist, gehören die Augenfibeln vom Grab VIII in die Stufe B mittl.[23]); die Augenfibel vom Grab III in die Stufe B jgr.; in dieselbe Stufe gehört Grab V[24]); Grab II mit der Fibel mit zweilappiger Rollenkappe[25]) in die Stufe B jgst. In die Stufe C gehört Grab VI.

Die Dauer des Gräberfeldes erstreckt sich vom Anfang der Per. B. bis in die Stufe C, in absoluten Zahlen: vom ersten bis in die zweite Hälfte des dritten Jahrhunderts.

6. Die Benutzungsordnung des Feldes. Bei der kleinen Zahl der Gräber sind keine sehr sicheren Schlüsse zu ziehen. Es scheint, dass die Funde der Per. B. südlicher als

---

[19]) Notizen in der Literatur klären die Sache nicht auf. Weder Bujak, Das Prussia-Museum I, 1885 S. 47, noch Lissauer, Prähist. Denkmäler 1887 S. 150 erheben die Fundortfrage. Nur Dorr, Übersicht. 1894. S. 43 konstatiert die Identität einiger Sachen der Königl. Archiv-Sammlung aus Wöklitz mit denen von Krause aus Meislatein.

[20]) Die angeblichen Sachen von Wöklitz sind bei Blume a. a. O. S. 90, 91, 97, 116, 122, II S. 44, 55, 81, 85, 93, 97, 106, 107, 108, 109 veröffentlicht. Auf der S. I 201 ist Wöklitz zu streichen. Der F. O. ist auch I S. 160 und 193 zu ändern.

[21]) Vgl. Dorr, Übersicht S. 43; Dorr, Führer S. 36; Blume II S. 66, Beilage 28; Zsch. f. Ethn. 1880 S. 116. Anger.

[22]) A. Kiekebusch. Der Einfluss der röm. Kultur auf die germ. im Spiegel der Hügelgräber des Niederrheins. 1908.

[23]) Vgl. Blume a. a. O. Tf. II 3.

[24]) Vgl. Blume a. a. O. Tf. III 12.

[25]) Vgl. Blume a. a. O. Tf. IV 15.

die der Per. C liegen.[26]) Südlich und südwestlich liegt die weite Drausensee-Niederung, der frühere Drausensee. Es ist ja anzunehmen, dass in der Regel zuerst die bevorzugten Stellen benutzt sind. Die Bevorzugung der am meisten in die Ebene vorgeschobenen Stellen deutet hin auf eine materialisierte Vorstellung über Verbindung mit dem Jenseits, wie sie für Germanen nachgewiesen ist.[27])

7. Kulturgruppe. Wöklitz gehört in das Gebiet der Weichselmündungskultur von Blume[28]), das schon Otto Tischler als eine besondere Kulturprovinz erkannt hatte.[29])

Unser Gräberfeld liefert einen guten Beweis über den engen Zusammenhang des Weichselmündungsgebiets mit der Randzone[30]) von Ostpreussen. Es ist die Form des Beigefässes f (s. Abb. 4, oben) vom Grabe VI. (Verwandte Formen sind in den Gräberfeldern von Krossen, Kr. Pr. Holland[31]), und Pettelkau, Kr. Braunsberg[32]), Abbau Thierberg, Kr. Osterode).[33]) Mit dem Wöklitzer in der Form fast identisch sind Beigefässe von Krossen Grab 27[34]) und Kl. Koslau, Kr. Neidenburg, Grab 16.[35])

Auf dem schiefen Berge bei Wöklitz ist also ein kaiserzeitliches Gräberfeld der gotischen Weichselmündungskultur mit Leichenbestattung in freier Erde und in Baumsärgen zu verzeichnen, das von dem ersten bis in die zweite Hälfte des dritten Jahrhunderts nach Chr. benutzt wurde. Als Streufund ist ein Halsteil einer römischen Bronzekanne aufgetaucht.

Von Brandgräbern wurden keine Spuren gefunden.

Das Gräberfeld ist wahrscheinlich noch nicht erschöpft. Darüber werden weitere Nachforschungen angestellt werden.

---

[26]) Per. B die Gräber I, II, III, V, VIII; Streufund 6. Per. C die Gräber IV, VI; die Streufunde 2, 5, 7.

[27]) Vgl. Prähist. Zschr. 11/12. 1920 S. 179—196. M. Ebert, Die Bootfahrt ins Jenseits.

[28]) Vgl. Blume a. a. O. I S. 148 ff.

[29]) Schriften der Physik.-Ökon. Gesellsch. 1890 S. 85—103.

[30]) Vgl. Blume a. a. O. I S. 160 ff.

[31]) Unveröffentlicht.

[32]) Sb. Prussia 22, 1909 S. 70—104. Bezzenberger.

[33]) Wie Note 4. S. 104—130.

[34]) Siehe oben S. 130.

[35]) Vgl. Sb. Prussia 17 1892 S. 175 Tf. XVIII e.

Ein Russengrab aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges in Meislatein.

Von B. Ehrlich.

(Mit 2 Abbildungen auf Tafel 56.)

Im Frühjahr 1926 wurde auf einem Feldstück des Gutsbesitzers Klempnauer in Meislatein, Kreis Elbing, als dieser von dem in demselben Jahre erbauten chaussierten Wege nach Pr. Mark hart am Nordausgange des Dorfes einen Graben in westlicher Richtung ziehen liess, etwa 40 Meter westlich von dem Ausgangspunkte desselben, ein menschliches Skelett freigelegt. Prof. Dr. T. Müller besichtigte bald darauf die Stelle und fand in dem ausgeworfenen Erdreich bei der Fundstelle einen rechteckigen Bronzeanhänger mit einer Darstellung der Maria mit dem Kinde. Am 9. August 1926 wurde die Stelle von mir mit gütiger Unterstützung des Herrn Prof. Müller untersucht. Wir deckten dabei ein Massengrab von fünf Skeletten auf. Diese lagen dicht nebeneinander auf dem Rücken mit gestreckten Beinen und über der Brust verschränkten Armen in der Richtung von Westen nach Osten, die Schädel westlich. Die Schädel waren zum Teil sehr schlecht erhalten, bei einigen schienen sie zertrümmert zu sein. Die Unterschenkel waren nur bei dem am weitesten nach N. liegenden Skelett noch ganz vorhanden, bei dem am weitesten nach S. liegenden fehlte der linke Unterschenkel, bei den übrigen waren sie ganz verschwunden. Die fehlenden Teile wurden dann später in einiger Entfernung weiter nordöstlich und tiefer liegend aufgefunden. (S. Abbildung 1.) Die Bestattung war also anscheinend schon gestört. Irgendwelche Spuren von Särgen wurden nicht bemerkt. Das Erdreich unter den Skeletten zeigte eine gleichmässige dunkle Färbung, die nur an der Stelle der fehlenden unteren Extremitäten unterbrochen war. Vielleicht hat man die zur gemeinsamen Bestattung der fünf Leichen ausgehobene Grube mit Brettern ausgelegt. Die Skelette hatten folgende Beigaben: Das dritte (auf der Abbildung von links gerechnet) hatte am



Abb. 1.



a Abb. 2. b
c d



rechten Unterkiefer festklebend eine Silbermünze, einen polnischen Dreigröscher mit dem Bildnis Augusts III. und der Jahreszahl 1754. Das zweite und vierte je ein Bronzeanhängerkreuz, das fünfte einen Bronzeanhänger, gleichfalls mit einer bildlichen Darstellung der Maria mit dem Kinde. Bei dem ersten Skelett wurde keine Beigabe gefunden; doch ist es durch die ähnlichen Funde bei den anderen Skeletten als erwiesen zu erachten, dass der in dem ausgeworfenen Erdreich bei ihm gefundene Bronzeanhänger tatsächlich als Beigabe zu diesem zuerst freigelegten Skelett gehört hat.

Während wir noch mit der Freilegung der Skelette beschäftigt waren, teilte uns der greise Arbeiter Kaiser-Plohnen, Kr. Elbing, mit, dass an der Stelle, wo die Skelette gefunden worden waren, früher ein „Pracherfriedhof“ gelegen habe, d. h. ein Friedhof für Arme und Heimatlose. Ferner wusste er zu erzählen, dass sich auf dem „Goldberge“, einem der sich nördlich von Meislatein erhebenden markanten Hügel, vor Zeiten eine Kapelle und unterhalb derselben ein Friedhof des Dorfes befunden habe. Kaiser hatte diese Mitteilung aus dem Munde seines hochbetagt gestorbenen Grossvaters erhalten. Die sorgfältige Bestattung der fünf zunächst freigelegten Skelette, die pietätvolle Beigabe der Amulette und der Silbermünze liessen nicht recht den Schluss zu, dass es sich um Armenbestattungen handelte. Doch wurde die Angabe des Arbeiters, dass dort einst ein Armenfriedhof gelegen habe, durch eine weitere Nachgrabung bestätigt, die wir vornahmen, nachdem die fünf zuerst aufgedeckten Skelette gemessen und photographiert worden waren. Wir fanden nämlich nördlich von diesen fünf Skeletten noch die Reste von vier weiteren Skeletten, die aber etwa ½ Meter tiefer als die fünf zuerst gefundenen lagen und offenbar ohne sorgsame Bestattung achtlos in die Grube geworfen waren, und unterhalb der Stelle, wo bei jenen fünf Skeletten die unteren Extremitäten fehlten, wurde, freilich in sorgfältigerer Lagerung, das Skelett einer alten Frau gefunden, gleichfalls etwa ½ Meter tiefer als die zuerst gefundenen Leichen. Diese Skelette, die gleichfalls ohne Särge, aber auch ohne jede Beigabe beerdigt waren, scheinen in der Tat auf einem „Pracherfriedhof“ beerdigt worden zu sein.

Was für Leichen waren es nun aber, die mit sorgfältigerer Bestattung und mit ihren Amuletten in einem Massengrab beigesetzt waren? Offenbar sind sie geraume Zeit früher beerdigt worden als die „Pracher“. Denn durch die Bestattung der Frau war ja die frühere Grabanlage zerstört worden. Man war beim Graben der Gruft auf die alten Skelette gestossen und hatte dann die gefundenen Unterschenkelknochen dorthin ge-

worfen, wo wir sie später gefunden haben. Offenbar hatte man damals von der alten Bestattung keine Kenntnis mehr. Genaueren Aufschluss über die Zeit gibt nun die bei dem einen Skelett gefundene Münze. Da sie 1754 geprägt ist, muss die Bestattung nach dieser Zeit erfolgt sein. Da sie aber deutlich sichtbare Spuren der Abnutzung zeigt, muss sie wenigstens einige Zeit in Gebrauch gewesen sein. Weitere Aufschlüsse geben die Bronzebeigaben, deren Beschreibung zunächst folgt. (S. Abb. 2.)

1. Bronzeanhänger, gefunden bei Skelett 1 (Abb. 2a). Höhe 5 cm. Breite 4,6 cm. Inmitten einer doppelten Umrahmung, die durch einen Kranz von Halbkreisen ausgefüllt ist, die Jungfrau Maria mit Heiligenschein und betend erhobenen Händen, in ihrem Schoss das Kind mit Heiligenschein. Links und rechts vom Kopfe der Maria Beischriften. Oben am Rande eine Öse zur Anbringung an einer Kette oder Schnur.

2. Bronzeanhänger, gefunden bei Skelett 5 am rechten Schulterblatt (Abb. 2b). Höhe 5,2 cm. Breite 4,6 cm. Inmitten einer durch schräge Einkerbungen verzierten Doppelumrahmung die Jungfrau Maria mit dem Kinde auf dem Arm, beide mit Heiligenschein. Links und rechts vom Kopfe der Maria Beischriften. Oben am Rande eine Öse mit quadratischer Zierplatte, auf der anscheinend Gott Vater dargestellt ist. Dieser Anhänger steckte in einer Umhüllung aus grobem Stoff, die noch zum Teil erhalten war.

3. Bronzeanhänger, gefunden bei Skelett 2 unter dem Halswirbel (Abb. 2c). Eine Kombination von mehreren Kreuzen. Höhe 5 cm. Breite 3,2 cm. Auf dem Hauptkreuz, dessen Winkel durch ornamentierte Bänder ausgefüllt sind, lagert ein kleineres Kreuz auf, dessen Mittelpunkt von einem Kreise umschlossen ist, während der obere und untere Teil des Vertikalbalkens wiederum Kreuzform haben. Der untere Teil zeigt den typischen schrägen Querbalken des russischen Kreuzes und ist unten noch durch Ornament verziert. Oben eine Öse zum Anhängen. Anscheinend ist das Hauptkreuz dicht mit einer Inschrift bedeckt, die aber kaum zu entziffern ist.

4. Bronzeanhänger, gefunden bei Skelett 4 an der rechten Schulter (Abb. 2d). Ein Kreuz aus dünnem Bronzeblech mit einem darauf liegenden kleinen Kreuz, das Reste ehemaliger Verzierung und am unteren Teil des Vertikalbalkens gleichfalls den schrägen Querbalken des russischen Kreuzes zeigt. Oben eine Öse zum Anhängen. Länge 3,7 (ohne Öse), Breite 2,6 cm.

Alle vier Anhänger sind durch den Stil der bildlichen Darstellungen, durch die Form des Kreuzes und durch die Inschriften als russische Amulette klar gekennzeichnet. Die beiden

Anhänger, die das Bild der Maria mit dem Kinde tragen, zeigen durchaus die byzantinisch-archaisierenden Merkmale der kirchlichen Kunst der russisch-orthodoxen Kirche, wie sie auch auf den kleinen russischen Feldaltären selbst späterer Zeiten noch üblich sind. Durch den glücklichen Zufall, dass die eine der fünf Leichen als Beigabe einen Dreigröscher mit der Prägungszahl 1754 bei sich hatte, ist ein terminus post quam gegeben. Wir können also mit Bestimmtheit als Ergebnis folgendes sagen: In dem Massengrab sind fünf Russen, vielleicht russische Soldaten, begraben, die nach 1754, also wahrscheinlich während des Siebenjährigen Krieges, bei Meislatein ihren Tod gefunden haben. Der Befund einiger Schädel legt den Schluss nahe, dass sie erschlagen worden sind. Die Abnutzung der Münze, die nicht nur durch die Lagerung in der Erde zu erklären ist, nötigt, diesen Vorgang an das Ende des Siebenjährigen Krieges zu verlegen. Da Elbing von 1758 bis 1762 von den Russen besetzt gewesen ist, könnten wir wohl annehmen, dass die Russen während dieser Zeit ihr Ende gefunden haben.

Näheres über diesen Vorgang hat sich nicht ermitteln lassen. Die Kirchenbücher von Pr. Mark enthalten, wie mir Herr Pfarrer Holland gütigst mitteilte, keinerlei Angaben über eine Bestattung von Russen in jener Zeit. Auch über das frühere Vorhandensein einer christlichen Kapelle auf dem Goldberg, sowie eines Friedhofs am Fusse desselben und eines Armenfriedhofs im besonderen liess sich aus den Kirchenbüchern nichts feststellen. Dass aber wenigstens ein Armenfriedhof dort in späterer Zeit, d. h. nach der Anlage des Massengrabes, bestanden hat, ist durch die Ausgrabung als erwiesen anzusehen.

Die Fundgegenstände befinden sich im Städtischen Museum zu Elbing (Kat. Nr. 3969, a—d). Herrn Gutsbesitzer Klempnauer-Meislatein, der dieselben uns freundlichst überliess, sei dafür wie für die Genehmigung der Ausgrabung bestens gedankt.

Neuere Beobachtungen über das Vorkommen der Mistel im Stadt- und Landkreise Elbing.

Von Traugott Müller.

Im ersten Heft des Elbinger Jahrbuches findet sich eine übersichtliche Zusammenstellung des Vorkommens dieser Pflanze in besonderer Beziehung zu ihren Wirtspflanzen. Inzwischen ist eine Reihe von Beobachtungen gemacht worden, welche die bisherigen Angaben richtigstellen, ergänzen und erweitern und daher wohl verdienen, weiteren Kreisen bekannt gegeben zu werden.

Was die bisher bekannten Wirtspflanzen anlangt, so ist hinsichtlich der Kiefermistel hervorzuheben, dass diese Abart trotz gewissenhaften Beobachtens nur auf der Frischen Nehrung nachzuweisen ist. Ihr Vorkommen ist jedoch weiter östlich als früher festgestellt worden. Galt früher der beim „Waldhäuschen" stehende misteltragende Kieferstamm als das am weitesten nach Osten gelegene Vorkommen auf diesem Gebiet, so wurden durch die sorgfältigen Nachforschungen des Herrn Hegemeister Graeber in der Staatsforst östlich Kahlberg auf der Südseite der Nehrungsstrasse zwei weitere Kiefernmisteln aufgefunden. Eine dritte Kiefermistel entdeckte Herr Oberstudienrat Simon-Berlin auf der Nordseite des genannten Verkehrsweges. Von den schon bekannten misteltragenden Kiefern sind leider mehrere der Axt zum Opfer gefallen: eine in Vogelsang und zwei weitere in der Nähe des Samenkammes zwischen Langhaken und Schellmühl. Dafür wurde vom Hegemeister Graeber eine stammwüchsige Mistel nördlich Liep festgestellt. Vollständig abgestorben ist die im 28. Bericht des Westpr. Bot.-Zoolog. Vereins, S. 100, abgebildete stammwüchsige Mistel. Der Stamm der Kiefer zeigt an der Stelle eine leichte Harzabscheidung.

Von den misteltragenden Laubhölzern ist die Silberweide in den Parkanlagen am Hauptbahnhof durch Niederschlagen der Bäume fast vollständig verschwunden. Die S. 110 im Heft 1 des Elb. Jahrb. erwähnte Silberweide des Kasinos hat die Mistel

nicht durch „übertriebene gärtnerische Fürsorge“ verloren, sondern dieser Halbparasit ist, wie sich beim Fällen der Weide herausstellte, abgestorben. Ein Stück des befallenen Astes konnte geborgen werden und wird im Städtischen Museum aufbewahrt.

Ebendort befindet sich auch ein Aststück des im Kasino gefällten Zuckerahorns, vgl. S. 108 meiner Arbeit. Dafür wurden zwei weitere Zuckerahornbäume im Kasino als Mistelträger aufgefunden.

Die S. 109 gemachte Angabe: „An der Cadiner Chaussee zwischen „Forstetablissement Panklau“ und Cadinen fehlen die Misteln vollständig,“ trifft nicht mehr zu. An der genannten Chaussee sind einige Ebereschenbäume mit Misteln besetzt. Von der Hohen Esche war 1920 nur ein Exemplar bei Stolzenhof bekannt. Neuerdings wurde ein zweites Exemplar an der Chaussee in der Nähe von Seeteich aufgefunden.

Ausser den bisher bekannten Mistelträgern: 1. Kleinblättrige und 2. Grossblättrige Linde, 3. Schwarzpappel, 4. Spitzahorn, 5. Zuckerahorn, 6. Weissdorn, 7. Apfelbaum, 8. Eberesche, 9. Silberweide, 10. Knackweide, 11. Robinie, 12. Trauben- oder Ahlkirsche, 13. Hohe Esche sind neuerdings folgende Laubhölzer als Träger von Misteln in unserer Heimat aufgefunden: 1. Birnbaum in der Nähe von Vogelsang und in Pangritz-Kolonie, 2. Espe bei Gr. Wesseln und in einer Schlucht bei Vogelsang, 3. Schwarzerle an der Hommel an der Grenze des alten Marienkirchhofes, 4. eine noch nicht bestimmte Weidenart, 5. Rosskastanie im Park von Cadinen, von Frl. Esau aufgefunden, 6. Schlehdorn bei Meislatein, von Herrn Lehrer Klink aufgefunden, 7. Kirschbaum bei Hütte nach der freundlichen Mitteilung des Herrn Lehrer Böhm. Die früher vorhandenen misteltragenden Silberpappeln in Eichfelde sind seit langen Jahren gefällt. Von den aufgeführten Laubbäumen sind nach dem grossen Werke von Tubeuf: Monographie der Mistel. München und Berlin 1923, besonders selten die Rosskastanie, die in England und in der Schweiz beobachtet wurde, die Hohe Esche, die in Müddersheim, Driedorf und Caslau aufgefunden wurde, auch die Erle („verbürgte Funde nur wenige“) als Mistelträger besonders beachtenswert. Für die Erlenmistel ist der Schutz des zurzeit einzigen Exemplars im Reg.-Bez. Westpreussen bei der entsprechenden Stelle für Naturdenkmalpflege beantragt worden. Mögen diese seltenen Vorkommen sich noch lange des Schutzes erfreuen und erhalten bleiben!

Prof. Wilhelm Räuber †.

(Mit einem Bildnis.)

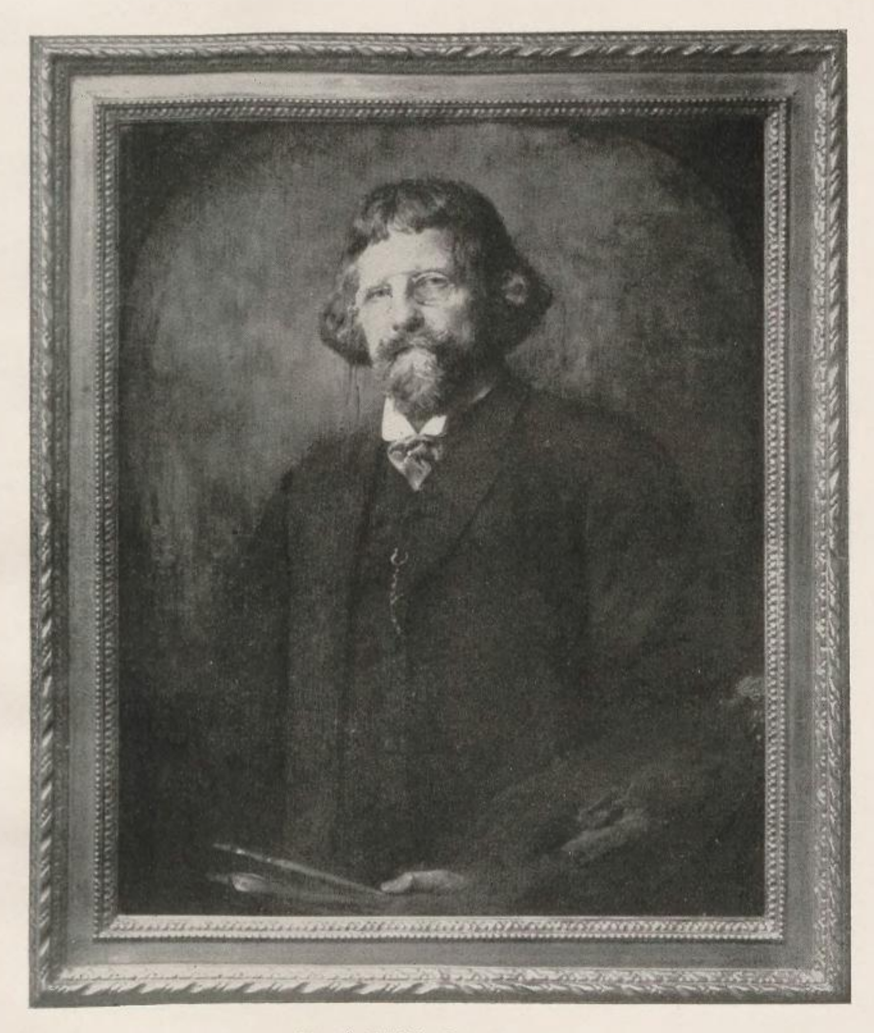
Ein Nachruf von B. Ehrlich.[1])

Am 25. Januar 1926 starb im Alter von 76 Jahren zu München der akademische Maler Prof. Wilhelm Räuber. Mit ihm ist einer der letzten aus dem alten Stamme der Münchener Künstlerschaft dahingegangen, ein Mann, dem es in einer an bedeutenden Künstlerpersönlichkeiten sehr reichen Epoche Münchener Malerei gelungen war, künstlerischen Ruhm weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus zu erlangen. Fast ein halbes Jahrhundert hat er in München gelebt und fast bis zum letzten Tage seines Lebens noch eifrig geschaffen. Seine Wiege aber hat in Westpreussen gestanden, und für seine westpreussische Heimat schlug sein Herz bis zum letzten Augenblick.

Er wurde am 11. Juli 1849 in Marienwerder geboren als dritter Sohn des Kaufmanns Friedrich Räuber und seiner Gattin Ida geb. Kessler, die einer alten Hamburger Patrizierfamilie entstammte. Im dritten Jahre seines jungen Lebens siedelte die Familie nach Elbing über, da seinem Vater durch Erbschaft die Weingrosshandlung am Alten Markt im sogenannten „Königshause“, heute P. H. Müller, zugefallen war. Sein Vater gelangte in Elbing bald zu grossem Ansehen. Er wurde Stadtrat und Kommerzienrat. Ein bleibendes Denkmal haben er und seine um die Armenpflege hochverdiente Gattin sich durch mehrere hochherzige Stiftungen für wohltätige und kulturelle Zwecke gesetzt. So stiftete Friedrich Räuber für die Unterhaltung des Stadttheaters 25 000 Mark und zur Erwerbung von Kunstgegenständen für das Elbinger Städtische Museum 20 000 Mark. Die Stadt Elbing hat das Andenken an diesen hochverdienten Bürger dadurch geehrt, dass sie eine vor einigen Jahren neu entstandene

---

[1]) Zu dem folgenden Nachruf hat mir Frau Bertha Räuber, die Witwe des Künstlers, gütigst biographisches Material zur Verfügung gestellt, das ich benutzt habe. Auch an dieser Stelle spreche ich der verehrten Frau dafür meinen herzlichsten Dank aus. Liebe und Verehrung für ihren Gatten haben ihr die Feder geführt. Zu dieser Verehrung gesellt sich die Hochachtung und Bewunderung, die dem Künstler die Heimat entgegenbringt. B. E.



Prof. Wilhelm Räuber


Stadt-
Bibliothek
Elbing

Strasse im Herzen der Stadt nach ihm benannte. So wuchs der junge Wilhelm Räuber vom dritten Jahre seines Lebens an in der alten Ordens- und Hansestadt Elbing heran, betreut von einer unendlich gütigen, warmherzigen Mutter und geleitet durch den energischen, vorausblickenden Vater.

Er besuchte die Realschule, die damals von dem hervorragenden Schulmanne Direktor Friedrich Kreyssig geleitet wurde. Dieser Lehrer verstand es, wie wohl selten einer, der Jugend Weitblicke und Richtlinien, kurzum Ideale zu geben. Stets hat Wilhelm Räuber mit grösster Verehrung dieses vorzüglichen Lehrers gedacht. Dieser war es auch, der in ihm zuerst das Interesse für geschichtliche Studien geweckt hat. Anregungen in dieser Beziehung aber gab ihm jedenfalls auch sein durch zahlreiche geschichtliche Erinnerungen geweihtes Elternhaus, das „Königshaus", das in früheren Jahrhunderten gar oft Fürstlichkeiten und andere hochgestellte Persönlichkeiten beherbergt hatte, und weitere Anregungen erhielt er zweifellos bei seinen Wanderungen durch die Strassen der Altstadt Elbing mit ihren Beischlägen, ihren altehrwürdigen Giebeln, die von dem Kunstsinn früherer Zeiten zeugten.

Früh schon machte sich bei ihm ein ausgesprochenes Talent zum Zeichnen bemerkbar. Vor allem waren es Pferde, denen er die meiste Aufmerksamkeit schenkte. Da von dem tatkräftigen Vater diese künstlerische Neigung seines Sohnes beachtet wurde, so erhielt der junge Wilhelm von nun an in dem alten Zeichenlehrer und Maler Karl Müller in Elbing einen Führer, dem er bei den sonntäglich abgehaltenen Zeichenstunden mit brennendem Eifer folgte. So wurde dieser ihm der erste Lehrer und Führer zur Kunst.

Bei Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges trat Wilhelm Räuber als Einjährig-Freiwilliger bei den Elbinger Ulanen ein, doch kam er nicht mehr ins Feld. Nach der Beendigung seines Dienstjahres galt es, sich für einen Beruf zu entscheiden. Sein Vater fasste als praktisch denkender Kaufmann für ihn in erster Linie einen auskömmlichen Beruf ins Auge. Unter Berücksichtigung seiner ausgesprochenen Neigung für die Tiere wollte er ihn daher Landwirt werden lassen. Doch zog er liebevoll die innere Einstellung seines Sohnes noch mehr in Rechnung und liess in Berlin von keinem Geringeren als Peter Cornelius das Zeichen- und Maltalent seines Sohnes prüfen. Er wollte sich Gewissheit holen, ob seine Anlagen die Aussicht erweckten, dass sich aus ihm ein ganzer Künstler entwickeln könnte. Peter Cornelius äusserte sich sehr anerkennend. „Lassen Sie den jungen Mann nur Maler werden," sagte er, „denn wenn der Landwirt wird, zeichnet er doch nur Tiere." So war die Lauf-

bahn Wilhelm Räubers entschieden. Dieser Entschluss des Vaters muss um so mehr anerkannt werden, als man sich in der damaligen Zeit in einer strengen Kaufmannsfamilie eben nicht allzuviel unter einem Maler vorstellen konnte. Auch Wilhelm Räuber selbst hat sich, wie er später oft lachend erzählte, anfangs immer etwas geschämt, wenn er sagen musste, dass er Maler werden wollte.

Er bezog die Akademie in Königsberg, wo er auch zum ersten Male durch einen Preis ausgezeichnet wurde. Aber bald zog ihn seine Sehnsucht weiter nach dem Süden, und er siedelte schon 1872 nach München über. Er begeisterte sich an den Werken eines Piloty, ihn entflammten Lehrer wie Anschütz und Alexander Wagner. Besonders aber war es W. Diez, dessen Schule er sich in heller Begeisterung anschloss. Damit begann auch zugleich die grosse Zeit seines künstlerischen Schaffens.

Über dieses Schaffen des Künstlers in München bis zu seinem Tode schreibt seine Witwe, Frau Bertha Räuber, folgendes:

In dieser Zeit stand die Historienmalerei in hoher Blüte. So war es speziell die Zeit des 30jährigen Krieges mit seinen ewig wechselvollen Zeitläuften — dazu die kostümlich farbige Note, die seiner Phantasie die Anregung zu seinen vielen malerischen Motiven gab.

In der damaligen Diez-Schule wurde früh Wert auf Studienköpfe gelegt, und darin hat Wilhelm Räuber Hervorragendes geschaffen. Daran anschließend kam die Portraitmalerei. Aus dieser Zeit stammt das „Bildnis der Mutter" 1875, das ihm die kleine goldene preußische Medaille eintrug. Es folgte der „Kupferstecher Dirr" [Galerie Hannover], Oberbürgermeister Thomale [Elbing] und Geheimer Kommerzienrat Schichau in Elbing [1892] und viele andere. Von nun an wandte er sich mehr der Historienmalerei zu.

Sein schon früh in der Schule durch Kreyssig und andere geweckter geschichtlicher Sinn, dazu immerwährendes Lesen deutscher Geschichtswerke begeisterten ihn für den Großen Kurfürsten und so entstand 1883 „Die Uebergabe von Warschau an den Großen Kurfürsten", ein Gemälde, das später von der Nationalgalerie Berlin erworben wurde. Es folgten nun „Tod Gustav Adolfs von Schweden" [Galerie Karlsruhe], späterhin ein Entwurf Franz I., der aber nie ausgeführt wurde, da inzwischen die Historienmalerei von der Genremalerei verdrängt worden war. Im Jahre 1906 führte er einen größeren Auftrag des Deutschen Museums aus: „Die Vorführung der Magdeburger Halbkugeln Otto von Guerikes".

Schier unerschöpflich war er auf dem Gebiet der Genre-Malerei. Da ergötzte sich seine Phantasie in der Romantik des 30jährigen Krieges und schilderte die bewegte und lebensvolle damalige Zeit, aber immer mit warmem deutschen Herzen. Auch auf dem Gebiet der Sage suchte er mit Inbrunst seine Gestalten. Es entstand „Die Bekehrung des Hubertus" [Neue Pinakothek, München], auch „Genovefa" [Köln], und mit 72 Jahren malte er seinen „Sankt Georg". — In diesen drei letztgenannten Bildern fühlen wir uns immer wieder von der Tiefe und Innigkeit seines Gemütes ergriffen und hält uns seine Auffassung von „Naturalismus" gefangen. Beachtenswert ist auch der „Kurbrunnen von Kissingen", ein Motiv, das mehr der Gegenwart, d. h. den 80er Jahren, entnommen war.

Zwischendurch entstanden viele beachtenswerte Portraits.

Ob er in seinen mannigfachen Bildern aus jener Zeit des 30jährigen Krieges „Rauhe Krieger“, „Unsichere Landstraße“, „Herrenrechte“, „Fröhlich übermütige Jagdzüge“, ob er Szenen intimer Häuslichkeit malte, ob er die holde Minne auf seinen Bildern grüßte oder die „Zurückgezogenheit eines hohen Geistlichen“, zu dem liebe Verwandte zu Besuch kommen — immer wieder spüren wir den warmen Hauch seiner reinen Auffassung und der Ritterlichkeit seiner Gesinnung.

Der Ausbruch des Weltkrieges 1914 unterbrach seine frohe Schaffensfreude und lenkte seine Gedanken dem großen Geschehen zu. Sein reges geschichtliches Interesse ward ganz den gegenwärtigen Erlebnissen zugewandt und lähmte auf Jahre seine künstlerische Betätigung. Erst 1920/21 wieder, als unser Vaterland am Boden lag und sein Tiefstand und seine Not die Grenzen des Menschenwürdigen zu verlassen schien, erwachte in ihm die Freude zur Allversöhnerin Kunst, und fortan diente er nur noch „ihr“ und schuf in jugendlichem Eifer und Hingebung, bis das Schicksal sein gebieterisches Halt ihm entgegenhielt. Am Nachmittag des 16. Januar 1926 — er hatte bis 1 Uhr an einer kleinen Wiederholung der „Magdeburger Halbkugel“ gearbeitet, und diese wäre in den nächsten Tagen vollendet worden — traf ihn bei Tisch ein Schlaganfall. Noch einmal schien es, als ob die allbekannte, jugendliche, stürmische Lebenskraft über die vorhandene Schwäche siegen wollte. Wie groß war die Sehnsucht nach Luft und Licht, und wie trank er sich satt an den göttlichen Gaben — um dann in bewegter Gebärde seinem Dank und seinem Abschied an dasselbe Ausdruck zu verleihen. Am 25. Januar, abends ½8 Uhr, erlosch sein Lebenslicht.

Noch die letzten Tage seines Lebens las er voller Interesse die Biographie Rembrandts, und an dem tragischen Geschick dieses Großen suchte auch er sich wieder aufzurichten.

Und so wollen wir nicht die Feder aus der Hand legen, ohne hinüber zu schauen, Abschied nehmend von seinem gottbegnadeten Künstlertum, und die Gewissheit in uns fühlen:

„Auch er war Einer, ein Auserwählter“.

In den letzten Jahren seines Lebens war es Wilhelm Räuber noch einmal vergönnt, seine liebe westpreussische Heimat wiederzusehen. Als durch den Frieden von Versailles unsere engere Heimat, die Heimat des Künstlers, schwer bedroht war, liess es sich der 71jährige nicht nehmen, hierher zu kommen, um seiner Abstimmungspflicht zu genügen. Da nahm er Abschied von der stets geliebten westpreussischen Heimat, auch von Elbing, wo er alle Stätten der ihm lieb gebliebenen Jugenderinnerung aufsuchte, auch noch manchen alten, lieben Bekannten und Freund und werte Verwandte wiederfand. Wie freuten auch wir uns damals noch über seine fast jugendlich zu nennende Frische, seine glühende Vaterlandsliebe. Im städtischen Museum, dessen Besuch ihm grosse Freude machte, besichtigte er mit besonderem Interesse die Waffensammlung und konnte uns aus seiner gründlichen Kenntnis heraus manche lehrreichen Aufschlüsse über die Entstehungszeit einzelner Stücke und über die Schwertfeger geben, in deren Werkstätten sie geschmiedet waren. Nun ruht seine irdische Hülle in kühler Erde, weilt sein Geist in der

ewigen Heimat, aus der ihm die Inspiration zu seinem künstlerischen Schaffen zuströmte.

Der Elbinger Altertumsgesellschaft gehörte er freilich nicht an. Aber für ihre Ziele und Aufgaben erwärmte er sich. Seiner historischen Einstellung gemäss war er ein eifriges Mitglied des Altertumsvereins München, und man legte dort Wert auf sein Urteil, und sein grosses Wissen besonders in der Kostümkunde des 16. und 17. Jahrhunderts wurde in diesem Kreise viel beachtet.

Die Stadt Elbing besitzt von Wilhelm Räuber zwei Gemälde, die aus dem Nachlass von Friedrich Räuber als dessen Vermächtnis herrühren: „Tod Gustav Adolfs“ und „Jagdrecht früherer Zeiten“, ausserdem das Porträt des Oberbürgermeisters Thomale. Andere Gemälde und Porträts befinden sich im Privatbesitz. Diese Gemälde und Porträts werden das Andenken an diesen westpreussischen Maler Münchens wach erhalten. Aber auch so wird der Name Wilhelm Räuber für Elbing ebenso unvergesslich bleiben wie der seines Vaters Friedrich Räuber. Er ist einer von den grossen Söhnen Westpreussens, auf die die Heimat stets stolz sein wird.

Er ruhe in Frieden!

Bernhard Rathgen und die Elbinger Altertumsgesellschaft.

Von B. Ehrlich.

Am 21. Februar 1927 starb hochbetagt im 80. Jahre seines arbeitsreichen Lebens in Marburg a. d. Lahn das korrespondierende Mitglied der Elbinger Altertumsgesellschaft, der kgl. preussische Generalleutnant a. D. Dr. h. c. Bernhard Rathgen. Mit ihm ist einer der ehrwürdigsten Veteranen aus der grossen Zeit der nationalen Einigung Deutschlands dahingegangen. Er entstammte einer alten niederdeutschen Familie. Seine Wiege stand in Kopenhagen, wo er als Sohn des Staatsrats und Chefs der Justizabteilung der schleswig-holsteinischen Kanzlei im dänischen Ministerium Rathgen am 4. September 1847 geboren wurde. Er besuchte die Gymnasien zu Weimar und Arnstadt und trat 1865 als Offiziersanwärter in die 8. Artillerie-Brigade zu Koblenz ein. Er kämpfte bei Münchengrätz und Königgrätz mit, wurde im Deutsch-Französischen Krieg bei der Beschiessung von Paris im Januar 1871 verwundet und trat nach dem Kriege zur Fussartillerie über. Nach ehrenvoller Laufbahn, während der er sich als Organisator der deutschen Artillerie verdient gemacht, trat er im Mai 1901 mit dem Range eines Generalleutnants in den Ruhestand, nachdem er zuletzt Kommandeur der 4. Fussartillerie-Brigade zu Strassburg im Elsass gewesen war.

Nach seiner Verabschiedung widmete er sich ganz der wissenschaftlichen Tätigkeit, bis 1918 in Strassburg, das er sich als Ruhesitz erwählt hatte, von 1918 an, als er diese von ihm geliebte Stadt verlassen musste, in Marburg. Während des Weltkrieges war er noch etwa zwei Jahre in leitender Stellung in Namur tätig, kehrte dann nach Strassburg zurück und organisierte hier ausserdienstlich die Jugendwehr. Wie sehr ihm sein Elsass ans Herz gewachsen war, bezeugt der Umstand, dass er eine von ihm und anderen vertriebenen Elsässern in Marburg gegründete Neusiedlung „Elsasshausen" nannte. Bei seinem Fortzuge von Strassburg musste er leider den grössten Teil seiner bedeutenden Waffensammlung zurücklassen. Nur einen

Teil dieser Sammlung konnte er nach Marburg mitnehmen. Unter den Gemälden, die er mitgenommen hatte, befand sich auch eins von der Belagerung von Paris. Auf diesem war auch er selbst als Leutnant im Gefolge Kaiser Wilhelms I. abgebildet, der mit seinem Stabe auf einer Anhöhe vor Paris steht. Mit grösster Verehrung sprach er stets und gern von seinem obersten Kriegsherrn, und der Kaiser-Wilhelm-Bart, den er trug, bekundete auch äusserlich seine innerliche Zugehörigkeit zu der ruhmreichen Armee des grossen Kaisers.

Seine wissenschaftliche Tätigkeit galt in erster Linie der Pulverwaffe. In jahrzehntelanger Arbeit hat er unter Aufwendung grosser Opfer an Zeit, Kraft und Geld eine umfangreiche Geschichte der Pulverwaffe geschrieben und hat an ihr gearbeitet, bis der Tod ihm die Feder aus der Hand riss. Mit zäher Energie hat er die Urkunden des Inlandes wie des Auslandes studiert, um sein Werk auf festgegründete Fundamente zu stellen. Den härtesten Kampf aber hatte er zu führen, um einen Verleger für das gewaltige Werk zu finden. Lange war dieser Kampf erfolglos. Die hohen Kosten der Drucklegung schreckten auch sonst unternehmungslustige Verleger ab. Endlich stand er vor der Erreichung seines Zieles. Der Druck begann. Unter Aufbietung seiner letzten Kräfte arbeitete er nun mit Hilfe einer Sekretärin an der Fertigstellung des Manuskripts, arbeitete er an der Vervollständigung der Literaturübersichten für die Teile seines Werkes, die schon ein Jahrzehnt und länger fertiggestellt waren. Im November 1926 schrieb er noch an mich: „Ich habe mit meiner Arbeit jetzt unausgesetzt voll zu tun, um noch vor dem Lebensabschluss mit ihr fertig zu werden.“ Und die letzte Karte, die ich von ihm erhielt, schloss mit den Worten: „Hoffentlich reichen meine Kräfte aus.“ Sein Wunsch ist leider nicht in Erfüllung gegangen. Doch konnte er wenigstens in dem Bewusstsein scheiden, dass die Drucklegung des ganzen Werkes gesichert war.[1])

Während der Zeit vergeblichen Suchens nach einem Verleger brachte er Teile seines Werkes in verschiedenen Zeitschriften zum Abdruck. Auf diese Weise suchte er das Interesse weiterer Kreise für das ganze Werk zu erwecken. So trat er auch mit der Elbinger Altertumsgesellschaft in Verbindung, um die Ost- und Westpreussen betreffenden Abschnitte zum Abdruck im „Elbinger Jahrbuch“ anzubieten. Nunmehr erschienen, nachdem Naumburg schon mit dem Abdruck eines Abschnitts der Gesamtunter-

---

[1]) Das Werk wird herausgegeben vom Verlag des Vereins Deutscher Ingenieure in Berlin und ist bis auf den Überblick und das Sachregister schon fertiggestellt.

suchung vorangegangen war, im Heft 2 des „Elbinger Jahrbuchs" (1922) der XXXIII. Abschnitt der Gesamtarbeit „Die Pulverwaffe im Deutschordensstaate bis zum Jahre 1450" mit einem Anhang „Ein Alt-Elbinger Geschütz aus Peter Vischers Giesshütte", und im 4. Hefte (1925) folgte die Abhandlung „Die faule Grete" mit kulturgeschichtlich wertvollen Abbildungen nach Originalzeichnungen von Prof. Anton Hoffmann in München. Diese Abhandlung übernahm auch als Sonderdruck die „Schwere Artillerie" in München. In der Folge konnte Rathgen dann auch noch weitere Sonderschriften veröffentlichen: „Das Aufkommen der Pulverwaffe", „Die Pulverwaffe in Indien", „Pulver und Salpeter", Abhandlungen, die ebenso wie die zahlreichen Aufsätze, die er als ständiger Mitarbeiter waffentechnischer Zeitschriften veröffentlichte, von der Wissenschaft hoch anerkannt wurden.

Ein grosses Verdienst Rathgens ist es, dass er gegenüber den bisher geltenden durch Köhler vertretenen Ansichten über die Entstehung der Pulverwaffe unwiderleglich nachwies, dass die Pulverwaffe eine deutsche Erfindung sei. Er kommt aber auch zu dem Ergebnis, dass nicht nur die Pulverwaffe selbst, sondern auch die Erzeugung und Verwendung des künstlichen Salpeters als eine deutsche Erfindung des 14. und 15. Jahrhunderts anzusehen ist.

In Anerkennung seiner hohen wissenschaftlichen Verdienste und des ihr selbst bekundeten hohen Interesses ernannte die Elbinger Altertumsgesellschaft gelegentlich ihres 50jährigen Stiftungsfestes im Jahre 1923 Bernhard Rathgen zum korrespondierenden Mitgliede. Die gleiche Auszeichnung wurde ihm später von der Historischen Kommission für ost- und westpreussische Landesforschung zuteil. Die höchste wissenschaftliche Ehrung erwies dem greisen Forscher aber die philosophische Fakultät der Universität Marburg, die ihn kurz vor Weihnachten 1925 zum Ehrendoktor ernannte. Das war für Bernhard Rathgen, der sonst nicht nach äusseren Ehrungen trachtete, eine ganz besondere Freude.

Der Elbinger Altertumsgesellschaft fühlte er sich in der kurzen Zeit der Zusammenarbeit mit ihr eng verbunden. Trotzdem wir nur die Empfangenden waren, gab er immer wieder seinem Dank dafür Ausdruck, dass wir durch Abdruck der beiden grösseren Abschnitte seines Werkes ihm die Wege zu weiteren Teildrucken, ja schliesslich zum gesicherten Erscheinen der Gesamtarbeit geebnet hätten. Trotz seiner grossen Arbeitslast fand er immer Zeit, eifrig zu korrespondieren. Und die Briefe Rathgens an die Elbinger Altertumsgesellschaft enthalten eine grosse Fülle interessanter und wertvoller wissenschaftlicher

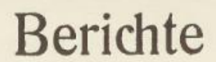
Anregungen nicht nur zur Waffengeschichte, sondern überhaupt zur Kulturgeschichte des Ostens, besonders in der Ordenszeit. Auch befinden sich in ihnen mancherlei Mitteilungen über die ihm verwandten Familien Schmoller und Niebuhr.

Gern gedachte er einer Dienstreise, die ihn vor Jahrzehnten als jüngeren Offizier nach Ost- und Westpreussen geführt hatte. Lebhaft wusste er noch die Eindrücke einer Fahrt von Cadinen nach Elbing zu schildern. Er besuchte damals auch die Familie Alsen in Drewshof.

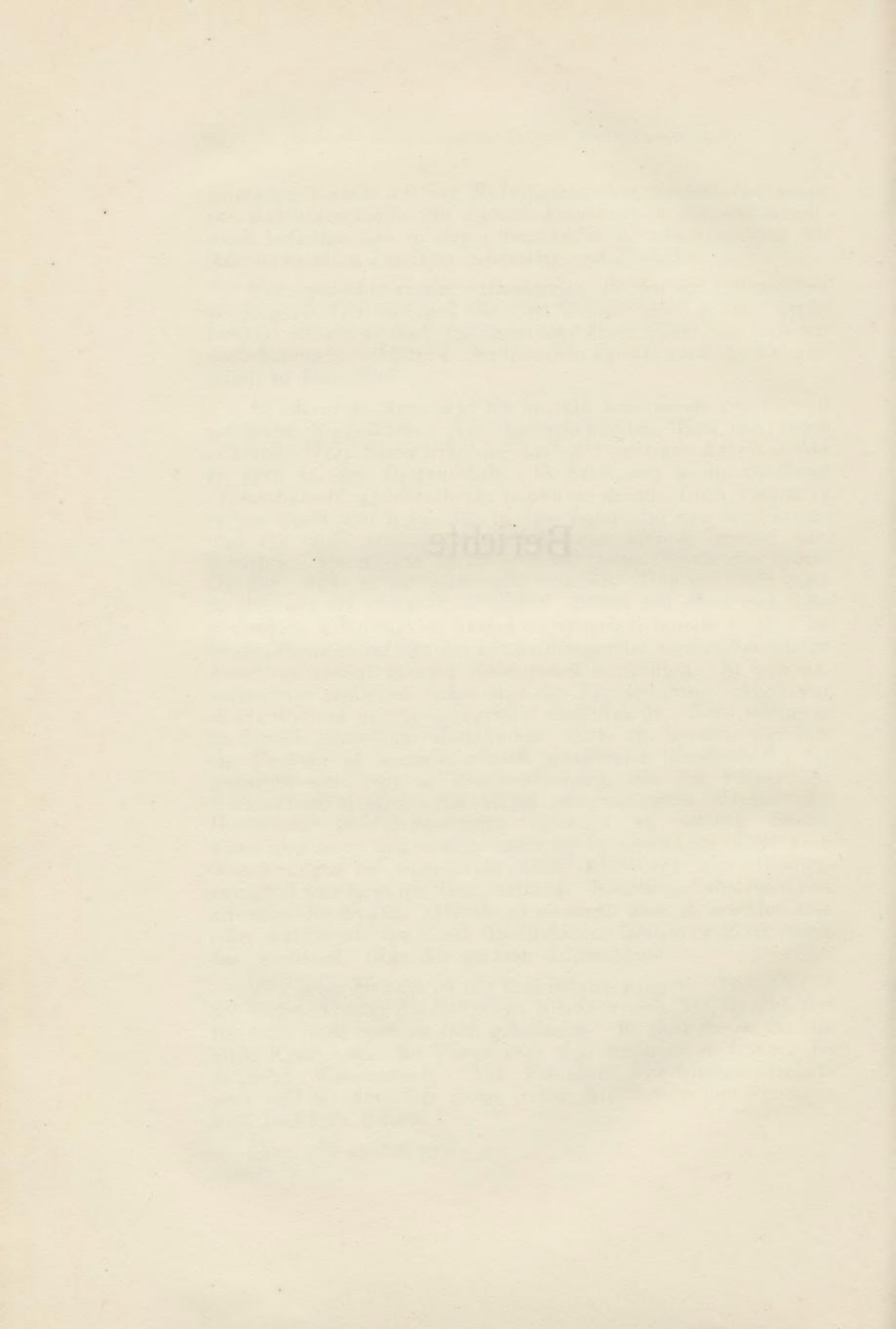
Bernhard Rathgen war bis an sein Lebensende ein Freund schlichter Einfachheit. Auf Äusserlichkeiten, Titel usw. legte er keinen Wert. Seine Erholung nach der geistigen Arbeit suchte er gern in der Gartenarbeit. Er hatte sich in der Siedlung „Elsasshausen" gleichfalls ein Landhaus gebaut. Doch wohnte er in der Stadt und hatte sich in dem Landheim nur den Garten und ein aufs einfachste eingerichtetes kleines Zimmer vorbehalten. Da pflegte er im Sommer seine Obstbäume, baute Gemüse. Jede Arbeit verrichtete er selbst. Und zur Ruhe legte er sich auf ein einfaches Feldbett. Selbst auf diese ihm liebgewordene Erholung bei harter Gartenarbeit musste er aber im letzten Sommer infolge der immer dringender werdenden letzten Arbeit an seinem grossen Geisteswerk verzichten. Er war unverheiratet geblieben, liebte aber das Familienleben. Auch war er ein Freund geistig anregender Geselligkeit. Gern weilte er im Kreise ehemaliger Kameraden. Aber am liebsten war ihm ein Verkehr in wissenschaftlich anregender Gesellschaft. Er beteiligte sich rege an Veranstaltungen, die der Pflege der Heimatliebe dienten. Als eifrig mitarbeitendes Mitglied des Hessischen Geschichtsvereins besuchte er fleissig dessen Versammlungen und machte auch bis in sein hohes Alter noch Wanderungen bei wissenschaftlichen Ausflügen mit. Überaus anregend war er in der Unterhaltung. Er schloss beim Sprechen zeitweise die Augen. Öffnete er sie dann aber, so erschien sein edles Antlitz wie von einem überirdischen Glanze verklärt durch das leuchtende Blau der grossen Augensterne.

Ein edler Mensch ist mit ihm dahingegangen. Trotzdem er die höchste Grenze des biblischen Alters erreicht hat, ist sein Tod für viele doch noch zu früh gekommen. Es trauern um ihn die alten Kameraden, die Verwandten und Freunde, es trauert die deutsche Wissenschaft. Die Elbinger Altertumsgesellschaft aber wird das Andenken dieses treuen Mitarbeiters und Freundes stets in Ehren halten.

Ave, pia anima, ave!



Berichte



Berichte

Berichte über die Tätigkeit der Elbinger Altertumsgesellschaft

in den Vereinsjahren 1923/24 und 1924/25.

Erstattet von dem Vorsitzenden Prof. Dr. Ehrlich.

1923/24.

Das Vereinsjahr begann mit dem 50jährigen Stiftungsfeste, und es war fast ganz erfüllt von den umfangreichen, anstrengenden Arbeiten, die der Umzug und die Neuordnung des Städtischen Museums erforderten, in dem auch die wertvollen Sammlungen der Altertumsgesellschaft untergebracht sind. Auch am Schluss des Vereinsjahres waren diese Arbeiten noch nicht abgeschlossen.

Der Mitgliederbestand hat sich seiner Zahl nach wenig geändert. Die Flucht aus den Vereinen, die sich in fast allen hiesigen Vereinen in bedauerlicher Weise fühlbar gemacht hat, hat zwar auch uns leider betroffen, indem 17 Mitglieder ausgetreten sind. Wir bedauern lebhaft den Verlust derselben, hoffen aber, dass diese Mitglieder sich bald wieder zu uns zurückfinden werden. Ausserdem sind uns acht Mitglieder durch Fortzug von Elbing verloren gegangen. Auch der Tod hat leider mehrere Lücken in unseren Kreis gerissen. Es starb Herr Rektor Arendt, der nur einige Jahre als Flüchtling in Elbing geweilt hatte, uns aber vielfach sein Interesse besonders für Vorgeschichte bekundet hat. Ferner starb im blühenden Mannesalter Herr Direktor Vandenesch, gleichfalls ein treuer Freund und oftmals auch ein eifriger Helfer der Altertumsgesellschaft. Unvergesslich wird uns zumal seine tatkräftige Hilfe bei der Bergung des Flussschiffes von Englisch Brunnen bleiben. Schliesslich entriss uns gegen Ende des Vereinsjahres der Tod Herrn Dr. Carl Fridolf Carlson, den Inhaber der Schichauwerke. Seine Zeit erlaubte es ihm nicht, sich an unseren Sitzungen und Vorträgen zu beteiligen. Aber er hatte ein erfreuliches Verständnis und Interesse für die heimatkundliche Arbeit, die die Altertumsgesellschaft leistete, und hat uns mehr-

fach in hochherziger Weise geholfen. So hat er durch eine erhebliche Beihilfe die Herausgabe des ersten Heftes des Elbinger Jahrbuchs gefördert, und als das Museum vor dem Umzuge stand, der bedeutende Geldmittel erforderte, hat er für die Neuordnung der vorgeschichtlichen Sammlung der E. A.-G. fünf neue Schränke im Werte von 2550 Goldmark gestiftet, wodurch die Aufstellung einer Schausammlung ermöglicht wurde, in der der hohe Wert gerade dieser bedeutenden Sammlungen erst richtig zur Geltung kommt. Der Verlust dieses edlen Gönners, der in seiner vornehmen Gesinnung es nicht liebte, wenn von seinen Wohltaten in der Öffentlichkeit viel gesprochen wurde, ist uns besonders schmerzlich. Der Vorsitzende beteiligte sich als Vertreter der E. A.-G. an seiner Beisetzung und drückte in einem Schreiben Frau Carlson das Beileid der Gesellschaft aus. Wir ehren das Gedächtnis aller drei Entschlafenen, die wir nicht vergessen wollen, in üblicher Weise, indem wir uns von unseren Plätzen erheben.

Dem Verlust dieser 28 Mitglieder stehen nun aber viele Neumeldungen entgegen, so dass wir trotz allem mit einem Bestande von etwa 290 Mitgliedern gegen 310 im Vorjahre in das neue Vereinsjahr eintreten.

In der Generalversammlung am 10. Dezember 1923 wurde der alte Vorstand durch Zuruf wiedergewählt, ebenso der Ausschuss für Veräusserung von Gegenständen, die der E. A.-G. gehören, und die Rechnungsprüfer. Der Jahresbeitrag wurde wieder den Satzungen entsprechend auf 3 M. festgesetzt.

Es fanden folgende ordentliche Sitzungen mit Vorträgen statt:

11. November 1923. Festsitzung zum 50. Jubiläum der E. A.-G. Der Vorsitzende hielt einen Vortrag über die „Geschichte und Ziele der Elbinger Altertumsgesellschaft“.

10. Dezember 1923. Dr. Ehrlich: Über die Ausgrabung einer Siedlung in Meislatein und über neue Erwerbungen des Museums. (Mit Vorlagen.)

4. Januar 1924. Museumsdirektor Dr. La Baume - Danzig: Spuren der eiszeitlichen Rentierjäger aus Norddeutschland. (Mit Lichtbildern.)

8. Februar 1924. Universitätsprofessor Dr. Ebert - Königsberg: Der Goldfund von Hammersdorf, Kr. Heiligenbeil, und die germanische Kunst der Völkerwanderungszeit. (Mit Lichtbildern.)

12. März 1924. Professor Dr. Traugott Müller-Elbing: Geschichte des Feuerzeugs. Mit Experimenten und Vorlage von alten Feuerzeugen.

Die Jubiläumsfeier am 11. November 1923 bedeutete eine grosse Ehrung der E. A.-G., der Jubilarin, durch die Spitzen der Behörden und die Vertreter befreundeter Vereine von nah und fern. Anderseits liess auch die E. A.-G. anlässlich ihres Jubiläums verdienten Freunden und Gönnern Ehrungen zuteil werden. Zu Ehrenmitgliedern wurden ernannt: Oberbürgermeister Dr. Merten, Stadtrat Stach, Provinzialkonservator Oberbaurat Schmid-Marienburg und Universitätsprofessor Dr. Ebert-Königsberg. Zu korrespondierenden Mitgliedern: Se. Exzellenz Generalleutnant z. D. Bernhard Rathgen-Marburg a. d. Lahn; Archivdirektor Geh.-Rat Dr. Karge-Königsberg; Museumsdirektor Dr. La Baume-Danzig und Museumskustos Heinrich Kemke-Königsberg. Sämtliche Herren haben die Ehrung mit Dank angenommen. Die in einfachem Rahmen gehaltene Feier wurde durch Gesänge des Elbinger Lehrergesangvereins eingeleitet und geschlossen. Nach der Festsitzung vereinigten sich viele der Teilnehmer zu einem gemütlichen Beisammensein im Kasino. Auch hier wurde noch manch herzliches Wort zu Ehren der E. A.-G. gesprochen, und auch der Humor kam zu seinem Recht. Eine Stiftung für Museumszwecke, die von dem Herrn Oberbürgermeister Dr. Merten überreicht wurde, ging leider den Weg aller Inflationsanlagen. Über die Jubiläumsfeier ist im 4. Heft des Elbinger Jahrbuchs ein Bericht erschienen (S. 145 ff.).

Die Aussentätigkeit der E. A.-G. beschränkte sich infolge der Last der Museumsarbeiten auf das Allernotwendigste. Vom 16. bis 19. Juni fand eine Ausgrabung in Wieck-Louisenthal statt, bei der zwei Herde einer zweiten neolithischen Siedlung etwa 300 m westlich der in den Jahren 1921 und 1922 untersuchten freigelegt und untersucht wurden. An dieser Ausgrabung, die u. a. durch den seltenen Fund von sechs grösseren Tongefässen begünstigt war, beteiligten sich auch unser koresp. Mitglied Museumsdirektor Dr. La Baume-Danzig und unser Ehrenmitglied Universitätsprofessor Dr. Ebert-Königsberg mit einem deutschen und drei Rigaer Studenten, die er als seine Hörer zu ihrer Belehrung mitgebracht hatte. An einem Tage nahm auch Prof. Dr. Müller an der Grabung teil. Ferner wurden am 4. Oktober durch den Vorsitzenden und Prof. Dr. Müller auf dem Grundstück unseres Mitgliedes Lehrers Klink in Meislatein mit dessen freundlicher Hilfe mehrere Stellen der schon 1923 festgestellten Siedlung untersucht. Herr Klink hat hier schon durch eigene Grabungen eine Reihe wertvoller Feststellungen und viele keramische Funde gemacht, auch selbst eine grössere Zahl von Gefässen aus den Scherben geschickt zusammengesetzt. Die Siedlung gehört nach den bis-

herigen Ergebnissen der römischen Kaiserzeit und der jüngsten heidnischen Zeit an.[1])

Zum Jubiläum der E. A.-G. erschien das 3. Heft des Elbinger Jahrbuchs, das wie seine Vorgänger freundliche und anerkennende Aufnahme gefunden hat.

Von dem der E. A.-G. gehörigen Burgwall ist folgendes zu berichten: Der neue Pächter, Krokowski, der zugleich der Pächter des Vereinshofes Lenzen ist, hat die Wege, Brücken und Aussichten in Ordnung gehalten und, wo es nötig war, ausgebessert bzw. freigelegt. Die Böschungen des Südostwalls sind jetzt durch Drahtverhaue gegen weitere Beschädigungen durch Betreten geschützt.

In seiner Eigenschaft als Vertrauensmann für kulturgeschichtliche Bodenaltertümer des Regierungsbezirks Marienwerder hat der Vorsitzende aus Mangel an Zeit ausserhalb des Kreises Elbing nichts unternehmen können. Eine vom Herrn Minister grundsätzlich genehmigte Herabsetzung der Pflichtstundenzahl im Hauptamte konnte wegen Mangels an Vertretern infolge des Beamtenabbaus nicht durchgeführt werden. Der Vorsitzende hat dem Vertrauensmann für Ostpreussen in einem Bericht leider mitteilen müssen, dass er, da er durch sein Hauptamt zu sehr in Anspruch genommen ist, falls keine Entlastung möglich ist, diese ehrenamtliche Nebentätigkeit werde aufgeben müssen.

In der Denkmalpflege hat die E. A.-G. im verflossenen Jahre viel leisten können. Vor allem wurden im Museum viele Gegenstände vor und bei der Neuordnung denkmalpflegerisch behandelt, wobei besonders mit grösstem Dank und aufrichtiger Anerkennung der unermüdlichen Tätigkeit unseres Konservators, des Herrn Konrektors Pahnke, zu gedenken ist. Ausserdem war etwa zwei Monate Herr Kunstmaler und Konservator Fahlberg im Museum tätig, um die Holzskulpturen zu konservieren, insbesondere sie gegen den Holzwurm zu schützen. Ausserdem gelang es, die Kirchengemeinden von St. Marien und St. Nicolai zu bestimmen, ihre gefährdeten Altäre und Holzskulpturen durch Herrn Fahlberg konservieren zu lassen. Das Gleiche geschah auf Veranlassung des Magistrats laut Antrag des Vorsitzenden mit dem Altar und den Skulpturen der St. Georgenkapelle, die dann vorläufig auch im Museum belassen wurden.

Die Instandsetzungsarbeiten an der St. Georgskapelle haben während des verflossenen Jahres wegen Mangels an Mitteln fast völlig geruht. Auf Renovationen öffentlicher und privater Bauwerke in der Stadt, die dem Denkmalschutze unterstehen, ein-

[1]) S. den Bericht im Elb. Jahrb. Heft 4, 1925, S. 163 ff.

zuwirken, ist die E. A.-G. nicht in der Lage gewesen. Erfreulich ist es, dass der Beischlag des Hauses Spieringstrasse 4 erhalten geblieben ist und damit auch die altertümliche Diele dieses Grundstücks. Bedauerlich dagegen ist es, dass bei der Instandsetzung des Daches des Heiligen-Geist-Hospitals die Schornsteine mit einem stilwidrigen Kalkverputz verkleidet worden sind. Es wäre zu wünschen, dass bei allen Instandsetzungen an Gebäuden, die dem Denkmalschutze unterstehen, die von den städtischen Vertretungen gewählte Kommission zur Verhütung von Verunstaltungen zur Beratung und Beschlussfassung einberufen würde, damit solche und ähnliche Fehler unterblieben.

Das vierte Heft des „Elbinger Jahrbuchs" wird diesmal mit Verspätung herausgegeben werden. Auch hier liegt der Grund an der starken Überlastung des Vorsitzenden infolge der Neuordnung des Museums.

Die Kreisgeschichte ist fast fertig gedruckt. Es fehlen nur noch das Literaturverzeichnis und die Abbildungen. Das Buch wird etwa 500 Seiten stark.

Die Bücherei befindet sich noch im Gewerbevereinshaus. Sie wird nach der Eröffnung des Museums nach dem neuen Museumsgebäude überführt werden, wo ein Zimmer des Erdgeschosses für die Aufnahme der Büchereien der E. A.-G. und des Museums bestimmt ist.

Die Kassenverhältnisse liegen günstig. Als Beihilfen bewilligten und zahlten: die Stadt Elbing 1000 M., der Kreisausschuss des Landkreises Elbing 300 M., der Herr Landeshauptmann 500 M. Diese Beihilfen sind als Jahresbeihilfen auch weiter zu erwarten. Die Kasse schliesst mit einem namhaften Überschuss ab, der zur Bezahlung der noch zu druckenden Bogen von Heft 4 des Elbinger Jahrbuchs dienen soll. Dabei ist es der E. A.-G. noch möglich gewesen, ihre Sammlung von Photographien zu erweitern und etwa 250 Diapositive für Lichtbilder anzuschaffen.

So treten wir mit den besten Hoffnungen in das neue Vereinsjahr ein.

1924/25.

Der Mitgliederbestand hat sich leider wieder verringert. Die Notlage, in der sich der Mittelstand befindet und die von Monat zu Monat schlimmer wird, hat leider viele Mitglieder genötigt, aus dem Verein auszutreten, da es ihnen zu schwer fiel, den Mitgliederbeitrag zu zahlen. So erklärten 15 Mitglieder ihren Austritt aus dem Verein. Fünf weitere Mitglieder sind verzogen. Leider hat die E. A.-G. aber auch durch den Tod in diesem Jahre acht Mitglieder verloren, darunter zwei Ehrenmitglieder. Die

Mitglieder sind die Herren Rentier Bielefeldt, Möbelfabrikant Kusch, Rentier Reich, Kreissparkassendirektor Rempel, Ziegeleibesitzer Schmalfeldt und Agent Walde. Ist uns deren Verlust schon sehr schmerzlich, so betrauern wir doch ganz besonders das Dahinscheiden unserer Ehrenmitglieder Frau Justizrat Horn und Professor Behring. Die E. A.-G. hatte Frau Horn zu ihrem 80. Geburtstage in Anerkennung ihres stets bewiesenen grossen Interesses und wertvoller Stiftungen durch die Verleihung der Ehrenmitgliedschaft ausgezeichnet. Leider mussten wir sie schon einige Monate darauf zu Grabe geleiten. Auch Herr Prof. Behring, der am 6. November verstorben und dessen irdische Hülle am 9. November in die Erde gesenkt ist, ist nicht allzu lange unser Ehrenmitglied gewesen, da wir ihn erst vor zweieinhalb Jahren anlässlich seines 70. Geburtstages dazu ernannt hatten. Sein unerwarteter Tod reisst eine besonders empfindliche Lücke in unseren Kreis. Zwar ist er schon seit Jahren in unsere Vereinssitzungen nicht mehr gekommen, da sein leidender Zustand es ihm nicht erlaubte, Versammlungen zu besuchen. Aber sein reger Geist verfolgte alle unsere Bestrebungen mit höchstem Interesse. Er legte grossen Wert darauf, von unserer Tätigkeit dauernd unterrichtet zu werden und stand uns bei unseren heimatkundlichen Forschungen stets gern mit seinem Rat zur Seite. War er doch der erfahrenste Kenner der Geschichte der Stadt Elbing, und war es doch seine grösste Freude, wenn wieder einmal ein neuer Baustein zu dem Gebäude der Geschichte Elbings gefügt wurde, der Geschichte der Stadt Elbing, zu der er schon ein gewaltiges Material zusammengetragen hatte, die kein anderer besser als er selbst hätte schreiben können, die er aber leider nicht mehr schreiben konnte, da seine Nerven und sein Augenlicht versagten. Ein tragisches Geschick für ihn selbst wie für die Stadt Elbing und auch für die E. A.-G., die ihn mit Stolz zu den Ihrigen zählte. Nun ruht er aus von seinem Erdenpilgertum, nun liest er mit seinem durch keine Körperlichkeit behinderten geistigen Auge die ungeschriebene Chronik des ewigen Weltengeschehens. Wir aber stehen trauernd an seinem frisch geschütteten Grabe und beklagen den Verlust dieses grossen Heimatforschers, dieses edlen, gütigen Menschen. Sein Andenken wird in den Annalen der E. A.-G. ebenso wie in den Herzen seiner Freunde unvergesslich sein.

Der Mitgliederbestand beträgt zurzeit infolge der vielen Verluste nur noch 254 gegen 278 im Vorjahre.

In der Zusammensetzung des Vorstandes, der in der Generalversammlung am 5. Dezember 1924 durch Zuruf wiedergewählt worden war, trat im Laufe des Vereinsjahres insofern eine Veränderung ein, als Herr Regierungs- und Baurat Liczewski wegen

Überbürdung mit Berufsarbeit sein Amt als Schriftwart leider niederlegte. An seiner Stelle übernahm während des Restes der Amtszeit auf Bitte des Vorstandes Herr Stadtobersekretär Abs in liebenswürdiger Weise die Geschäfte des Schriftwarts, wofür ihm herzlich gedankt sei. Es fanden während des Jahres zwei Vorstandssitzungen statt. Ausser der Mitgliederversammlung wurden vier ordentliche Sitzungen veranstaltet. In diesen wurden folgende Vorträge gehalten:

5. Dezember 1924. Dr. Ehrlich: Bericht über den Umzug und die Neuordnung des Städtischen Museums und Vorlage von neuen Erwerbungen des Museums.

19. Januar 1925. 1. Museumsdirektor Dr. La Baume-Danzig: Forschungen zum vorgeschichtlichen Hausbau (mit Lichtbildern).
2. Dr. Ehrlich: Über die neuesten Ausgrabungen bei Wieck—Louisenthal (mit Lichtbildern).[1])

2. Februar 1925. Prof. Dr. T. Müller: Der Bernstein, das Gold des Nordens, in seiner naturwissenschaftlichen, vorgeschichtlichen und wirtschaftlichen Bedeutung (mit Experimenten und Vorlagen).

27. Februar 1925. Dr. Edward Carstenn: Elbinger Altstadtleben im Spiegel der Elbinger Strassennamen (mit Lichtbildern).

Die E. A.-G. veranstaltete im Frühjahr mit ihren Mitgliedern zwei Ausflüge. Am Freitag, dem 17. April, wurden die Baggerarbeiten zur Verbreiterung der Fahrrinne des Elbingflusses am Bollwerkskrug besichtigt, bei denen hochinteressante Reste der alten von der Stadt Elbing erbauten ersten Molenanlagen des 14. Jahrhunderts und wertvolle Waffen und Geräte aus mittelalterlicher Zeit zutage gefördert waren. Leider war infolge ungünstigen Wetters die Beteiligung an diesem Ausflug nur gering. Im Mai fand dann ein Ausflug nach dem Gr. Schlossberg und der Schwedenschanze bei Woeklitz statt, um die dortigen bedeutungsvollen Ausgrabungen zu besichtigen. Die Führung hatte bei diesem Ausflug unser Ehrenmitglied Herr Universitätsprofessor Dr. Ebert gemeinsam mit dem Vorsitzenden.

Die E. A.-G. hat im Vereinsjahr 1924/25 mehrere Ausgrabungen ausgeführt. Im April und Mai wurde in dreiwöchiger Ausgrabung eine Fliehburg der alten Preussen auf der Schwedenschanze bei Wöklitz untersucht. Es war die erste systematische grössere Burgenforschung in Ost- und Westpreussen. Der Landkreis Elbing bewilligte zu den Ausgrabungen eine Beihilfe von 1000 Mark. Wir sprechen dem Kreisausschuss für diese hochherzige vorbild-

[1]) S. Elbinger Jahrb., Heft 4, 1925, S. 113 ff.

liche Unterstützung einer vorgeschichtlichen Forschung unseren herzlichsten Dank aus. Die E. A.-G. bewilligte aus ihren Mitteln einen Zuschuss von etwa 500 Mark. Die Ergebnisse dieser Ausgrabung waren äusserst befriedigend.[2]) Während dieser grossen Ausgrabung wurden bei Wöklitz die Reste eines Gräberfeldes des 1. und 2. Jahrhunderts n. Chr. untersucht, wobei wertvolle Beigaben aus Gold, Silber und Bronze gefunden wurden, die bei Skelettbestattungen lagen. Die Aufmerksamkeit war auf dieses Gräberfeld von Herrn Lehrer Klink in Meislatein gelenkt worden, der dort den oberen Teil einer römischen Bronzekanne, ein reich verziertes, interessantes Stück, auf dem Felde frei liegend entdeckt hatte. Dieser Fund ist archäologisch von der grössten Bedeutung.[3]) Vom 25. August bis zum 11. September fand dann eine grössere vorgeschichtliche Untersuchung bei Meislatein statt. Das Ergebnis war hier die Entdeckung des alten Handelsplatzes Truso. Die Ausgrabungen führten zur Aufdeckung von Siedlungen aus der frühen Eisenzeit, der römischen Kaiserzeit und der jüngsten heidnischen Zeit, der Periode der alten Preussen, sowie zur Aufdeckung einer Burganlage auf dem sog. Schlangenberg, an deren Fuss die Siedlungen lagen. Die Mittel zu diesen Ausgrabungen hat der Universitätsbund Königsberg gestiftet, dem gleichfalls dafür der wärmste Dank gebührt. Diese Ausgrabungen wurden von unserem Ehrenmitglied Universitätsprofessor Dr. Ebert und dem Vorsitzenden gemeinsam geleitet. Drei lettische Studenten von der Universität Königsberg beteiligten sich an der Aufsicht. Von den Vorstandsmitgliedern waren in dankenswerter Weise an einzelnen Tagen die Herren Braun, Dr. Müller und Pahnke helfend zugegen. Grosser Dank gebührt Herrn Lehrer Klink für seine vielfache Hilfe, ihm und seiner Gattin auch für die andauernd gewährte Gastfreundschaft. Zu danken haben wir auch unserem Mitglied Herrn Kommerzienrat Dr. Komnick, der für die Ausgrabungen auf der Schwedenschanze die ganzen 3 Wochen hindurch ein Auto zu unserer Verfügung stellte, wodurch viel Zeit und Kosten erspart wurden. Die Augrabungen dieses Jahres sind die grössten, die jemals von der E. A.-G. planmässig ausgeführt worden sind. Durch sie ist die Aufmerksamkeit der Vorgeschichtsforscher im weiten Umkreis des Deutschen Reiches auf unsere Gesellschaft geleitet worden. Bei beiden grossen Ausgrabungen weilte Herr Museumsdirektor Geh. Rat Dr. Schuchhardt-Berlin je mehrere Tage auf den Ausgrabungsfeldern und förderte die Ausgrabungen durch seinen erfahrenen Rat. Die Ergebnisse der Ausgrabungen, die an beiden Stellen noch nicht abgeschlossen sind, sondern fort-

[2]) Siehe S. 109 ff. dieses Heftes, wo auch die bisher erschienene Literatur angegeben ist.

[3]) Vgl. die Abhandlung von Dr. F. Jacobson in diesem Hefte S. 123 ff.

gesetzt werden sollen, werden durch Prof. Dr. Ebert in mehreren Fachzeitschriften, so auch im Elbinger Jahrbuch, veröffentlicht werden. Im Januar wird Herr Dr. Ebert in der Akademie der Wissenschaften in Königsberg und in der E. A.-G. Vorträge über alle Ausgrabungen halten. Das reiche Fundmaterial, alle Pläne, Zeichnungen und photographischen Aufnahmen werden nach Abschluss der wissenschaftlichen Untersuchungen durch Dr. Ebert als Eigentum der E. A.-G. dem Städtischen Museum überwiesen. Zur Besichtigung der Ausgrabungen kamen eine grössere Zahl von Gelehrten, auch von Offizieren, die sich für den mittelalterlichen Burgenbau interessierten, nach Woeklitz, u. a. auch eine grössere Zahl von Professoren der Universität Königsberg und der Akademie in Braunsberg, auch Museumsdirektor Dr. La Baume, unser korrespondierendes Mitglied.

Der Vorsitzende der E. A.-G. ist zum korrespondierenden Mitglied des archäologischen Instituts des Deutschen Reichs (Sitz in Frankfurt a. M.) ernannt worden.

Der Vorsitzende nahm vom 31. Mai bis zum 3. Juni an einer Tagung der Berufsvereinigung deutscher Prähistoriker in Bautzen teil und hielt dortselbst einen Vortrag über steinzeitliche Siedlungen am Frischen Haff.

Vom 10. bis 12. Oktober nahm der Vorsitzende an einer Tagung der Deutschen Mittelstelle für Volks- und Kulturbodenforschung in Marienburg und Danzig teil und hielt in Marienburg einen Vortrag über „Die alten Preussen".

Weitere Vorträge über Vorgeschichte hielt der Vorsitzende in Braunsberg und Riesenburg. In Braunsberg vertrat der Vorsitzende die E. A.-G. bei der Tagung der Historischen Kommission. Als Vertrauensmann für kulturgeschichtliche Bodendenkmäler war der Vorsitzende genötigt, bei dem Herrn Regierungspräsidenten Beschwerde über mehrere Ausgrabungen in den Kreisen Marienburg, Stuhm und Rosenberg zu führen, die unter Umgehung von Bestimmungen des Ausgrabungsgesetzes stattgefunden hatten. Was die Denkmalpflege in der Stadt betrifft, so fand e i n e Sitzung der Kommission zur Verhütung von Verunstaltungen des Stadtbildes statt, in der aber nur über einen ganz unwesentlichen Fall verhandelt wurde. Leider wurde aber die Kommission nicht einberufen, als der Erweiterungsbau des Warenhauses Pauls bei der Baupolizei beantragt wurde. Trotzdem der Vorsitzende der E. A.-G. von Anfang an auf die Gefahr einer weiteren Zerstörung dem Denkmalschutz unterstehender Fassaden hingewiesen hatte, war es somit leider nicht möglich, die nun tatsächlich erfolgte Verunstaltung der Spieringstrasse durch den Pauls'schen Erweiterungsbau zu verhindern. Der Vorsitzende der E. A.-G. hat infolgedessen bei dem Herrn Ober-

bürgermeister über das Verhalten der Baupolizei Beschwerde geführt. Erfreulich ist die Wiederherstellung der alten Fassade des Salewski'schen Hauses in der Schmiedestrasse durch den Hochschulprofessor Dr. ing. Fischer, erfreulich sind auch die in lebhaften Farben wiederhergestellten Fassaden des Heiligengeisthospitals und des Pestbudenhospitals. Auch sonst zeigt sich in erfreulicher Weise das Bestreben, den altertümlichen Häusern durch farbigen Anstrich in bunten Farben ein freundlich-anmutendes Äusseres zu verleihen. Das für uns erfreulichste Ereignis auf dem Gebiet der städtischen Denkmalpflege ist aber der vielumstrittene, aber endlich doch von der Stadtverordnetenversammlung vor einigen Tagen beschlossene Ankauf des Ulrichschen Hauses Heiligegeiststrasse 3. Dadurch wird ein bau- und handelsgeschichtlich bedeutendes Grundstück, für dessen Erwerb auch der Herr Minister und der Herr Provinzialhauptmann Zuschüsse in erheblicher Höhe in Aussicht gestellt haben, dauernd als Denkmal erhalten. Zugleich bietet sich dadurch für die Zukunft die Möglichkeit der Erweiterung des Städtischen Museums.

Im Juni sind ziemlich zu gleicher Zeit das 4. Heft des Elbinger Jahrbuchs und die Geschichte des Landkreises Elbing von Lic. Dr. Kerstan durch die E. A.-G. herausgegeben worden. Auch in literarischer Beziehung kann also die E. A.-G. auf das verflossene Jahr mit ganz besonderer Genugtuung zurückblicken. Beide Publikationen sind in der Fach- und in der Tagespresse sehr günstig besprochen worden.

Der weitere Ausbau des Städtischen Museums hat auch in diesem Jahre die Tätigkeit der Vorstandsmitglieder ganz bsonders in Anspruch genommen. Zur Ermöglichung dieser und anderer denkmalpflegerischer Aufgaben ist der Vorsitzende der E. A.-G. mit Genehmigung des Herrn Ministers vom P. S. K. Königsberg in seinem Lehramte um acht Stunden wöchentlich entlastet worden. Die Kosten für die Vertretung tragen der Herr Minister und die Stadt Elbing.

Die Beaufsichtigung des Burgwalles bei Lenzen ist, da der neue Pächter des Vereinshofes sie nicht mit übernehmen wollte, wieder Herrn Besitzer Gottfried Dröse übertragen worden. Leider sind mehrere Wegweiser gestohlen, auch die Bänke weiter mutwillig beschädigt worden, so dass für das nächste Frühjahr hier Erneuerungen notwendig sind. Die Böschungen des Südostwalles sind durch Stacheldrahtverhaue geschützt worden.

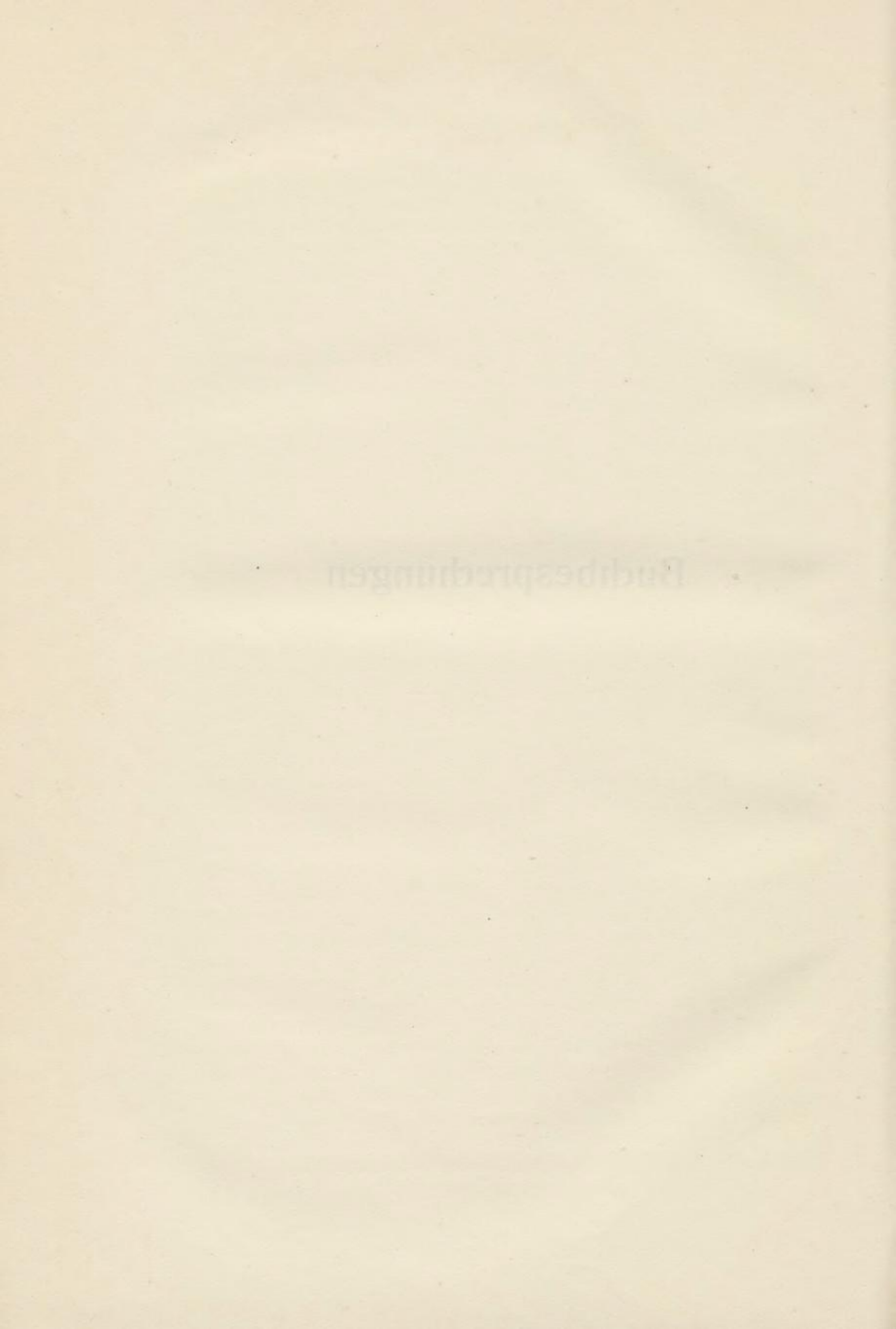
Die Bücherei der E. A.-G. ist im September nach dem Gebäude des Städtischen Museums umgezogen. Sie wird jetzt von unserem Bibliothekar Herrn Prof. Dr. Müller neu geordnet und wird nach der Neuordnung wieder den Mitgliedern zugänglich

sein. Die Bestände sind durch wertvolle Anschaffungen und durch Fortsetzung der Zeitschriften und Lieferungswerke vermehrt worden.

Die Kassenverhältnisse sind erfreulich. Das Vereinsjahr schliesst mit einem erheblichen Überschuss ab, der als Reserve für die Anschaffung eines Lichtbildapparates und für den weiteren Druck des Elbinger Jahrbuchs bestimmt ist. Nur durch solchen Überschuss, der alljährlich anzustreben ist, sind wir in der Lage, weiterdrucken zu lassen, da der Druck gegen Barzahlung erfolgen muss. An Zuschüssen bzw. regelmässigen Jahresbeihilfen bewilligten die Stadt Elbing je 500 M. für die E. A.-G. und das Elbinger Jahrbuch, der Kreisausschuss 300 M., der Herr Provinzialhauptmann 500 M. Allen diesen amtlichen Stellen ist die E. A.-G. für diese so tatkräftige Unterstützung und Förderung ihrer Bestrebungen zum grössten Dank verpflichtet.

So können wir mit dankbarer Befriedigung auf das abgeschlossene Vereinsjahr, das 52. des Vereins, zurückblicken und voller Zuversicht in das 53. Vereinsjahr eintreten.

Buchbesprechungen



Rechtstadt und Altstadt Danzig.

Eine Entgegnung

Von Erich Keyser-Danzig.

Als ich im Herbst 1924 meine Untersuchungen über „Die Entstehung von Danzig" veröffentlichte, zweifelte ich nicht daran, dass sie an einzelnen Stellen Widerspruch auslösen würden. Die Mängel der Überlieferung gestatteten nicht, alle Fragen in völlig befriedigender Weise zu beantworten. Trotzdem hat die Kritik zu meiner Freude anerkannt, „dass es dem Verfasser gelungen ist, ein wesentlich neues und in den grossen Zügen getreues Bild von der ältesten Geschichte Danzigs zu entwerfen". (Semrau.)[1])

Aus den vorliegenden Besprechungen meines Buches fällt durch ihre ablehnende Einstellung nur die Beurteilung heraus, die Edward Carstenn im letzten Hefte des Elbinger Jahrbuches[2]) veröffentlicht hat. Trotz seines Wunsches, „dass von dem Streit der Meinungen alle unnötige Schärfe ferngehalten werden möchte", hat er es für angebracht gehalten, gegen meine wissenschaftliche Methode in einer Form Einspruch zu erheben, die auch auf dritter Seite Verwunderung erregt hat.[3]) Es mag dem Urteil anderer überlassen bleiben, wie weit C. zu einem solchen Vorgehen berechtigt war. An dieser Stelle soll nur auf die Frage eingegangen werden, die C. — wenn auch irrtümlich — als die Kernfrage meines Buches betrachtet, „wo lag die deutsche Stadt Danzig des Herzogs Swantopolk von Pommerellen". Denn solange über die Lage jener Stadt des 13. Jahrhunderts unter den Forschern keine Einigkeit erzielt ist, wird die älteste Geschichte Danzigs immer umstritten bleiben. Es gilt deshalb, unter teilweiser Wiederholung früherer Ausführungen nochmals alle die Gründe und Gegengründe darzulegen, die in der bisherigen Auseinandersetzung über diese Frage vorgebracht sind.

[1]) A. Semrau in Mitteilungen d. Coppernicus-Vereins zu Thorn 32. Heft (1924) S. 78 ff.; F. Techen in Hansische Geschichtsblätter 1925 S. 273 ff.; G. Kisch in Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte Bd. 46 Germ. Abt. S. 518 ff.; O. Loening ebd. S. 206 ff.; B. Schmid in Altpreussische Forschungen 1926 Heft 1 S. 150 ff.; W. Geisler in Petermanns Mitteilungen 1925 S. 134 ff.; W. Stephan in Mitteilg. d. Westpr. Geschichtsvereins 25. Jahrg. S. 61 ff.

[2]) 1924 S. 171 ff.

[3]) Kisch, a. a. O. S. 521.

I. Zunächst seien einige Vorfragen erörtert, ohne die ein Verständnis meiner Darlegungen nicht möglich ist. Denn wenn C. meint, meinen Ausdruck „Burgbezirk“, mit dem ich die lateinischen Worte civitas und castrum wiedergab, durch den Begriff „Gutsbezirk“ veranschaulichen zu können, so scheint ihm jener Begriff, der in der mittelalterlichen Verfassungsgeschichte des deutschen Ostens, vornehmlich auf dem einstigen slawischen Boden, eine überaus grosse Rolle spielt, bisher unbekannt geblieben zu sein. (Vgl. neben anderen Werken die Abhandlung von H. F. Schmidt „Die Burgbezirksverfassung bei den slawischen Völkern in ihrer Bedeutung für die Geschichte ihrer Siedlung und ihrer staatlichen Organisation: Jahrbücher für Kultur und Geschichte der Slaven, N. F. II, Heft 2 S. 81 ff.)

Wenn ferner C. gegenüber meiner Behauptung, Herzog Swantopolk habe die Marktsiedlung Danzig absichtlich aus militärischen Gründen in einiger Entfernung von der Burg anlegen lassen, darauf hinweist, dass „gerade der Handel Anlehnungsbedürfnis in dieser Richtung seit je gezeigt hatte“, so kann er sich wohl auf eine weit verbreitete Anschauung berufen, welche die Entstehung der Städte grundsätzlich mit ihrer Schutzlage neben oder unterhalb der stadtherrlichen Burg zusammenbringen möchte; trotzdem ist die neuere Forschung zu ganz anderen Ergebnissen in dieser Hinsicht gelangt. Paul Sander, einer der besten Kenner der deutschen Stadtgeschichte, hat erst kürzlich darauf aufmerksam gemacht, dass gerade die Burgflecken sich nur sehr selten zu Städten entwickelt haben. „Man möchte meinen, dass dieser Burgflecken mit wachsendem Verkehr sich automatisch zu einer städtischen Ansiedlung erweitert hätte. Das ist aber nur in den allerseltensten Fällen geschehen. In der Regel stellte sich einer derartigen Entwicklung ein räumliches Hindernis entgegen. Der Burgflecken war vor dem Burgeingang am Burgweg entstanden. Er lag bei Bergfesten auf dem Bergabhange selbst, bei Wasserfesten inmitten der Sümpfe, die die Burg umgaben. Seinem Wachstum waren daher fast überall von Natur enge Grenzen gesetzt. Hob sich also der Verkehr in solchem Masse, dass er mehr Ansiedler herbeilockte, als im Burgflecken Platz hatten, so musste eine neue Ansiedlung geschaffen werden, um den Zuzug aufzunehmen. Und das war die Marktansiedlung. Zur Burg, zum Dorf, zum Burgflecken tritt die Marktansiedlung als weiteres Siedlungselement für die Erbauung der Stadt hinzu.“ [4])

Besonderen Nachdruck legt C. auf meine methodisch angeblich mangelhafte Auswertung der urkundlichen Quellen.

[4]) Geschichte des deutschen Städtewesens 1922 S. 92.

Nur sollte er selbst dann nicht grundlegende Begriffe der mittelalterlichen Urkundenlehre missverstanden haben. Denn wenn ihm der Begriff der „formalen“ oder „förmlichen“ Fälschung vertraut gewesen wäre, hätte er keinen Gegensatz zwischen meiner und Perlbachs Beurteilung der Urkunde des Fürsten Sambor für das Kloster Oliva vom Jahre 1178 ausfindig machen können. Gerade jene Urkunde, auf deren angeblich unsicheres Datum C. viel Gewicht legt, hat Perlbach als sachlich durchaus unverdächtig angesehen; er hat sie trotz aller seiner Vorsicht in die Gruppe der Fälschungen nicht eingereiht. Es liegt nach Perlbachs wie nach meiner Ansicht nur eine jüngere zweite Ausfertigung, also eine „formale Unechtheit“ vor.[5]) Ich war deshalb auch gar nicht veranlasst, zu jenem Datum „vorsichtshalber ein Fragezeichen zu machen“.

Da ich selbst darauf hingedeutet habe, dass für einige Danziger und pommerellische Geistliche im 13. Jahrhundert abwechselnd die Bezeichnungen plebanus, sacerdus und capellanus vorkommen, meint schliesslich C., dass sie alle drei völlig gleichbedeutend sind. Er lehnt deshalb die von mir gezogenen Schlussfolgerungen ab. Dabei übersieht C., dass ein Geistlicher, der plebanus war, wohl gelegentlich auch als sacerdos bezeichnet werden konnte, aber niemals einem sacerdos ohne weiteres die Eigenschaft eines plebanus zuerkannt werden darf. Der plebanus war stets ein Pfarrer, deren es an jeder Kirche immer nur einen einzigen gab. Wenn somit in einer Urkunde des Bischofs Michael aus der Zeit um 1240 in Danzig zwei plebani erwähnt werden, müssen dort zwei Pfarrkirchen vorhanden gewesen sein. C. ist die Erklärung dafür schuldig geblieben, welcher Kirche ausser der Katharinenkirche die Eigenschaft als Pfarrkirche zugeschrieben werden soll. Auch mit der Benennung der Katharinenkirche als matrona loci prenotati verbindet er unzulängliche Vorstellungen, die durch den Hinweis auf Dieffenbachs Lexikon nicht geklärt werden. Für die Bezeichnung einer Kirche als Mutterkirche der übrigen Kirchen des Ortes ist es kirchenrechtlich ganz gleichgültig, ob die jüngeren Kirchen von der Mutterkirche abhängig blieben oder nicht. Auch das ursprünglich abgeleitete Recht wurde zum Eigenrecht, sobald es seiner anfänglichen Beschränkung entkleidet wurde.[6])

II. Im folgenden sollen zunächst die Gründe für und wider die von C. behauptete Lage der pommerellischen Stadt Danzig

[5]) Vgl. jetzt auch Keyser, Olivaer Studien in Zeitschrift des Westpreussischen Geschichtsvereins Heft 66 (1926) S. 75.

[6]) Vgl. über diese Vorgänge Werminghoff, Verfassungsgeschichte der deutschen Kirche im Mittelalter, 2. Aufl. S. 161, und zahlreiche Handbücher des Kirchenrechtes.

bei St. Katharinen dargelegt und darauf die Gründe für die Lage der Stadt des 13. Jahrhunderts in der Gegend des Langen Marktes einer erneuten Nachprüfung unterzogen werden.

Unter den Gründen, die für die Lage der pommerellischen Stadt bei St. Katharinen sprechen, hat Simson in seiner „Geschichte der Stadt Danzig“ [7]) auf die „wohlbeglaubigten Nachrichten über den völligen Abbruch der alten Stadt“ aufmerksam gemacht. In der Tat würde, falls jene Nachrichten glaubwürdig sind, an dem Vorhandensein einer älteren Stadtanlage in der Gegend der späteren Altstadt und der Begründung einer neuen Stadt am Mottlauufer nach dem Jahre 1308 nicht zu zweifeln sein.

Wie ich jedoch schon im Jahre 1919 eingehend nachgewiesen habe, ist die Überlieferung über die Zerstörung Danzigs durch die Ordensritter in das Bereich der Legende zu verweisen.[8]) Auch C. hat gleich allen anderen Forschern meinen Ausführungen zugestimmt. Wenn aber eine Stadt bei St. Katharinen im Jahre 1308 nicht zerstört wurde, muss sie entweder auch nach diesem Zeitpunkt vorhanden gewesen sein oder — niemals bestanden haben. Von dem Vorhandensein einer städtischen Anlage auf dem Boden der späteren Altstadt ist jedoch für die ersten Jahrzehnte des 14. Jahrhunderts keine Spur zu finden. Der Deutsche Orden konnte den Radaunekanal durch jene Gegend hindurchführen, so wie er es bei der natürlichen Beschaffenheit des Geländes für zweckmässig erachtete.[9]) An den Kanal schlossen sich allmählich einzelne Strassenzüge an; nur in der Pfefferstadt genannten Strasse blieb ein älterer Verkehrsweg erhalten. Im übrigen war von einer Anlehnung dieser Anlagen an einen etwaigen älteren Stadtgrundriss nicht das geringste zu bemerken, eine Tatsache, die mit der Annahme, dass dort die Stadt des 13. Jahrhunderts gelegen habe, schwer vereinbar ist. Vielmehr ist die Entstehung der späteren Altstadt Danzig aus den Bedürfnissen des 14. Jahrhunderts hinreichend zu erklären.[10]) Auch Simson betont, dass jene neuen Siedlungen „Recht und Form einer städtischen Siedlung verloren hatten“ und „nur dörflichen Charakter“ trugen.[11]) Es ist daher unverständlich, wie C. in ihnen eine unmittelbare Fortsetzung der Stadt des 13. Jahrhunderts sehen will.[12]) Weder der Stadtplan noch die schriftlichen Überlieferungen bieten dafür die gering-

[7]) I S. 26.

[8]) Zeitschr. d. Westpr. Gesch.-Ver. Heft 59 S. 165 ff.

[9]) Keyser, Die Stadt Danzig S. 76 ff.

[10]) Keyser, Die Besiedlung der Altstadt Danzig: Zeitschr. d. Westpr. Gesch.-Ver. Heft 61 S. 157 ff.

[11]) a. a. O. I S. 50.

[12]) Was die Danziger Strassennahmen erzählen, 2. Aufl. S. 28 u. 47.

sten Anhaltspunkte. Auch ist es nicht richtig, wenn C. als Grenze zwischen dem Hakelwerk und der von ihm vermuteten pommerellischen Stadt die Tischlergasse hinstellt;[13]) denn noch bis zum Jahre 1402 dehnte sich das Hakelwerk bis zum Bezirk des damals neu begründeten Brigittenklosters, also weit über die Tischlergasse hinweg, aus. Für eine Stadt war in dieser Gegend kein Platz übrig.[14]) Wenn irgendwelche älteren Siedlungen aus dem 13. Jahrhundert oder dem Anfang des 14. Jahrhunderts bei der Anlage des Radaunekanals in jener Gegend sich befunden haben, so gehörten sie dem ordenszeitlichen Hakelwerk oder den Resten des noch älteren Dorf- und Burgfleckens zu. Städtische Siedlungen waren hier nicht vorhanden und sind somit vor der Mitte des 14. Jahrhunderts niemals hier vorhanden gewesen.

Für die Tatsache, dass die pommerellische Stadt in der Nachbarschaft der Katharinenkirche gelegen habe, wird ferner häufig der Name Altstadt angezogen, den die dortigen Siedlungen bei ihrem Eintritt in das Licht der geschichtlichen Überlieferung führten. Die Bezeichnung begegnet zum erstenmal in einer Urkunde des Danziger Komturs für Schönwiese aus den Jahren 1329—31: sente Katherynen cappele uff der aldenstat Danczk.[15]) Die siedlungsgeschichtliche Stellung der „alten Stadt“ wird in einer Urkunde von 1391 unterstrichen, in der von dem „rector ecclesie parrochialis apud sanctam Katharinen extra muros opidi Gdanczk“ und den Armen „in suburbio dicti opidi Gdanczk prope sanctum Georium“ gesprochen wird.[16])

Aus allen erhaltenen Urkunden ergibt sich, dass „die alte Stadt“ vor 1377 nicht als Stadt im Rechtssinne betrachtet werden kann. Auch ihre bauliche Beschaffenheit war noch 1391 so wenig städtisch, dass die Siedlung als suburbium, als Vorstadt, bezeichnet werden konnte. Von dem Fortleben einer Stadt des 13. Jahrhunderts in baulicher und rechtlicher Hinsicht kann somit gerade nach den Zeugnissen des 14. Jahrhunderts, auf die C. so hohen Wert legt, keine Rede sein.

Zwar sucht C. seine Auffassung dadurch zu retten, dass er meint, „es sieht so aus, als wenn sie[17]) ihr Recht nach den Ereignissen von 1308 hat aufgeben müssen“, da sie „vom Orden vielleicht nicht als Stadt anerkannt wurde“. [18]) Quellenmässig ist diese Ansicht nicht zu begründen. Es wäre auch überaus

[13]) a. a. O. S. 27.
[14]) Mitteilg. d. Westpr. Gesch.-Ver. 21 (1922) S. 34.
[15]) Simson a. a. O. IV n. 72 vgl. n. 91, 92, 94, 95, 107.
[16]) ebd. n. 108.
[17]) die Stadt des 13. Jahrhunderts auf dem Boden der Altstadt (K.).
[18]) Strassennamen S. 47.

ungewöhnlich gewesen, wenn der Orden einer Gemeinde, die sich seit Jahrzehnten ihres Stadtrechtes erfreute und die er doch auch weiter fördern wollte, sogar, wie aus der Anlage der dortigen gewerblichen Betriebe hervorgeht, sogleich tatkräftig gefördert hat, ihres Rechtes beraubt hätte. Wenn C. meint, „dem Orden musste vor allem daran liegen, in seinem Lande einheitliches Recht zu haben, nämlich das von ihm 1233 gegebene kulmische. Da mochte es willkommen sein, einen bezwungenen Ort allmählich zu dem Landesrecht zu führen, indem man ihn von Fall zu Fall, wie in Alt-Danzig wohl geschehen ist, daran zu gewöhnen suchte“, so kann er diese Vermutung auf keinerlei Belege stützen. Der Orden hat gar nicht danach gestrebt, unter allen Umständen das kulmische Recht zur Geltung zu bringen. Er hat das lübische Recht in der Mitte des 14. Jahrhunderts an die Neustadt Elbing und Hela neu verliehen. Darüber hinaus wäre es sehr eigenartig, wenn er jenem Ziele gewissermassen in bestimmten Abständen sich hätte nähern wollen. Ausserdem ist es gar nicht erwiesen, dass die Stadt des 13. Jahrhunderts im Jahre 1308 noch lübisches Recht besessen hat. Vielmehr neigen die meisten neueren Forscher zu der Annahme, dass damals das magdeburgisch-kulmische Recht in der Stadt Danzig gegolten habe. C.'s Behauptungen über die Entrechtung der alten Stadt Danzig schweben deshalb völlig in der Luft.

Auch auf den Namen „Altstadt“ für die Siedlungen um St. Katharinen wird mit Unrecht hingewiesen, um aus ihm die Lage der pommerellischen Stadt zu erschliessen. Denn die Bezeichnung einer Siedlung als Altstadt besagt gar nichts über ihr Alter. Schon Johann Fritz hat in seiner grundlegenden Arbeit über „Deutsche Stadtanlagen“ im Jahre 1894[19]) ausgeführt: „Die heutigen Benennungen Alt- und Neustadt sind jedoch immer mit grosser Vorsicht aufzunehmen; denn meist ist der Verlauf der gewesen, dass die neue Stadt später angesichts noch neuerer Anlagen oder Erweiterungen den Namen Altstadt annahm, während für die immer mehr an Bedeutung verlierende, eigentliche Altstadt irgendeine andere Bezeichnung in Gebrauch kam. Von den vielen Beispielen, die jedem hierzu einfallen werden, nenne ich nur Breslau und Posen, deren Neustadt jetzt Altstadt heisst.“ In Dresden ist umgekehrt die „neue Stadt“ der älteste Teil der Stadtsiedlung. „Man darf sich durch die Bezeichnung „Altstadt“ nicht irreführen lassen; in sehr vielen Fällen deutet dieses Wort nicht auf eine ältere Marktniederlassung hin. Es kommt vielmehr sehr häufig vor, dass dort, wo ursprünglich eine Burg bestand, sich an diese ein Burgvorort, das sog. suburbium, anlehnte. Dieses suburbium hat eine

[19]) Programm Strassburg S. 32.

mehr ländliche Bevölkerung gehabt und lässt sich nirgends als alte Kaufmannssiedlung nachweisen. Die Niederlassung der mercatores ist später daneben entstanden; im Gegensatz zu ihr ist dann der ehemalige Burgvorort als „alte Stadt“, „Altstadt“, „antiqua civitas“ benannt worden.“ [20])

Die in diesen Worten allgemein geschilderten Verhältnisse treffen Satz für Satz auf Danzig zu. Auch hier haben wir ein suburbium, das als Altstadt bezeichnet wurde und unweit der Burg gelegen hat. Man kann sagen, dass die Bezeichnung Altstadt für eine Siedlung weit mehr ihre Jugend als ihr Alter als Stadt bezeugt. Sie deutet nur auf das Alter der in jener Gegend vorhandenen Siedlungen als solchen hin. Daher werden gerade die wendischen Dörfer und Flecken, neben denen eine deutsche Stadt begründet wurde, Altstadt genannt. B. Schmid hat als Beispiele für diese Erscheinung mit Recht auf Stolp und Kolberg hingewiesen.[21])

Auch die Siedlungen um St. Katharinen, die seit der Zeit um 1330 als „Altstadt“ begegnen, brauchen deshalb niemals eine Stadt gewesen zu sein. Vielmehr dürften sie, wie in den genannten anderen Orten, lediglich als die Reste der älteren slawischen Niederlassungen zu betrachten sein. Schon Stephan hat darauf aufmerksam gemacht, dass der Ausdruck auch für die Bezirke begegnet, die später gar nicht zur „Altstadt“ gehört haben. „Der Ausdruck ist mithin die ganz sinngemässe Bezeichnung des alten slavischen Hauptortes und der auf dieser Feldmark im Anschluss an den Radaunekanal neu entstandenen deutschen Niederlassungen.“ [22]) Irgendein Schluss auf die Lage der pommerellischen Stadt ist aus allen diesen Benennungen nicht zu ziehen.

Der Vollständigkeit halber sei noch auf einen anderen Versuch verwiesen, die Bezeichnung Altstadt zu erklären. R. Stoewer hat in einem Aufsatze „Zur Geschichte der Altstadt Danzig, ihres Namens und Deutschtums“ [23]) die Vermutung geäussert, dass der Name Altstadt von der „Bezeichnung altum stadium, d. h. hohe Stätte, hergeleitet werden kann. Diese Herleitung ist besonders in solchen Flussorten nicht von der Hand zu weisen, wo sich neben altum stadium, Altstadt, noch ein latum stadium, d. h. breitere, niedere Uferstätte, eine Lastadie, findet. Dies ist bekanntlich auch in Danzig der Fall“. Gegen diese Erklärung ist sachlich nichts einzuwenden, da von der Recht-

[20]) Kretzschmar, Der Stadtplan als Geschichtsquelle in Deutsche Geschichtsblätter, Bd. 9 S. 138.

[21]) a. a. O. S. 152.

[22]) Die Strassennamen Danzigs S. 8 f.

[23]) Deutscher Volksrat Jg. 3 (1921) S. 29 ff.

stadt aus gesehen die „Altstadt“ tatsächlich das höhere und die Lastadie das niedere Gelände darstellt. Auch kann sprachlich kein Gegenbeweis geführt werden, da in den Urkunden des 14. Jahrhunderts die Bezeichnung „Altstadt“ mit einer Ausnahme in deutscher und nicht in lateinischer Sprache wiedergegeben wird. Eine „antiqua civitas“ wird nur in einer Urkunde von 1356 erwähnt; doch muss die Bedeutung dieses Ausdruckes zunächst dahingestellt bleiben. So dankenswert die Anregung Stoewers ist, halte ich jedoch die obige, von Stephan herstammende Erklärung für passender. Für die Lage der pommerellischen Stadt sind natürlich diese sprachlichen Untersuchungen völlig gegenstandslos.

Schliesslich beschäftigt sich C. in diesem Zusammenhange besonders eingehend mit der Urkunde des Bischofs Michael aus dem Jahre 1356[24]), in der ein Streit zwischen den Bürgern der Rechtstadt und dem Bischof über den Besitz einiger Wiesen und Büsche am Bischofsberge geregelt wird. Auf Veranlassung des Hochmeisters verzichtet der Bischof auf alle Rechtstitel über jene Wiesen und Büsche, die einst seinen Vorgängern von den cives antique civitatis Danczk übergeben waren. In einer Übersetzung aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts lauten die entscheidenden Worte: „und das die brive der Bürger der Aldenstadt Danczike adir zo etzliche andere weren über dieselbigen wesen und büsche unser kirchen adir unseren vorfaren Bischofe zu Leslow ettwan gegeben und überreicht, hynfürder keyner krafft und achtunge seyn sullen, zo das wyr Bischoff von Leslow myt unserem capitel vorgesagt als denn derselbigen Briffe und alles behelfs des Rechts vorzien, zo in krafft derselbigen inen in Kegenwertigkeit zu queme adir in künftigen zeiten zukommen mochte“.[25]) Simson schrieb jene „Briefe“ den Bürgern „der alten pommerellischen Stadt Danzig“ zu und verlegte ihre Ausstellung in die Zeit vor 1308.[26]) Den gleichen Zeitpunkt habe ich auch angenommen.[27]) Nur war für mich „das alte pommerellische Danzig“ an einer anderen Stelle gelegen, als es Simson vorschwebte. Ich meine, dass jene Briefe von den Bürgern der alten Rechtstadt erteilt wurden, die im Hinblick auf ihre nach 1308 und vor allem nach 1342 erfolgte Erweiterung im Jahre 1356 sehr wohl als die antiqua civitas Danczk bezeichnet werden konnte. Denn dass die Bewohner der alten Rechtstadt die Urheber jener Briefe waren, ist aus folgendem ersichtlich. Wie in der Urkunde von 1356 gesagt wird, setzte der Bischof bei dem Verzicht auf jene Wiesen und Büsche den Fall, dass

[24]) S. IV u. 88.
[25]) St. A. Danzig, 300 U 43 n. 8.
[26]) a. a. O. I S. 60.
[27]) Entstehung von Danzig, S. 24.

den Bürgern der Rechtstadt zur Zeit der Ausstellung der Urkunde oder in Zukunft auf Grund jener Briefe der „alten Stadt" ein Rechtsanspruch zustand. Wenn er mit einer solchen Möglichkeit rechnete, müssen jene Briefe sich auf Rechte der Rechtstadt bezogen haben. Denn es ist völlig unverständlich, wie Michael auf Grund von Verschreibungen, die ehemals von den Bewohnern der in der Mitte des 14. Jahrhunderts sonst als „alte Stadt" bezeichneten Siedlungen um St. Katharinen einem seiner Vorgänger übergeben waren, im Jahre 1356 gerade den Bewohnern der Rechtstadt einen Rechtsanspruch hätte zuerkennen können. Die Sachlage scheint so gewesen zu sein: aus nicht näher bekannten Gründen hatten sich die Bürger der Stadt des 13. Jahrhunderts veranlasst gesehen, die Besitzverhältnisse zwischen ihrem Gebiet und dem Gebiet des Bischofs durch bestimmte „Briefe" zu regeln. Über den Umfang der von ihnen gemachten Zugeständnisse war vor 1356 zwischen der Stadt — unter diesem Namen konnte damals nur die Rechtstadt verstanden werden — und dem Bischof ein Streit entstanden. Beide Teile beriefen sich auf jene alten „Briefe", legten sie aber verschieden aus, so dass zum wenigsten die Bürger aus ihnen einige von dem Bischof damals angefochtene Besitzrechte ableiten konnten. Als der Hochmeister die Vermittlung übernahm, erklärte sich der Bischof zwar zum Verzicht auf die fraglichen Besitzungen bereit, aber bezeichnenderweise nur soweit, als den Bürgern auf Grund der strittigen alten Vereinbarungen ein Anspruch auf sie zustand. Der Austragung irgendwelcher anderer Besitzstreitigkeiten, die mit jenen Vereinbarungen zwischen seinem Vorgänger und der „alten Stadt" nichts zu tun hatten, sollte dagegen nicht vorgegriffen werden. Diese Auffassung jener Vorgänge zieht die Folgerung nach sich, dass unter der „antiqua civitas" von 1356 die Rechtstadt im 13. Jahrhundert gemeint war. Es ist zuzugeben, dass dieser Sprachgebrauch sonst nicht belegt wird. Aber diese Tatsache ist nicht verwunderlich, da in den erhaltenen Urkunden jener Zeit auf die Verhältnisse der Vergangenheit sonst niemals zurückgegriffen wird. Auch war jene Ausdrucksweise gar nicht so seltsam. In der Stadt Danzig waren seit 1308 so viele bauliche, rechtliche und wirtschaftliche Veränderungen vor sich gegangen, dass man sehr wohl von der „alten Stadt Danzig" sprechen konnte, um die Stadt des 13. Jahrhunderts zu bezeichnen, zum mindesten zum Unterschied von der gerade damals erstehenden Neustadt. Aber selbst wenn eine sichere Deutung jener Worte nicht möglich sein sollte, würden sie für die Lage der pommerellischen Stadt nichts beweisen. C. legt auf diese Stelle in jenem Zusammenhange unnötiges Gewicht.

Als letzter Rückhalt für die Auffassung Simsons und Carstenns verbleibt somit der „Beweis" aus der L a g e d e r

K a t h a r i n e n k i r c h e u n d N i k o l a i k i r c h e. Simson erschien es auch nach Kenntnis der Ausführungen Stephans „unmöglich, dass die Stadt von ihren Kirchen, der Katharinenkirche und der Nikolaikirche, die jedenfalls auf ihrem heutigen Platze gestanden haben, so weit entfernt gelegen habe".[28]) Ich habe diesen Einwand bereits an anderer Stelle ausführlich zu widerlegen versucht.[29]) Es ist kein einziger Hinweis darauf vorhanden, dass die Katharinenkirche vor 1377 die Pfarrkirche einer Stadtgemeinde gewesen ist. Pfarrkirche ist sie dagegen von Anfang an gewesen, aber nicht für die Stadt Danzig, sondern für das Fischerdorf und den Burgflecken, ursprünglich auch für den gesamten Burgwardeibezirk.[30]) Ein sicherer Beweis für die Lage der pommerellischen Stadt um St. Katharinen ist jedenfalls aus der Geschichte dieser Kirche, wie auch immer ihre älteste Bedeutung beurteilt werden mag, nicht zu erbringen. Vielmehr sprechen alle Quellen und alle Gründe durchaus gegen einen Zusammenhang zwischen der Stadtgemeinde des 13. Jahrhunderts und dem Sprengel der Katharinenkirche. Wenn C. behauptet, „der neuen Anschauung wird mit Recht die Stelle sancte Katharine matrone loci prenotati — d. i. Gedanensis civitas — immer wieder entgegengehalten werden müssen", so ist er einem bedauerlichen Missverständnis anheimgefallen; denn unter dem „locus prenotatus" war nicht nur die „Civitas Gedanensis" gemeint, sondern, wie aus den vorausgehenden Worten ersichtlich ist, „Gedanensem civitatem et castrum eiusdem loci", also die Stadtgemeinde u n d die Burggemeinde Danzig. Herzog Mestwin hat die Katharinenkirche nicht als die Mutterkirche der Stadt Danzig bezeichnet, sondern als die gemeinsame Mutterkirche der beiden Gemeinden, die es damals auf Danziger Boden gegeben hat.[31]) Die Katharinenkirche ist somit auch gegenüber der Nikolaikirche als die ältere Kirche gekennzeichnet worden.

Auch d i e L a g e d e r N i k o l a i k i r c h e kann für die Lage der Stadt des 13. Jahrhunderts nicht ins Treffen geführt werden, da sie gerade zur Zeit der Stadtgründung von den deutschen Kaufleuten an die Dominikanermönche abgetreten wurde. Sie hat mit der Stadtgemeinde Danzig in keinem Zusammenhang gestanden.

Unter diesen Umständen kann die Behauptung, die pommerellische Stadt habe um St. Katharinen gelegen, weder auf die

[28]) Geschichte der Stadt Danzig I S. 26 Anm. 4.

[29]) Zeitschr. d. Westpr. Gesch.-Ver. Heft 61 (1921) S. 150 ff.

[30]) Über die ursprüngliche Bedeutung der Katharinenkirche und der Nikolaikirche habe ich mich kürzlich ausführlich geäussert in den Mitteilungen des Westpreuss. Geschichtsvereins 26. Jg. (1927) S. 1 ff. Im Hinblick auf die Darlegungen C.'s verweise ich ausdrücklich auf jene Darstellung.

[31]) Damit erledigt sich auch der Hinweis C.'s auf die kurze Bemerkung von Arno Schmidt in Mitt. d. Westpr. Gesch.-Ver. Jg. 20 (1921) S. 56.

Lage von St. Nikolai und St. Katharinen, noch auf die Bezeichnung „Altstadt“, noch auf die Legende von der Zerstörung Danzigs im Jahre 1308 irgendwie gestützt werden.

Ausserdem gibt es noch andere Gründe, welche gegen die Auffassung Simsons und Carstenns sprechen. Wie ist es vorzustellen, dass eine Stadt, deren wirtschaftliches Leben auf dem überseeischen Handel beruhte, nicht an dem schiffbaren Fluss, sondern 1 bis 2 km landeinwärts angelegt wurde? Simson hat diesem Einwand mit der Annahme begegnet, „dass irgend eine Wasserverbindung von der Stadt zu dem Flusse bestand, wahrscheinlich irgendein schiffbarer Wassergraben, der als Zuflucht und Hafen benutzt werden konnte“.[32]) Von einem solchen Graben, der doch etwa von der Gegend des heutigen Fischmarktes bis hin zur Katharinenkirche geführt haben müsste, ist aber nicht die geringste Spur vorhanden. Auch Simson wusste darüber nichts Genaueres zu sagen. Sollte ein solcher Hafenkanal erst künstlich angelegt und dann später völlig verschwunden sein? Oder wurde ein natürlicher Wasserlauf zu solchen Zwecken benutzt? Von ihm ist nichts bekannt. Wo lag sein Ursprung? Die Meinung, der Schidlitzbach könnte früher als Schiffahrtsstrasse gedient haben, widerlegt sich für jeden, der sich dieses Wässerchen auch bei Hochwasser einmal angesehen hat, von selbst. Auch aus seiner Bezeichnung als fluvius im Jahre 1280[33]) ist nichts derartiges zu erschliessen. Die Grunschwar Blechs hat bereits Sonntag ad absurdum geführt.[34])

Wo soll ferner der Zugang der Stadt zur Mottlau gelegen haben? Die Burganlage, das sumpfige Gelände am Fischmarkt, die Wiesen des Dominikanerklosters verhinderten eine Erstreckung irgendwelcher städtischer Siedlungen längs des Mottlauufers zwischen der Mottlaukämpe und der Gegend des Johannistors gerade im 13. Jahrhundert. Die Anlage einer Seehandelsstadt fern von dem schiffbaren Flusse wäre jedoch schwer verständlich.

Schliesslich meint C., die sandigen Ablagerungen des Schidlitzbachs, die in der Gegend des Langen Marktes deutlich erkennbar vorhanden sind, könnten als die Wirkung „wolkenbruchartiger Niederschläge“ betrachtet werden, deren Zeitpunkt nicht zu bestimmen ist. Es gäbe deshalb keinen zwingenden Grund, sie schon für das Ende des 13. Jahrhunderts anzunehmen. Diese Anschauung steht im Widerspruch zu der Ansicht geologischer und geographischer Fachleute, die bisher einstimmig die Bodenschwelle, auf der das heutige Danzig liegt,

---

[32]) Geschichte der Stadt Danzig I S. 26.
[33]) Simson a. a. O. S. IV n. 43.
[34]) Zeitschr. d. Westpr. Gesch.-Ver. 50 S. 43 ff.

als die Aufschüttung diluvialer und alluvialer Sande betrachtet haben.[35])

Sind somit alle vermeintlichen Beweise für die Lage der pommerellischen Stadt um St. Katharinen als unhaltbar abzulehnen, so ist die Frage zu untersuchen, welche Gründe zunächst gegen und dann für die Annahme ihrer Lage am Langen Markt sprechen.

III. Als wichtigsten Beweis gegen meine Auffassung führt C. an, der Orden habe die Rechtstadt stets als „seine" Stadt bezeichnet. „Unsere Stadt zu Danzig nennt sie der Hochmeister stets im Gegensatz zur aldenstadt." [36]) „Die Ordensgebietiger machten einen Unterschied zwischen der „aldenstat" um St. Katharinen und „unserer stadt", der Rechtstadt. Mindestens fühlten sie sich berechtigt, diese als ihre Gründung zu betrachten, im Gegensatz zur Siedlung um St. Katharinen, der Altstadt." [37]) Zu dieser „Beweisführung", auf die C. seinen schweren, gegen mich erhobenen Vorwurf stützt, dass ich gewagt habe, „Dinge als unumstössliche Wahrheit hinzustellen, die den Urkunden widersprechen", ist zunächst zu bemerken, dass die Ritter einen solchen Unterschied zwischen der Rechtstadt als ihrer Stadt und der Altstadt gar nicht gemacht haben. Sie haben an anderen als an den von C. angeführten Stellen von der Rechtstadt ganz allgemein als von „der stat czu Danczk" gesprochen;[38]) sie haben aber auch die Altstadt als „ihre" Stadt bezeichnet.[39]) Dieser Sprachgebrauch ist gar nicht verwunderlich, da mit der Verwendung des Possessio-Pronomens lediglich die Zugehörigkeit der Stadt zum Herrschaftsbereich des Ordens angedeutet werden sollte. In allen Jahrhunderten haben die Könige und Fürsten die in den Grenzen ihrer Landesherrschaft gelegenen Ortschaften als „ihre" oder „unsere" Städte und Dörfer benannt. Keiner von ihnen dachte dabei nur im geringsten daran, mit jenen Worten die Stadtgründung für sich zu beanspruchen. Auch die Könige von Polen haben wiederholt die Stadt Danzig als „unsir stat Danczke" bezeichnet.[40]) Bereits Herzog Mestwin II. hat im Jahre 1294 Danzig „civitas nostra Gedanensis" genannt, obwohl er doch genau wusste, dass nicht er, sondern sein Vater Swantopolk Danzig

---

[35]) Geisler, Die Grossstadtsiedlung Danzig, S. 23. Moldenhauer, Die Baugrundkarte des Danziger Stadtgebietes in Schriften der Naturforsch. Gesellschaft Danzig N. F. 17. Bd. 3. Heft S. 21.

[36]) Strassennamen S. 46.

[37]) Elbinger Jahrbuch 4 S. 175.

[38]) Simson a. a. O. IV n. 84 (1348) und 87 (1352).

[39]) ebd. n. 112 „in unser alten stadt Danzig"; n. 116 „unsir Aldenstat Dantzk".

[40]) ebd. n. 142, 144 u. a. a. O.

„gegründet“ hatte.[41]) C.'s wichtigster Gegenbeweis befindet sich somit „auf schwankendem Boden“.

Ein weiterer „Beweis“ stützt sich auf folgende Behauptung: „Die grossen Städte rangierten nach ihrem Gründungsjahr: Thorn (1230), Elbing (1237)[42]) und Danzig. Nie hätte das übermächtige Danzig sich mit der dritten Stelle begnügt, wenn es auch nur mit einem Anflug von Recht seine Gründung auf eine frühere Zeit hätte legen können, weil es bereits vor der Ordenszeit gegründet war. Erst muss auch solche amtliche Auffassung entkräftet werden.“ Sie ist sehr leicht zu entkräften, da jene „amtliche“ Auffassung gar nicht vorhanden war. Reinhold Curicke, der als langjähriger Ratssekretär die verfassungsrechtliche Stellung Danzigs genau überschaute, widerspricht ausdrücklich der Meinung, Danzig sei jünger als Thorn und Elbing gewesen und habe wegen seiner späteren Gründung den Rang unter jenen Städten erhalten. „Aus diesem allen, das ich von Erbauung der Stadt Danzig erzählt, ist zu ersehen, wie dass die Stadt Danzig nicht von den jüngsten Städten, sondern von den ältesten und insonderheit zwar älter als die andern zwei grossen Städte in Preussen, Thorn und Elbing, sei, sintemalen Thorn erst anno 1231, Elbing aber anno 1237 oder anno 1239, oder auch wie andere wollen, anno 1227 aufgebaut wurde, dass sie aber insgemein als die jüngste gehalten wird, auch die gesagten zwei Städte in der Ordnung und Session der Stadt Danzig noch heute zu Tage vorgezogen werden, geschieht eigentlich nicht des Alters halben, sondern entweder dahero, dass die Stadt Danzig als solche ausserhalb Preussen in Pommerellen gelegen, etwas später dem Lande Preussen zugewachsen und also nachdem sie unter die andern Städte in Preussen endlich mit gerechnet worden, billich denselben preussischen Städten, als die lange vor Danzig zu den Landtagen und Tagfahrten berechtigt waren, die Oberstelle und den Vorzug gönnen, und weil sie zuletzt gekommen, auch die letzte Stelle im Sitz hat einnehmen müssen. Oder aber meinem Gutdünken nach, vielmehr dahero, weil obgedachte Städte eher als Danzig unter die grossen Städte gerechnet wurden, sintemalen die alte Stadt Danzig vor Erbauung der Rechtstadt, auch eine ziemliche Zeit hernach für eine kleine Stadt gehalten ist, in welcher Betrachtung denn man wohl sagen kann, dass die Städte Thorn und Elbing zwar ältere Großstädte, aber gleichwohl nicht ältere Städte als Danzig sein.“ [43]) In gleichem Sinne beantwortet Hartknoch die Frage, „warum Danzig, ob sie gleich die

[41]) Simson a. a. O. IV. n. 45.
[42]) Für eine „Gründung“ Elbings im Jahre 1237 fehlt jeder Anhalt!
[43]) Chronik der Stadt Danzig (1645) S. 10 f.

älteste ist, die letztere Stelle unter den grossen Städten einnimmt“, mit folgenden Worten: „Darum ist auch leicht abzusehen, warum die Stadt Danzig dazumalen unter den preussischen grossen Städten die letzte Stelle bekommen, nämlich weil Danzig zuletzt zu diesen preussischen Städten gekommen und weil sie dazumal noch klein und schlecht gebaut war.“ [44]) Die Auffassung C.'s steht somit im Widerspruch zu der Überlieferung. Die von ihm angeführte Stelle bei Lengnich verzeichnet die Rangstellung der Städte als einfache Tatsache, ohne sich um ihre Begründung zu bemühen. Sie ist in diesem Zusammenhang wertlos.

C. nimmt weiterhin an der anfänglichen Filialabhängigkeit der Johanniskirche von der Katharinenkirche Anstoss, da die Johanniskirche auf rechtstädtischem Boden erbaut wurde. Trotzdem ist dieser Umstand mit meiner Auffassung sehr gut zu vereinigen. Gerade da die Katharinenkirche ursprünglich die Pfarrkirche der Landgemeinde war, gehörten zu ihr alle Siedlungen extra muros opidi, so wie es in den Urkunden des 14. Jahrhunderts mehrfach bezeugt wird. Das Gelände, auf dem die Johanniskirche errichtet wurde, lag aber zunächst auch vor den Mauern der Stadt; es wurde erst nach 1342/43 von der Rechtstadt aus besiedelt und in die städtischen Mauerbefestigungen einbezogen. Für die Abgrenzung der Pfarrsprengel von St. Marien und St. Katharinen blieben eben auch weiterhin die Verhältnisse des 13. Jahrhunderts massgebend.

Wenn ferner gelegentlich die Begründung der Rechtstadt Danzig nach dem Jahre 1308 vielfach auf ältere Chroniken zurückgeführt wird, so ist ihre Beweiskraft durch meine Darlegungen über die Legende von der Zerstörung Danzigs hinreichend erschüttert. Sie werden auch von C. nicht mehr ins Feld geführt. Soweit jene Nachrichten einen wahren Kern enthalten, deuten sie auf die Anlage des ordenszeitlichen Hakelwerks hin, wie ich an anderem Orte nachgewiesen habe.[45]) Schon Löschin hat, wie ich erst nachträglich bemerkt habe, jene Stellen in dem gleichen Sinn gedeutet.[46]) Wird aber ein Beweis für die Begründung der Rechtstadt nach 1308 aus jenen Quellen abgelehnt, so entbehrt sie aller Unterlagen. Es ist nicht anders: es ist keine geschichtlich zuverlässige Überlieferung vorhanden, aus der jener Vorgang erschlossen werden könnte.

Schliesslich wird gegen meine und Stephans Auffassung auf die Form des Grundrisses der Rechtstadt

[44]) Alt- u. Neues Preussen (1684) S. 430.
[45]) Die Entstehung von Danzig S. 40 f.
[46]) Geschichte Danzigs I S. 38.

verwiesen, die angeblich ordenszeitliches Gepräge trägt. „Das ganze rechtstädtische Kerngebiet wirkt wie aus einem Guss geschaffen. Haben wir wirklich in ihm schon die alte pommerellische Stadt zu suchen, so müsste auch der grosszügige Stadtplan schon zu Zeiten Swantopolks entstanden sein. Hiergegen sprechen aber sowohl die grosse Ausdehnung dieses Planes als auch seine nur auf Grund einer langjährigen Erfahrung denkbare überlegte Planung." [47]) Auf diesen Einwand ist zu entgegnen, dass „das Kerngebiet der Rechtstadt" durchaus nicht „wie eine reife überlegte Planung des Deutschen Ordens anmutet". Alle älteren Strassen, wie Langgasse, Jopengasse, Brotbänkengasse und Heilige Geistgasse, verlaufen in keiner Weise so schnurgerade, wie es den Ordensstädten immer nachgerühmt wird. Auch die Anlage der Querstrassen lässt die Bevorzugung der rechten Winkel vermissen, die jenen eigentümlich ist. Überdies heben sich in diesem Rechtstadtkern sehr wohl einzelne Teile ab, die irgendwelche Merkmale zeigen, früher entstanden zu sein.[48]) Schliesslich ist der Typus der rechteckig umgrenzten, regelmässig aufgeteilten Stadtanlage nicht allein auf den Deutschen Orden zurückzuführen, sondern ein Merkmal der gesamten ostdeutschen Kolonisation. Wie der Vergleich mit anderen, vom Orden nach 1308 angelegten Städten zeigt, würde der Stadtgrundriss damals aller Wahrscheinlichkeit nach bedeutend anders ausgefallen sein. Der Plan der Rechtstadt Danzig enthält sehr viel ursprünglichere Züge, als sie den Städten des 14. Jahrhunderts eigentümlich waren. Erst die von der Historischen Kommission eingeleitete Erforschung der ost- und westpreussischen Stadtpläne wird zur Beurteilung dieser Fragen die notwendigen Unterlagen bieten.

IV. Wie die bisherige Untersuchung gezeigt hat, sind keine quellenmässigen Belege für die Annahme vorhanden, dass die Altstadt im 13. und die Rechtstadt im 14. Jahrhundert begründet wurde. Es sprechen vielmehr alle Gründe dafür, dass die pommerellische Stadt und die Rechtstadt einszusetzen sind. Es würde auch niemand auf den Gedanken verfallen sein, diese Einssetzung anzuzweifeln, wenn nicht die Irrtümer der Danziger Chronistik seit dem 16. Jahrhundert das wahre Verhältnis zwischen Altstadt und Rechtstadt immer wieder verdunkelt hätten. Darüber hinaus enthalten die Quellen zahlreiche Belege für die Auffassung, dass die Rechtstadt bereits die Stadt des 13. Jahrhunderts gewesen ist. Die Fortführung des Stadtsiegels aus der pommerellischen Zeit in der Ordens-

[47]) O. Kloeppel in „Danzig", Sammlung Deutschlands Städtebau (1924) S. 18.

[48]) Keyser, Die Stadt Danzig, S. 55 ff.

zeit ist schon von Stephan betont worden.[49]) B. Schmid sagt mit Recht[50]): „Die Siegelführung war ein so wichtiger und bedeutsamer Vorgang im Rechtsleben, dass jene Weiterbenutzung des Siegels nicht bloss eine historische Spielerei oder Sparsamkeit war, nicht etwa nur einen zweifelhaften Anspruch stützen sollte, sondern in dem Weiterbestehen jener deutschen Gemeinde des 13. Jahrhunderts begründet ist.“ Ferner wurde bisher immer angenommen, dass die Rechtstadt bis zur Erteilung der Handfeste von 1342/43 das Recht und die Verfassung der alten Stadt beibehalten hätte.[51]) Auch der Name Rechtstadt ist nicht anders zu erklären, als dass diese Siedlung die rechte, die richtige, die eigentliche Stadt, eben die Stadt war und immer gewesen ist; gleichwie unter dem „Rechten Haus“ einer Ordensburg das Hochschloss, eben das Haus, die Burg schlechthin verstanden wurde. Schliesslich ist nicht wegzuleugnen, dass wesentliche bauliche Anlagen der Rechtstadt in das 13. Jahrhundert zurückreichen. Auch Simson und Carstenn haben die Marienkirche bereits für 1271 als vorhanden angesehen. Die gelegentlich aufgestellte Behauptung, die Marienkirche von 1271 hätte auf dem Gelände des Brigittenklosters gelegen, hat schon Stephan durch den Hinweis darauf entkräftet, dass die vermeintliche Kapelle jenes Klosters nicht der Jungfrau Maria, sondern Maria Magdalena geweiht war.[52]) Wo eine Kirche liegt, muss aber auch eine Siedlung bestanden haben. Die Vermutung Simsons, die pommerellische Stadt könnte sich von der Gegend um St. Katharinen bis zum Langen Markt ausgedehnt haben, enthält eine unmögliche Vorstellung. Das Danzig des 13. Jahrhunderts wäre in diesem Falle für die damaligen Verhältnisse eine Riesenstadt gewesen. Es hätte gerade dann mehrere Pfarrkirchen besitzen müssen. Um die Tatsache, dass es schon um 1240 mehrere Pfarrer in Danzig gegeben hat, kam auch Simson nicht herum.[53]) Nur wagte er nicht, der Marienkirche die Eigenschaft einer Pfarrkirche zuzusprechen, da dann seine gesamte Auffassung der ältesten Danziger Geschichte zusammengebrochen wäre. Wenn aber das Bestehen der Marienkirche zum mindesten für das letzte Viertel des 13. Jahrhunderts zugegeben werden muss, so ist es in dem vorliegenden Zusammhange völlig gleichgültig, ob zur Ordenszeit das Gebäude der Kirche irgendwelche Veränderungen erfahren hat. Selbst wenn die Kirche im Jahre 1343 völlig neu erbaut wäre, könnte dieser Umstand gegen das

[49]) Strassennamen S. 8.
[50]) a. a. O. S. 152.
[51]) Simson, Geschichte d. Stadt Danzig I S. 52.
[52]) Strassennamen S. 8 Anm. 2.
[53]) a. a. O. S. 23.

Vorhandensein einer älteren Marienkirche mit Pfarrgerechtigkeit in keiner Weise angeführt werden. Es ist durchaus irrig, wenn C. mir die Meinung zuschieben will, dass die Handfeste von 1342/43 „sprachlich auf eine Neugründung von St. Marien hinweise“. Ich habe ausdrücklich gesagt, dass dieser Schluss nicht der einzig mögliche und nächstliegende ist. Ich muss mir vorbehalten, auf die vielen unrichtigen und völlig unbegründeten Behauptungen, die Hirsch, Simson und nach ihnen auch Carstenn[54]) über die Baugeschichte der Marienkirche ausgesprochen haben, an anderer Stelle einzugehen. Die neueste Forschung hat sich meinen Darlegungen bereits weitgehend angeschlossen.[55]) Auch das Kaufhaus der Lübecker von 1298 muss auf dem Boden der Rechtstadt gelegen haben, da es 1336 an diese und nicht an die nach C.'s Ansicht noch bestehende „Altstadt“ abgetreten wurde.[56]) Das gleiche ist der Fall mit dem Grundbesitz des Klosters Oliva und der Landebrücke. Die von C. vorgebrachten Einwände sind mir, wie ich gestehen muss, unverständlich. Was soll die Unterscheidung von „Stadtgebiet“ und „Stadtbezirk“? Was bedeutet die Heranziehung der Urkunde von 1356, die sich auf das Verhältnis der Stadt zum Bischof und nicht zum Kloster Oliva bezieht, in diesem Zusammenhange? Auch ist es nicht richtig, wenn C., der so gern als Anwalt der „Überlieferung der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts“ auftritt, meint, dass damals „unter pons die Brücke über den Fluss verstanden wird“. Wie ich gezeigt habe, kann dieser Ausdruck in jener Zeit sowohl eine Brücke über einen Fluss als ein Bollwerk am Ufer bezeichnen.[57]) Der pons longus längs den Speichern war ein solches Bollwerk. Auch vor den Mottlautoren lagen gleiche pontes, also Bollwerke.

Es ist bedauerlich, dass C. während seines langjährigen Aufenthalts in Danzig keine Zeit gefunden hat, die Quellen des Danziger Staatsarchivs zur Siedlungs- und Baugeschichte der Stadt selbst einmal einzusehen. Im Banne der gedruckten Schriften über die Danziger Geschichte vermochte er sich über die Fülle der Legenden, die Danzigs Geschichte seit Jahrhunderten umgarnen, nicht zu erheben. Die Mehrzahl der Forscher ist über sie inzwischen hinweggegangen. Die zuerst von Stephan aufgestellte und von mir weiter begründete Auffassung, dass die Rechtstadt Danzig des 14. Jahrhunderts nichts anderes ist als die pommerellische Stadt des 13. Jahrunderts, hat, wie der frühere Leiter des Danziger Staatsarchivs, A. Warschauer, kürzlich

[54]) Carstenn, St. Marien in Danzig 1924.

[55]) Keyser, Die Stadt Danzig S. 107 ff., E. Gall, Die Marienkirche zu Danzig 1926.

[56]) Die Entstehung von Danzig, S. 126.

[57]) Entstehung von Danzig, S. 34 f.

ausgeführt hat, „zuerst vielfach bestritten, sich doch gehalten und gilt heute als gesichertes Gut der Danziger Ortsgeschichte".[58]) J. Kaufmann hat sich schon 1913 zur gleichen Meinung bekannt;[59]) auch B. Schmid hat sich ihr angeschlossen.[60]) W. Geisler und Fr. Techen haben ihre älteren Ansichten zugunsten der neuen Auffassung aufgegeben.[61]) Techen betont jetzt: „Es ist demnach die Umsiedlung in Danzig ins Gebiet der Fabeln zu verweisen, die Rechtstadt als die ursprüngliche deutsche Niederlassung anzusehen und damit eine wirkliche Continuität in der Geschichte Danzigs gewonnen." [62])

Es liegt deshalb kein Anlass vor, die neue Auffassung nur als „eine Arbeitsannahme" oder „Hypothese" zu bezeichnen. Sie beruht nicht im geringsten auf „wenig gesicherter Überlieferung", die zu den Zeugnissen des 14. Jahrhunderts im Widerspruch stände. Es handelt sich um Tatsachen, die nicht mehr zu bestreiten sind.

Schlusswort.

Von Edward Carstenn.

Nicht um Erich Keyser zu überzeugen, schrieb ich meine Auslassungen im Elbinger Jahrbuch Heft 4 S. 171 ff. Denn ich bin mir bewusst, dass bei der Sachlage das nicht möglich ist. Ein Anhänger der Keyserschen Auffassung formulierte mir gegenüber das mit Recht so: „Die Überlieferung über die älteste Zeit Danzigs ist derart beschaffen, dass unter den Forschern kaum je eine Einigkeit erzielt werden wird, vielmehr je nach dem Ausgangspunkte eines jeden ein anderes Ergebnis entspringen muss. Mich z. B. haben die Ausführungen Keysers überzeugt, wenn ich auch aus Ihren Darlegungen ersehe, dass sich ihnen mehr entgegenstellen lässt, als ich erkannte."

Um so mehr aber muss man Achtung vor der Anschauung anderer haben. Und Rudolf Häpke hat das Wesen meiner

[58]) A. Warschauer, Deutsche Kulturarbeit in der Ostmark 1926, S. 251.
[59]) Zeitschrift d. Westpr. Geschichtsvereins 55 S. 79.
[60]) a. a. O. S. 159.
[61]) Geisler, Die Weichsellandschaft von Thorn bis Danzig 1922 S. 168 f. u. Techen in Hans. Gesch.-Blätter 1915 S. 181.
[62]) Hans. Gesch.-Blätter 1925 S. 274.

Darlegungen richtig (Hans. Gesch. Bl. 1925 S. 307) dargestellt als das Bestreben, die Stephan-Keysersche „Behauptung . . . nicht etwa als völlig verfehlt“ hinzustellen, sondern bei den zahlreichen Bedenken gegen sie „mehr Respekt vor den Leistungen Simsons und Hirschs“ zu verlangen. Es geht nicht gut an, diese Forscher als arm an Kritik hinzustellen, wie das von Keyser geschehen ist; man kämpft nicht gegen so verdiente Männer, zumal sie sich nicht mehr zu wehren vermögen, indem man Vermutungen als gesicherte Tatsachen ausgibt. Man sollte sie nicht zu erniedrigen versuchen durch unbegründete Vorwürfe, indem man ihre Darlegungen nur halb vorträgt oder mit Zirkelschluss arbeitet, um ihre Anschauung als falsch hinzustellen. Auch von anderer Seite, nicht nur von mir, ist bedauert worden, dass Keyser Beweise erzwingen will, ohne alle Bedenken aus dem Wege zu räumen. Er sieht sich jetzt stark in die Verteidigung gedrängt. Und der vorliegende Aufsatz ist keineswegs der einzige, der seine Stellung: „Es handelt sich um Tatsachen, die nicht mehr zu bestreiten sind“, sichern soll.

Auf Einzelheiten einzugehen, wird mir jetzt niemand mehr zumuten, da mir gegenüber in gleicher Weise wie gegen Simson gearbeitet wird. Man vergleiche z. B. nur, was ich S. 178 über das Delta des Schidlitzbaches gesagt habe, und was Keyser daraus macht (über Anm. 35); man sehe, wie er meine Darlegungen über den Gebrauch des Namens ‚Altstadt = civitas antiqua‘ neben ‚Unsere Stadt = civitas nostra‘ v o r 1 3 7 5 abtun zu können meint durch Hinweis (Anm. 39) auf U r k u n d e n v o n 1 3 9 7 u n d 1 4 0 2, also aus einer Zeit, als die Altstadt vom Orden bereits Stadtrecht erhalten hatte, als demnach eine neue Lage geschaffen war. Keyser gibt nicht einmal die Daten der Urkunden an, so dass selbst der denkende Leser irregeleitet werden kann durch den Eindruck, diese von mir nicht beachteten Urkunden gehörten der Zeit v o r 1375 an. Unter solchen Umständen verbietet sich aber für mich jede weitere Auseinandersetzung, wie mich auch nicht der Vorwurf zu treffen vermag, dass mir die Archivalien fremd geblieben seien; denn Keyser arbeitet a u c h nur mit gedruckten Quellen. Meisner hat er ja nach meinen Einwürfen fallen gelassen.

Kerstan, **Die Geschichte des Landkreises Elbing,** auf wissenschaftlicher Grundlage volkstümlich dargestellt. Elbing. Verlag der Elbinger Altertumsgesellschaft, E. V. 1925. 40 (12+) 472 S., mit 19 Einschalt-Tafeln und 3 Karten. Preis 4.— RM.

Es ist immer ein schwieriges Unternehmen, eine Kreisgeschichte zu schreiben. Als man 1818 der Provinz eine neue Kreiseinteilung gab, wurden zwar die geschichtlich gewordenen Grenzen nach Möglichkeit berücksichtigt, doch sind diese Kreise erst in neuester Zeit zu selbständiger Bedeutung herangewachsen. Für die ältere Zeit ist der heutige Kreis oft nur Ausschnitt aus einem selbständigen grösseren Gebiet, wie z. B. die vier ermländischen Kreise, oder er ist aus verschiedenen, früher nicht zusammengehörigen Gebieten neu gebildet, wie es auch beim Landkreise Elbing geschehen ist. In beiden Fällen hat die Kreisgeschichte das Aussehen einer Mosaikarbeit, die Ortsgeschichte tritt in den Vordergrund, und diese erfordert wiederum eine unendliche Fülle von Einzelangaben. In fünfzehnjähriger, ebenso fleissiger wie umsichtiger Arbeit hat der Verfasser den Stoff gesammelt und dann geschickt zu einem gut lesbaren Buche gestaltet. Vorarbeiten fehlten fast ganz, denn die Rhode'sche Kreisbeschreibung von 1871 kommt hierfür nicht in Frage. Auf den ersten 134 Seiten schildert der Verfasser die Geschichte des ganzen Kreises, die Vorgeschichte bis 1230, die Ordenszeit 1230—1466, die polnische Zeit 1466—1772 und die preussische Zeit. Innerhalb dieser Abschnitte werden einzelne Kapitel dem Landgebiet, der Niederung und der Nehrung gewidmet, also den besonderen Kreisteilen, ferner einigen wichtigen Kulturaufgaben, dem Deichwesen, dem Kirchen- und Schulwesen, den Waldungen, der Jagd und der Fischerei u. a. m. Dann folgen die Ortsgeschichten, unter denen man freilich die Dörfer des Grossen Werders, die erst seit 1920 ausserhalb der Reichsgrenze liegen (vergl. S. 56), nur ungern vermisst. Den Beschluss machen 28 Volkssagen, tabellarische Übersichten, und auf 17 Seiten ein sehr ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis.

Sehr gut ist in den ersten Abschnitten die Erdkunde und Vorgeschichte dargestellt. Aus der Ordenszeit wird nach einem allgemeinen Überblick die Geschichte der Komturei gegeben, oder richtiger des Gebietes, wie man zur Ordenszeit sagte. Hier entstehen trotz der eingehenden Darstellung doch noch manche Zweifel. Über die Wirtschaftsverhältnisse zur Ordenszeit hat der Verfasser nach den Handfesten einiges bei den einzelnen Ortschaften berichtet.

In dem zusammenfassenden Teile werden S. 50 zunächst acht Kammerämter aufgezählt. S. 471 gibt der Verfasser ein

neues Verzeichnis, in welchem das Kammeramt Wöklitz weggelassen, das Waldamt Mühlhausen und die Kammerämter Pomehnen und Elbing hinzugefügt werden. Ganz klar ist diese Aufzählung nicht. Die preussischen Dörfer wurden von Kämmerern, die nicht Ordensbrüder waren, verwaltet, in Bezirke eingeteilt, die Kammerämter hiessen. Die deutschen Dörfer standen unter dem Komtur bzw. dem Hauskomtur, oder in selbständigen Teilgebieten unter einem Ordensbeamten, Vogt oder Pfleger. Die Zinsbücher, Ordensfolianten 131, 166 m und n des Staatsarchivs Königsberg, zählen die deutschen Dörfer, mit Hufen, in einer gemeinsamen Gruppe auf und zweitens die preussischen Dörfer und Freien in den — im XV. Jahrh. vorhandenen — sieben Kammerämtern Cudyn, Pomen, Hollant, Burdayn, Libenstad, Morung und Luxten. Während diese Kammerämter ziemlich konstant in ihrer Abgrenzung blieben, ist die Verwaltung der deutschen Dörfer dieses nicht. Erkennbar sind das Waldamt, anfangs zu Mühlhausen, später in Cadinen, zuletzt seit 1432 in Tolkmit, ferner die Gebiete Holland und Mohrungen, die aber nicht immer mit Pflegern oder Vögten besetzt waren, und endlich die stattliche Zahl der deutschen Dörfer, die unmittelbar an den Komtur des Hauses zu Elbing zinsten. Ein Kammeramt Elbing wird aber nicht genannt. Im einzelnen sind die Zuständigkeiten in den Jahrhunderten der Ordensherrschaft einigem Wechsel unterworfen. Es wäre eine lohnende Aufgabe, die Verwaltungsgeschichte des Kreises Elbing zur Ordenszeit ausführlicher zu behandeln; sie wäre von Bedeutung für die Beurteilung der Siedlungspolitik des Ordens.

Beim Kammeramt Fischau wäre zu bemerken, dass dieses aus Teilen des Gebietes einer früher selbständigen Komturei gebildet ist, vielleicht schon im letzten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts. Nach dem 2. Thorner Frieden, spätestens vor 1510, kam dieses Kammeramt zur Ökonomie Marienburg. Der heutige Kreis enthält also nur die alten Kammerämter Cadinen und Pomen neben seinen anderen Bestandteilen.

S. 45 und 51 wird wiederholt darauf hingewiesen, dass der Landmeister Konrad von Thierberg d. Ä. durch harte Bestrafung der Aufrührerischen die Elbinger Höhe nahezu entvölkert habe, und dass das Gebiet wüst und fast menschenleer gewesen sei. Die Quelle hierfür ist Dusburgs Chronik (Scriptores I, 136), aber Dusburg war hierarchisch befangen und sah in der Ausrottung der Heiden ein gutes Werk. Nach den Zinsbüchern des 15. Jahrh. (Ostpr. Foliant 131) hatten das Kammeramt Cadinen 26 und Pomen 141 preussische Haken, deren Verleihung oder Besitzanerkennung sicher bis in die frühe Ordenszeit zurückreicht. Zweifellos sind deutsche Dörfer auch auf verlassenen Preussensitzen angelegt, andererseits hatte die Bewaldung einen

viel grösseren Umfang gehabt als heute. Hier liegt ein wichtiges Problem der Siedlungsforschung, das noch der Bearbeitung harrt, und gerade die Elbinger Höhe bietet hierfür ein wichtiges Untersuchungsgebiet. Die S. 51—54 gegebene Aufzählung der von den Ordensgebietigern erteilten Handfesten gibt nur das äussere Gerippe. Die Zinsbücher und die ganz eigenartigen Wiesenbücher sind vom Verfasser nicht verwertet; daher ist auch die Geschichte des Ellerwaldes in den Anfängen unvollständig.

Wenn auf S. 388 ein Turm in der Ordensburg Pr. Mark, Kreis Mohrungen, Transparn genannt wird, so ist das die Wiederholung einer Notiz bei Simon Grunau (her. v. Perlbach I, 237). Schon Voigt hat 1824 in der Geschichte Marienburgs darauf hingewiesen, dass die von Dusburg genannte Burg Tranpere das heutige Dorf Troop, Kr. Stuhm, ist, nach ihm Toeppen in den Scriptores I, 120. Es liegt hier ein Missverständnis von Grunau vor, das zu berichtigen wäre.

Auf S. 47 wird eine Ordensmark etwa 30 deutschen Goldmark gleichgesetzt. Das ist in dieser Kürze schwer verständlich. Der Silberwert der Mark von 1400 würde in heutiger Prägung 13 Mark ergeben (vergl. Joachim, Tresslerbuch S. VIII). Dagegen war die Kaufkraft viel höher, aber auch ganz verschieden, je nachdem der Kaufgegenstand begehrt wurde und zu beschaffen war; so kostete beispielsweise 1 Hufe in Katznase 1379 — 180 Mark gegen etwa 36 000 Mark vor dem Kriege, was ein Verhältnis von 1 : 200 ergibt. (Ziesemer, Zinsbuch des Hauses Marienburg S. 40.) Bei beweglichen Waren hat sich dieses Verhältnis wieder anders entwickelt.

Auf S. 438 werden die Hochmeister nach dem Namen-Codex von Voigt aufgeführt; es wäre zweckmässig gewesen, wenn die Verbesserungen berücksichtigt wären, die Schreiber, dessen Buch S. 465 angeführt wird, ermittelt hat.

Die Ordenszeit ist für unser Vaterland so wichtig, dass man es verstehen wird, wenn der Referent glaubte, hier einige kleine Ausstellungen machen zu müssen. Für die späteren Zeiten konnte der Verfasser wirklich aus dem Vollen schöpfen, und was er bietet, ist ausgezeichnet. Sowohl der Kreiseingesessene, der sich über seine Heimat unterrichten will, wie der Freund preussischer Provinzialgeschichte wird das Buch stets gern zur Hand nehmen. Licentiat Dr. Kerstan, der jetzt leider aus unserer Provinz fortgezogen ist, hat sich hierdurch ein bleibendes Verdienst um die Heimatkunde des Ordenslandes erworben.

Marienburg Westpr.

Bernhard Schmid.

E r n s t K u h n e r t : **Geschichte der Staats- und Universitätsbibliothek in Königsberg.** Von ihrer Begründung bis zum Jahre 1810. Leipzig, Hiersemann. 1926. 317 Seiten. Preis M. 45.—.

Wohl nur wenige Bibliotheken dürfen sich eines solchen Quellenreichtums zu ihrer Geschichte, kaum eine aber einer so gründlichen und liebevollen Bearbeitung dieser Quellen erfreuen, wie die Schlossbibliothek zu Königsberg, ein Teil der heutigen Universitätsbibliothek. Mit den Vorstudien zu einer Geschichte dieses Instituts hatte schon Paul S c h w e n k e während seiner kurzen Königsberger Amtszeit (1893—1899) begonnen, die Hauptaufgabe fiel dann dem Königsberger Bibliothekar Ernst K u h n e r t zu, der sie auch, trotzdem er schon wenige Jahre später nach Greifswald und schliesslich an die Spitze der Berliner Staatsbibliothek berufen wurde, in vieljähriger unermüdlicher Arbeit getreulich durchgeführt hat.

Nach einem aufschlussreichen Überblick über die Bibliotheken in Preussen in vorreformatorischer Zeit, aus dem hervorgeht, dass der Bücherbesitz des Ordens nicht so gross war, als bisher angenommen, grösser dagegen der Bücherschatz der Domkapitel und einiger bedeutender Pfarrkirchen, wie z. B. der von St. Marien in Danzig, stellt Kuhnert die Geschichte der Schlossbibliothek Königsberg in vier grossen Abschnitten dar. Der erste und interessanteste behandelt die Zeit von 1525—68 unter Herzog Albrecht, dem Begründer der Sammlung, die bei Eröffnung der Universität 1544 bereits auf 2000 Bände angewachsen war; der zweite die Zeit Albrecht Friedrichs, aus der die erste Benutzungsordnung überliefert ist; der dritte die Geschichte der Schlossbibliothek unter den brandenburgischen Kurfürsten 1618—1700 und der letzte die Geschichte unter den preussischen Königen bis 1810. Mit grösster Genauigkeit wird die äussere und innere Entwicklung des Instituts unter dem Einfluss der allgemeinen Zeitverhältnisse, der mehr oder minder grossen Fürsorge der Regierung, der Tätigkeit der jeweiligen Bibliothekare, meist Professoren, verfolgt. Die Persönlichkeiten der Beamten, ihre wissenschaftlichen, fachlichen, verwaltungsmässigen Leistungen mit häufigen statistischen Angaben, die Pflege der einzelnen Disziplinen, die Katalogisierung, die Benutzung, die Ausstattung der Räume (über die übrigens ein Elbinger, der bekannte Rektor Gnaphaeus, die älteste Nachricht bringt, 1541) werden geschildert. Auch der Beziehungen zum Königsberger und zum auswärtigen Buchhandel (häufig dabei zum Danziger) und zum Buchbinderhandwerk wird gedacht, und am Schluss bietet der Verfasser noch eine sorgfältige Studie über den Königsberger Bucheinband im 16. und 17. Jahrhundert, der die Arbeiten von

Günther für Danzig in willkommener Weise ergänzt. Zahlreiche kleine Beiträge zur preussischen Gelehrtengeschichte enthalten die reichlichen Anmerkungen. So geht das Werk Kuhnerts vielfach über den Rahmen einer Bibliotheksgeschichte hinaus und erhält für die Kultur- und Geistesgeschichte Altpreussens eine nicht geringe Bedeutung. Die Ausstattung des Buches ist vortrefflich. Hanns Bauer.

Walther Recke: **Die polnische Frage als Problem der europäischen Politik.** Berlin: Stilke 1927 XI, 399 S., geh. M. 10.—, geb. M. 12.—.

Schon das Wenige, das der Verfasser in dem engen Rahmen eines Vortrages auf dem Deutschen Historikertag in Breslau über dies viel erörterte und schwierige Thema zum Besten gab, was er Grundsätzliches über die Einstellung zum polnischen Problem und was er stofflich Neues zur Aufhellung bisher ungeklärter Vorgänge vorbrachte, war von starkem und überzeugendem Eindruck und liess erwarten, dass sein in Vorbereitung befindliches Werk eine bedeutende Bereicherung unserer historisch-politischen Literatur bieten werde. Diese Erwartung hat sich in vollem Masse erfüllt. Wir haben hier nunmehr eine auf umfassendem Quellenstudium und gründlicher Vertrautheit mit den osteuropäischen, insbesondere den polnischen Verhältnissen beruhende historische Darstellung der Polenfrage in ihrer universalen Bedeutung, wie sie bisher leider gefehlt hat.

Gewöhnlich datiert man die polnische Frage erst seit den polnischen Teilungen, aber zum Verständnis dieser Frage muss, wie es Recke mit Recht in seiner Einleitung tut, bis ins Mittelalter zurückgegriffen werden. Denn ihr Ursprung liegt eigentlich in der polnisch-litauischen Union von 1386, durch die ein überwiegend von Russen bevölkertes und ehemals unabhängiges russisches Gebiet an Polen fiel. Polen hat die grosslitauische Expansionspolitik nach Osten fortgesetzt, bis das erstarkende Moskau zum Gegenangriff überging. Das Endglied dieser ausschliesslich dem Gebiete polnisch-russischer Beziehungen angehörenden Entwicklungsreihe ist der Untergang Polens 1772. Er ist nicht, wie hier endlich einmal (gegenüber den Ausstreuungen von Entente-Seite) deutlich gezeigt wird, von dem „räuberischen" Preussen verschuldet, sondern die treibende Kraft dazu war Russland, das schon seit Jahrhunderten mit der polnischen Frage rang. Sie war eine ständige Begleiterin Russlands auf seinem Wege nach Westen; die Existenz Polens bedeutete für die Russen die Verneinung Russlands als europäische Macht.

Auch nach den Teilungen von 1772/93/95 und 1815, die nichts anderes sind als Abwehrmassnahmen der Nachbarn gegen das noch weiter westwärts drängende Russland, bleibt doch die polnische Frage in erster Linie eine Angelegenheit der Russen, in deren Besitz sich 82 Prozent des polnischen Gebietes mit seinem politischen Zentrum Warschau befinden. Deshalb dreht sich auch die Geschichte der polnischen Frage vom Wiener Kongress bis zum Weltkrieg im wesentlichen um die Versuche der Polen, den polnischen Staatsgedanken vom russischen abzulösen, um ihn zu einem aktiven Faktor in der grossen Politik zu machen, auf der anderen Seite um die sorgsamen Bemühungen Russlands, die Sache der Polen vor der übrigen Welt unter festem Verschluss zu halten. In meisterhafter Weise werden von Recke die einzelnen Phasen dieses interessanten Kampfes in seinen Beziehungen zur Politik der europäischen Grossmächte, voran Frankreichs, geschildert. Dabei berücksichtigt der Verfasser auch die innere Entwicklung des Polentums, die vielfältigen Strömungen und Parteiungen in den führenden polnischen Kreisen bis auf Dmowski und Pilsudski so eingehend, dass wir tatsächlich ein abgerundetes Bild von der Entwicklung des g a n z e n polnischen Problems erhalten.

Die Verhältnisse in den zu Preussen und Österreich gehörenden Restgebieten des historischen Polen (8 Proz. und 10 Proz.) spielen dabei nur eine Nebenrolle, entsprechend dem geringen Anteil, den diese Gebiete an der polnisch-russischen Auseinandersetzung genommen haben. Natürlich mussten diese beiden Teilungsmächte, namentlich Preussen, dessen Osthälfte durch die Erwerbung von Posen und Westpreussen erst zu territorialer Geschlossenheit gelangt war, am Schicksal der polnischen Frage dauernd interessiert bleiben. Und hier zeigt sich besonders B i s m a r c k als hervorragender Geschichtskenner, der stets die Vergangenheit in Beziehung zur Gegenwart zu setzen und jede Erscheinung im Komplex des gesamten europäischen Geschehens zu betrachten wusste. Entgegen der Anschauung in weiten Kreisen der deutschen Öffentlichkeit hat Bismarck, wie er schon als 33jähriger Landtagsabgeordneter und späterhin häufig in höchst prägnanten Aussprüchen bekundete, niemals in der Polenfrage nur eine innerpolitische preussische Angelegenheit erblickt, die sich allein mit eigenen Mitteln, sei es der Versöhnung und Assimilation oder der Abwehr und Unterdrückung, regeln lasse. Stets war sein Blick über die Grenze gerichtet, jedes mit der Wiederaufrichtung des polnischen Staates sich befassende Projekt war ihm ein Gefahrenmoment für Preussen-Deutschland. Deutlich sah er die Rolle eines solchen Polen als Objekt der europäischen Politik, namentlich Frankreichs, voraus. Und so hielt er es für eine seiner wichtigsten Aufgaben, niemals das polnische

Problem akut werden zu lassen. Er erkannte klar die schicksalhafte Verbundenheit Deutschlands und Russlands gegenüber der Polenfrage und war daher bis zu seinem Abgang unablässig auf ein gutes Einvernehmen mit Russland bedacht. Es liegt eine grosse Tragik darin, dass gerade in dem für die Teilungsmächte gefährlichsten Augenblick seit 1772, nämlich im Weltkrieg, diese Erkenntnis auf deutscher Seite gefehlt hat. Während Russland auch nach Kriegsausbruch seiner alten Polenpolitik treu blieb, hat Deutschland durch die Errichtung des Königreiches Polen die polnische Frage zu einem europäischen Problem gemacht und sich damit selbst der wertvollen Landesteile beraubt, die unsere Väter erworben hatten.

Dieser letzte Abschnitt des Recke'schen Buches über die Wiederaufrichtung Polens ist von besonderer Wichtigkeit, namentlich das Kapitel über die Stellung Amerikas zum polnischen Problem. Der Verfasser hat hier eine Reihe neuer polnischer und englisch-amerikanischer Quellen herangezogen, die noch greller und erschütternder als bisher beleuchten, mit welch frevelhafter Leichtfertigkeit mit Ländern und mit Millionen von deutschen Menschen gehandelt, ja geradezu gespielt worden ist.

Der Danziger Archivrat Dr. Recke hat mit diesem Werk nicht nur der Wissenschaft, sondern auch der Allgemeinheit einen grossen Dienst getan. Jeder am polnischen Problem im In- und Ausland Interessierte wird dieses Buch benutzen müssen, wenn er sich eine unparteiische und klare Vorstellung machen will. Die Sprache ist flüssig und anschaulich, dankenswert ist die wenn auch bescheidene Karte im Anhang. Die Ausstattung des Werkes durch den Verlag ist lobenswert. Hanns Bauer.

Zu Danzigs Geschichte.

1. Faber, Walther: Die Johannisschule in Danzig vom Mittelalter bis zum Jahre 1824. Danzig 1925.
2. Bauer, Hanns, und Millack, Walter: Danzigs Handel in Vergangenheit und Gegenwart. Danzig 1925.
3. Beiträge zur Geschichte des Schiffbaus, des Hafens und der Schiffahrt von Danzig. Danzig 1926.

1. Die Fabersche Arbeit, eine Festschrift zum hundertjährigen Jubiläum des Realgymnasiums St. Johann, muss als eine beachtenswerte Bereicherung der Schulgeschichte unseres Ostens angesehen werden. Bis zum Jahre 1824 wurde die Darstellung geführt, weil für das 19. Jahrhundert bereits eine Geschichte der Schule aus Frickes Feder vorliegt. Das vorliegende

Werk gliedert sich in fünf Teile. Die beiden ersten behandeln die Geschichte der Anstalt im Mittelalter und von der Reformation bis zum Jahre 1824. Dann folgt eine Abhandlung über die Gehälter und die wirtschaftliche Lage der Lehrer mit hübschen Blicken auf frühere Inflationen. Aktenstücke und ein Verzeichnis der Lehrer von 1475 bis 1824 beschliessen den Band, dem ein (leider nicht alle Namen enthaltender) Namenindex beigegeben ist.

Die Darstellung verdient Beachtung über Danzig hinaus. Verschiedentlich tritt uns auch Elbing entgegen in Lehrkräften, die von hier nach Danzig berufen wurden oder wenigstens aus Elbing stammten. Besonders widmet Faber dem Wirken des Comenius mehrere Seiten. Von Elbing aus strahlt der Einfluss auch nach Danzig hinüber. Aber die Versuche, z. B. seitens des Rektors Büthner (1653), ihm eine überragende Einwirkung auf das Danziger Schulleben zu geben, schlugen fehl. Schliesslich muss Faber bekennen, dass Franckes Einfluss später tiefer geht als der des Comenius.

Dem Verfasser sei Dank für seine mühevolle, anregende Arbeit.

2. Danzigs Handel in Vergangenheit und Gegenwart zu schildern fanden sich mehrere Darsteller zusammen unter Leitung von Hanns Bauer und Walter Millack. Nicht Neues sollte gegeben werden, sondern die „allgemein verständliche Form“ steht als Ziel obenan. Denn das Buch wendet sich an die breite Öffentlichkeit. Und dies Ziel zu erreichen ist den Verfassern im grossen Ganzen gelungen. Es darf aber nicht wundernehmen, wenn Darstellungen aus zehn verschiedenen Federn auch unterschiedlich auf den Leser wirken. Stilistisch hebt sich ganz besonders fein heraus die Bauersche Abhandlung über Danzigs Handelsbeziehungen zu Italien und der Levante.

Dem Inhalte nach zerfällt das Werk in zwei sehr ungleiche Teile, in Danzigs Handel bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts (rund 140 S.) und in den Handel seither bis zur Gegenwart (rund 25 S.). Darin liegt etwas Unbefriedigendes, das sich aber erklärt, wenn wir bedenken, wie gut der erste Zeitraum durch Simsons grosse „Geschichte der Stadt Danzig“ erforscht vor uns liegt. Eine umfangreiche Darstellung stiess hier auf keine Schwierigkeiten. Erich Keyser berichtet über die Stellung Danzigs zur Hanse; Walther Recke über die Handelsbeziehungen zu Osteuropa; Hans Hübner zu Schweden; Hans Becker zu Dänemark und Norwegen; Willi Quade zu den Niederlanden; Walter Millack zu England; Hans Bittner zu Frankreich; Siegfried Rühle zu Portugal und Spanien;

und Hanns B a u e r schliesst die Umspannung Europas durch Danzigs Handelsbeziehungen zu Italien und der Levante. In sehr hübschen Bildern zieht an uns die Herrschgewalt des Danziger Kaufmanns vorüber, seine politische Betätigung für den Handel in Frieden und Krieg. Manche Wiederholung, die bei der Anordnung nach einzelnen Ländern sich wohl nicht gut vermeiden liess, nimmt der Laie, an den sich ja das Werk richtet, sicher gern in Kauf.

Den Fachmann zieht in erster Linie der Aufsatz von R e c k e über den Handel nach Osteuropa an. Denn hier findet er vielfach neue Gesichtspunkte und Belege über Danzigs Handel im Weichselland. Aus eingehender Kenntnis der Geschichte Osteuropas heraus vermochte der Verfasser einen Beitrag zu liefern, der in wissenschaftlichen Kreisen über den Rahmen des Buchs hinaus Beachtung erheischt. Seine Zahlenangaben erweitern unser Wissen von dem Export aus Westpreussen und Polen. Er wendet sich mit Recht unter Begründung gegen die Anschauung, dass der Fall Konstantinopels eine Belebung des Handelsweges über Danzig herbeigeführt habe, eine Auffassung, der Quade zum Beispiel noch huldigt (S. 72).

Im kleinen zweiten Teil behandelt Hans H ü b n e r auf 15 Seiten Danzigs Handel von 1650 bis zum Weltkrieg. Dass bei dieser Kürze der Leser sich unbefriedigt abwenden muss, wäre eigentlich nicht nötig. Zunächst wird der Eindruck erweckt, als wenn Danzigs Handel nach 1650 — rein gemessen an den ausführlichen Darstellungen vorher — nichts mehr sei. Man vermisst die Erkenntnis, dass ein Dampfer den Wert von drei Seglern hat, wenn ein Vergleich in der Tonnage anzustellen ist; dass ferner zum Vergleich mit früher nicht der gesamte Weltverkehr der Gegenwart herangezogen werden darf. Die Wirkung des Bromberger Kanals, der russischen Zollpolitik seit 1815, der Ausbau des Eisenbahnnetzes, die Umstellung auf den Dampferverkehr werden gar nicht oder nur andeutungsweise erwähnt. Nur so erscheint das abwegige Urteil verständlich, dass der „Napoleonische Krieg“ Danzigs Handel Wunden zufügte, „die bis heute noch nicht vernarbt sind“.

Im Gegensatz zu diesem Aufsatz bereitet der Beitrag Günther M a r t i n i s über „Danzigs wirtschaftliche Beziehungen in der Gegenwart“ eine wahre Freude. Hier finden sich die bedeutendsten Fragen, die der Geschichtsforscher und der Laie stellen, befriedigend beantwortet und in flüssiger Sprache dargestellt.

Den Band schmückt vor dem Titel eine Nachbildung des Deischschen Stiches: „Prospect der Mottlau von der Seite des Fisch-Marckts nach dem Krahn-Thor.“ 1765.

3. In vieler Beziehung eine wertvolle Ergänzung zum vorigen Werk zeigen die „Beiträge zur Geschichte des Schiffbaus, des Hafens und der Schiffahrt von Danzig“. Freunde und Verehrer Willi Klawitters fanden sich in diesem Heft zu seinem 70. Geburtstag zusammen. Günther Martini zeigt die Bedeutung der Familie Klawitter für Danzigs Schiffahrtsentwicklung und für die der Kriegsmarine. Walther Recke vertieft diese Darstellung für den älteren Zeitraum, indem er eingehend und treffend über die Anfänge der Dampfschiffahrt in Danzig (1827—1852) berichtet. Den Hauptanteil trägt K. J. Kaufmann mit der vorurteilsfreien und augenblicklich besonders reizvollen Darstellung über den „Hafen von Danzig, seine Entwickelung und Verwaltung“. Hier findet sich wieder einmal der Nachweis, dass der Vertrag von Versailles keineswegs, wie er vorgibt, die alten Zustände neu aufgerichtet hat.

Dass die Festschrift auch des Handelskammerpräsidenten Klawitter gedenken wollte, zeigt der übersichtliche Aufsatz von Br. Heinemann: Wesen und Bedeutung der Handelskammer.

Bei den vielfältigen Beziehungen zwischen Danzig und Elbing in Vergangenheit und Gegenwart darf gerade diese Festschrift Anspruch auf Beachtung erheben. Das Heft enthält zehn Bilder, von denen ein Teil, wenn ich recht sehe, hier zum erstenmal veröffentlicht wird.

Edward Carstenn.

H. G. Ph. Bertram, Oberbaurat des Danziger Deichverbandes: **Physikalische Geschichte des Weichseldeltas.**

Diese Abhandlung erschien zuerst 1923 als ein Sonderabdruck; dann 1924 als erster Teil des Sammelwerkes: Das Weichsel-Nogat-Delta. Beiträge zur Geschichte seiner landschaftlichen Entwicklung, vorgeschichtlichen Besiedlung und bäuerlichen Haus- und Hofanlage.

Beide Ausgaben unterscheiden sich dadurch, dass der zweiten eine Reihe von Abbildungen beigefügt sind, die auf einem Titelbilde und sieben Tafeln neben den Textbildern Charakterlandschaften des behandelten Gebietes in mustergültiger Weise zur Darstellung bringen. Der durch seine amtliche Stellung berufene Verfasser ist schon durch frühere Veröffentlichungen, besonders durch die 1907 erschienene „Chronik des Danziger Deichverbandes“ wohlbekannt. Um so mehr ist es mit Freuden zu begrüssen, dass die eigenartige Landschaftsform des Weichseldeltas in ihm einen sachkundigen Bearbeiter gefunden hat.

Die Durchführung der Aufgabe geschieht in einer so ansprechenden Weise, dass der Leser sofort zur Überzeugung kommt, dieser Teil unserer Heimat ist so eigenartig und dabei so wenig bekannt, dass sie es verdient, von neuem eine gründliche Darstellung zu erfahren.

Hatte Toeppen in seinen „Beiträgen zur Geschichte des Weichseldeltas" dem Thema entsprechend die geschichtlichen Nachrichten dieses Gebietes zusammengetragen und zu einem einheitlichen Ganzen verarbeitet, so unternimmt Bertram es, die Landschaft wesentlich von den Faktoren abhängig erscheinen zu lassen, die in der Tat, seitdem der Mensch sich hier ansiedelte und das Land für sich eroberte, den jetzigen Zustand herbeigeführt haben und weiter erhalten. Mit besonderem Nachdruck betont der Verfasser im ersten Abschnitt, „Das heutige Weichseldelta — zum grossen Teil eine nicht natürliche Scheinbildung", dass ein beträchtliches Stück des Deltas unter N. N., d. h. unter dem Meeresspiegel liegt und nur durch künstliche Entwässerungsanlagen siedlungsfähig erhalten wird. Um seine Anschauung zu bekräftigen, geht der Verfasser im zweiten Abschnitt den „künstlichen Veränderungen des Deltas und ihren Ursachen" nach und führt im nächsten Abschnitt, „Der natürliche Zustand des Deltas um das Jahr 1300", dem wichtigsten Teil des ganzen Werkes, eine Rekonstruktion der Landformen vor 600 Jahren aus, die er in einer sorgfältig durchgeführten Karte zur Anschauung bingt.

In den folgenden Abschnitten werden „Die Deltabildung vor dem Jahre 1300", „Ältere geschichtliche Nachrichten über die physikalische Beschaffenheit des Weichselmündungsgebietes" behandelt, um dann „Besiedelung, Eindeichung und Kultivierung des Deltas seit 1300" in eingehender Weise zu erörtern.

Dass seine Darstellung der Depressionen zweifellos richtig ist, geht daraus hervor, dass auch ein anderer berufener Fachmann, Regierungsbaurat Liczewski, 1921 zu demselben Ergebnis unabhängig von ihm gelangt ist. Die kartographische Darstellung ist mit der grössten Sorgfalt bei beiden Verfassern auf Grund des amtlichen Materials und eigener Beobachtung im Gelände durchgeführt und zeigt bei der Vergleichung kaum nennenswerte Unterschiede. Wie vorsichtig übrigens der Verfasser in seinen Schlüssen ist, das zeigt sich bei der Behandlung der Frage nach der Bewaldung des Deltas, wo er schreibt: „Der Versuch war naheliegend, die Bewaldungsverhältnisse des Weichseldeltas auf Grund der gesammelten urkundlichen und kartographischen Nachrichten und der zahlreichen Bodenfunde zur Darstellung zu bringen. Es hat sich aber sofort herausgestellt, dass man einen derartigen Versuch doch besser unterlässt. . . . Man würde dadurch lediglich ein wissenschaftlich wertloses Schaubild geben."

Bei seinen Darstellungen kommt der Verfasser gelegentlich zur Erörterung wichtiger Fragen, z. B. derjenigen nach der Senkung des behandelten Gebietes, die er in ähnlicher Weise sehr vorsichtig und sachgemäss zu beantworten versucht.

Als wertvolle Beigabe finden sich noch einige ältere Karten, wie die Karte der Weichselhaffkampen und der Scharpau vom Jahre 1600 vom Danziger Ratslandmesser Friedrich Berndt, ein unberührtes Stück des Urwerders, und als Gegenstück „Der Krüpkerwald im Jahre 1923 als eingedeichtes und künstlich trockengelegtes Kulturland".

Die Arbeit können wir als ein echtes Heimatbuch im besten Sinne des Wortes bezeichnen, und es darf als Vorbild für ähnliche Bearbeitungen engbegrenzter Gebiete betrachtet werden.

Traugott Müller.

Das Vogelschutzgebiet Messina bei Danzig. Von Dr. Hans Lüttschwager. [Heimatblätter des Deutschen Heimatbundes Danzig. Jahrgang 1925. Heft 4.] Verlag und Druck von A. W. Kafemann G. m. b. H., Danzig. 1925.

Der durch seine Beobachtungen über die heimische Vogelwelt rühmlichst bekannte Verfasser hat hier einen Beitrag zur Naturdenkmalpflege geliefert, der in den Veröffentlichungen des Deutschen Heimatbundes Danzig, die von dem Senator Dr. Strunk in vorbildlicher Weise herausgegeben werden, erschienen ist. Der Zweck, den diese Vereinigung verfolgt: „die Liebe zur Heimat zu wecken, zu stärken und in weite Kreise der Bevölkerung zu tragen, deutsche Art, Sitte, Sprache und Kunst zu pflegen, die Bau- und Kunstdenkmäler sowie die heimische Natur und Landschaft in ihrer Schönheit zu erhalten", ist ein so idealer, dass man nur wünschen kann, dass alle verfügbaren Kräfte eingesetzt werden, um in diesem Sinne erfolgreich zu wirken.

In dem einleitenden Abschnitt „Naturschutzgebiete sind notwendig" gibt der Verfasser in markigen Worten dem Gedanken Ausdruck, wohin wir kommen werden, wenn nicht „kleinere und grössere zusammenhängende Gebiete, die der menschlichen Ausnutzung entzogen werden, in Naturschutzgebiete umgewandelt werden".

Es folgt eine Übersicht über „Die Danziger Schutzgebiete". Als grösstes unter diesen ist das Vogelschutzgebiet Messina genannt, dessen „Entstehungsgeschichte" weiterhin dargestellt wird. Zur Veranschaulichung der Lage und Ausdehnung dieses eigenartigen Geländes dienen zwei vom Verfasser gezeichnete Kartenskizzen.

Dann folgt eine ansprechende Schilderung der „Vogelwelt im Schutzgebiet“. Nicht minder wirkungsvoll ist der sich anschliessende Abschnitt: „Messina im Wechsel der Jahreszeiten“ gestaltet. Hier bietet der Verfasser Bilder des Vogellebens im Winter, im Frühling, im Sommer und im Herbst.

Besonders wertvoll ist die Zusammenstellung sämtlicher Vogelarten, die der Verfasser bei seinen Besuchen dieses eigenartigen Geländes, die er allein, in Gemeinschaft mit anderen Beobachtern der heimischen Vogelwelt oder als Führer „einer Schar begeisterter Jünger und Jüngerinnen der Ornithologie“ ausgeführt hat, zu beobachten Gelegenheit hatte. Er unterscheidet dabei Brutvögel, regelmässige Erscheinungen sowie Seltenheiten und unregelmässige Erscheinungen. Von den ersteren zählt er 33, von den regelmässig erscheinenden Vögeln 70 und den letzteren 43 auf.

Um einige besonders interessante Vertreter der heimischen Vogelwelt zu nennen, sei auf die Beutelmeise, die Zwergmöwe und den Kormoran hingewiesen.

Unter Anführung der Literatur über dieses eigenartige Gebiet, dessen Pflanzenwelt von Lange und von Preuss bearbeitet sind, bringt Lüttschwager folgenden beachtenswerten Schluss: „Der Naturschutz ist für die Kulturländer nicht eine Liebhaberei einiger Naturschwärmer, sondern eine Lebensnotwendigkeit für die jetzigen und noch mehr für die späteren Geschlechter!“ Mögen diese beherzigenswerten Worte auch anderwärts nicht nur als Schall und Rauch verklingen, sondern zu Taten führen!

Traugott Müller.





Städtisches Museum zu Elbing
und Sammlungen der Elbinger Altertumsgesellschaft E.V.

Besuchsordnung.

Jeden Sonntag 11—1 Uhr. Eintritt frei.

An Wochentagen 9—4 Uhr. Eintritt 50 Pf. Schüler 30 Pf.
Vereine die Person 30 Pf.

Für Schulen des Stadt- und Landkreises Elbing unter Führung ihrer Lehrer an Wochentagen Eintritt frei; für auswärtige Schulen je Schüler 10 Pf.

Am 1. Weihnachts-, Oster- und Pfingstfeiertag geschlossen; an den 2. Feiertagen wie an Sonntagen geöffnet.

Der Magistrat. Der Museumsleiter.

Am 11. Juli 1927 entriss uns der Tod unser verehrtes Ehrenmitglied

Herrn Stadtältesten Eduard Stach

Ein arbeitsreiches Leben, das zum grossen Teil den Interessen der Stadt Elbing gewidmet war, ist zum Abschluss gekommen. Für die Elbinger Altertumsgesellschaft und das Städtische Museum, dessen Dezernent er lange Jahre im Magistrat war, bedeutet sein Tod einen schier unersetzlichen Verlust. Von glühender Liebe zu seiner Vaterstadt erfüllt, hat er allen Bestrebungen, die der Erforschung der Geschichte der Stadt und der heimatlichen Denkmalpflege galten, stets sein wohlwollendes Interesse geschenkt und sie auch tatkräftig durch Stiftungen gefördert. Sehr oft konnte er aus seiner reichen Erfahrung heraus uns Rat erteilen. Seine vornehme Gesinnung, sein herzlich liebenswürdiges Wesen machten es zu einer besonderen Freude mit ihm zu verkehren. Sein Andenken wird mit der Geschichte des Städtischen Museums und der Elbinger Altertumsgesellschaft unauslöschlich verbunden und bei uns unvergesslich sein.

Die Leitung des Städtischen Museums.

Der Vorstand der Elbinger Altertumsgesellschaft, E. V.

I. A. Professor Dr. Ehrlich.